LARISSA REISSNER

Oktober

OKTOBER

LARISSA REISSNER

LARISSA REISSNER

OKTOBER

AUSGEWÄHLTE
SCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN
UND EINGELEITET
VON KARL RADEK

NEUER DEUTSCHER VERLAG
BERLIN 1926

Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Eduard Schiemann. Einbandentwurf: Günther Wagner.

Copyright 1927 by Neuer Deutscher Verlag, Berlin NW 7
Filialen des Neuen Deutschen Verlages: Wien I, Bauernmarkt 1; Zürich, Gerbergasse 9; Milano, Viale Vittoria 11; Moskau, Twerskaja Jamskaja 3.

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Vorwort von Karl Radek XI

Die Front (1918—1919)

Vorbemerkung 3
Kasan 9
Swoijaschsk 46
Kasan—Ssarapul 73
Markin 87
Astrachan 101
Sommer 1919 129
Astrachan—Baku 154
Baku—Enseli 161
Petersburg 176

Afghanistan (1920)

Tanz der Stämme 181
Das Haus der Maschinen 185
Vanderlip in RSFSR 196
Vanderlip in Afghanistan 204

Kohle, Eisen und lebendige Menschen (1923)

Im Lande des Platins 219
Die schwarze und die weiße Kohle 251
Unterweltler 266
Das Nadeshdinsker Werk 288
Gorlowka 301

Im Lande Hindenburgs (1924)

Vorbemerkung 333
Ullstein 334
Junkers 350
Im Lager der Armut 372
Krupp und Essen 395

Die Dekabristen (1925)

Der 14. Dezember 1825 415
Fürst Ssergej Petrowitsch Trubezkoi 425
Baron Steingel 448
Kachowski 469

VORWORT

Bald wird sich zum zehnten Male der Tag jähren, wo grell aus den Schützengräben in die dunkle Nacht der Menschheit der rote Stern der Sowjetmacht aufstieg. Aus dem Feuer der Feldgeschütze, aus dem Blut der Gefallenen, aus dem Schweiß der Arbeiter in den Munitionsfabriken, aus der seelischen Qual von Millionen, die sich fragten, warum, wofür diese Leiden, wurde die Oktoberrevolution geboren. Das Gebrüll der Kanonen suchte sie zu übertönen, das Gekeif der bürgerlichen und sozialdemokratischen Presse zu überschreien; aber breit stand sie da, und alle in der ganzen Welt mußten zu ihr aufblicken. Die einen segnend und hoffend, die andern verwünschend und fluchend. Sie war die Grenze zweier Welten — der im Schmutz untergehenden und der in Schmerzen entstehenden. Sie war das Scheidewasser der Geister. Das, was „den Geist" in der bürgerlichen Welt darstellte, nicht nur die Pfaffen und Professoren, die Literaten und Künstler, sondern auch die „geistigen Elemente" in der Arbeiterbewegung, d. h. die große Mehrheit der bürgerlichen Intellektuellen, die sich „zur Rettung des Proletariats" niederließ — sie erschraken vor dem Gesicht der proletarischen Revolution. Ein Kautsky, ein Plechanow, ein Geusde, die ihr Leben

der Prophezeiung der Revolution geopfert haben, sie wandten sich von der Oktoberrevolution ab.

Die Intellektuellen in Europa, die es nicht taten, sahen in der Oktoberrevolution das Ende des Krieges, die Revolte gegen den Krieg. Manche von ihnen ahnten den Anfang einer neuen Welt, aber sie taten es mit Bangen. Was wird da kommen? In Rußland ging mit den Bolschewiki nur ein winziger Teil der Intellektuellen. Die russischen Intellektuellen — auch solche, die dem Proletarier, wie Gorki, nahestanden —, konnten sich gar nicht vorstellen, daß dieses zurückgebliebene Land dem Kapitalismus die Durchbruchsschlacht liefern könnte.

Zu der winzigen Zahl der Intellektuellen, die nicht nur entschieden zum kämpfenden Proletariat übertrat, sondern übertrat mit tiefem Bewußtsein der weltgeschichtlichen Bedeutung der Ereignisse, mit tiefem Glauben an den Sieg, ja, mit einem Aufjauchzen gehörte Larissa Reissner. Obwohl erst zweiundzwanzig Jahre alt, als die Todesstunde des bürgerlichen Rußlands geschlagen hatte, hat sie den zehnten Jahrestag der Revolution nicht erlebt, in deren Reihen sie todesmutig mit der Waffe in der Hand gekämpft hat, deren Schlachten sie beschrieben hat, wie es nur möglich ist, wenn sich in einem Menschen ein großer Künstler mit einem großen Kämpfer vereinigt.

Ein paar knappe Bände sind geblieben als Erbe Larissa Reissners. Die Oktoberrevolution ist ihr einziges Thema. Und solange es kämpfende, denkende, fühlende Menschen drängen wird, zu erfahren, „wie

es vor sich gegangen ist", sie werden zu diesen Zeilen greifen, und sie werden sie nicht aus der Hand legen, bevor sie sie bis zur letzten Seite gelesen. Denn der Atem der Revolution schlägt aus ihnen entgegen.

Es ist noch zu früh, die Biographie dieser hochgesinnten Frau zu schreiben, die nicht nur interessanteste Seiten der politischen Geschichte der Oktoberrevolution enthalten wird, sondern auch intimste Einblicke in die Geschichte des Geisteslebens Rußlands vor der Revolution, die Geschichte der Geburt eines neuen Menschen. Nur ein paar Gedanken zu diesem Thema, ein paar abgrenzende Striche und Hinweise, die den Rahmen zu einer solchen Arbeit bilden können.

Larissa Reissner wurde am 1. Mai 1895 in Lublin (Russisch-Polen) geboren, wo ihr Vater Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Pulawy war. Das baltische Blut des Vaters verband sich in ihr mit dem polnischen Blut der Mutter, Vererbung alter Kultur deutscher Juristengeschlechter mit dem Temperament, der Regsamkeit Polens. Sie wuchs auf in Deutschland und Frankreich, wohin der Vater zog — zuerst studienhalber und dann als politischer Emigrant. Schwere geistige Kämpfe wurden im Elternhause durchgefochten. Der Vater kämpfte sich vom konservativen Rechtsgelehrten und Monarchisten zum Republikaner und Sozialisten durch. Die Umgebung, in der sie aufwuchs, änderte sich jäh. Die russische Professur machte Platz deutschen Demokraten — Barth, Träger — und Sozial-

demokraten. Das kleine Mädchen mit den lebendigen, scharfblickenden Augen schaute auf zu Bebel, zu dem lustigen Karl Liebknecht, mit dem Professor Reissner als Hauptexperte im Königsberger Zarenprozeß viel verkehrte, und die Erinnerung an die Besuche bei Tante Bebel war bei Larissa sehr lebendig. Von der Kaffeekanne, die auf dem Tische bei den Empfängen dampfte, und dem Napfkuchen, den man bekam, erzählte sie, als ob es gestern gewesen wäre. Diese Erinerungen bildeten die Grundlage des inneren Verhältnisses, das Larissa Reissner zu Deutschland hatte. Die Arbeiterkinder aus Zehlendorf, mit denen sie in die Schule ging, die Erzählungen der Arbeiterin Therese Bend, die der Mutter in der Wirtschaft half: Alles das blieb in Larissa so lebendig, daß sie im Jahre 1923, als sie bei einer Berliner Arbeiterfamilie illegal lebte, sich wie zu Hause fühlte. Und die alte Genossin, die ihr den Kopf wusch, und ihre Enkelin, die Larissa in den Tiergarten führte, sie sahen in ihr einen nahen Menschen, nicht eine Intellektuelle aus fremden Ländern.

Die Wellen der russischen Revolution, die über die deutsche Grenze spritzten, fanden Verständnis bei dem kleinen Mädchen. Der Vater und die Mutter waren in ununterbrochenem Verkehr mit der russischen revolutionären Emigration. Zwar wußte die Kleine noch nicht, wenn Briefe von Lenin an Professor Reissner kamen, daß sie einmal ihr Stolz sein werden. Die Genossen, die da geheimnisvoll kamen und gingen, reizten gewiß ihre Phantasie mehr. Dann

kam die Revolution 1905/06, der Vater konnte nach Rußland zurückkehren, und das Kind befand sich in Petersburg. Bisher führte sie der Weg direkt zur Revolution. Hier biegt er ab, und es ist ein Wunder, daß sie bei dieser Biegung nicht von der Straße ihres Lebens geriet. Der Vater, Professor des Staatsrechts an der Petersburger Universität, Marxist, gerät in Kämpfe mit den liberalen Professoren. Die große Welt der Wissenschaft ist eine sehr kleine Welt der Professoren, und es gibt nichts Schmutziges, Hinterhältiges, Kleines, was große Professoren gegen ihre Gegner nicht unternehmen. Der Radikale wurde verdächtigt — nun, wessen kann man einen Radikalen verdächtigen? —, natürlich der geheimen Beziehungen zur Reaktion. Die alte Klatschbase Burzew geriet in dieses Gerede mit hinein, wozu er persönliche Neigungen hatte. Professor Reissner kämpfte jahrelang um seine politische Ehre gegen den „Krummen" aus „Peer Gynt", gegen die Mär, gegen das Wispeln, das man nicht packen, nicht stellen konnte. Er zog sich vom politischen Leben zurück. Zu Hause herrschten größte materielle Not und schließlich Verbitterung, Hoffnungslosigkeit. Das kleine Mädchen, das an seinen Eltern mit allen Fasern der Seele hing, verstand sehr gut, warum es jetzt einsam im Elternhause war, warum es des Vaters Schritte stundenlang und seine Stimme immer seltener hörte. Eine tiefe Spur hinterließen diese Erinnerungen in ihrer Seele, aber obwohl sie eine Wand bildeten zwischen ihr und den revolutionären Kreisen, konnten sie sie nicht abwenden von den sozialen und sozialistischen

Gedanken. Noch im Gymnasium, das für das vom Talent übersprühende, vom Übermut volle Mädchen eine Qual war, schreibt sie ihr Jugenddrama, „Atlantide", das der Verlag „Schipownik" im Jahre 1913 aufnahm, ohne den Verfasser zu kennen, ein Drama, dessen Form noch unausgegoren ist, das aber zeigt, wohin der Geist Larissas schon damals strebte: Es schildert einen Menschen, der durch seinen Tod die Gesellschaft vor dem Untergange retten will. Ein kindliches Drama. „Der Mensch" kann die Gesellschaft vor dem Untergange niemals retten. Aber das Kind, das es schrieb, dachte an die Menschheit und ihre Nöte, wenn es Nachts im Bette kauert. Poehlmanns „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus" war das Buch, das dem Mädchen den Stoff zu ihrem Erstlingswerk gab. Das ist um so bemerkenswerter, als Larissa unter persönlichem Einfluß von Leonid Andrejew stand. Der große Dichter-Individualist gab ihr nicht nur Unterricht in Literatur, sondern beeinflußte sie auch geistig. Den Weg ihrer Seele konnte er nicht ändern. Nicht er und nicht die anderen Dichter des Akkmalistenkreises — wie Gumilew —, die ihre Form beeinflußten, konnten verhindern, daß das neunzehnjährige Mädchen zusammen mit dem Vater, ohne einen Augenblick zu zaudern, den Posten des internationalen Sozialismus bezog, als 1914 der Krieg ausbrach, und jeder dieser Dichter zu einem Tyrteus des imperialistischen Völkergemetzels wurde. Das Letzte, was unter der Hand war, wurde versetzt,

um eine Zeitschrift, „R u d i n“, zu gründen, die den Kampf gegen den Verrat der internationalen Solidarität führte. Nur die Zurückgezogenheit der Reissners, von der die politische Polizei gut Bescheid wußte, erklärt es, daß das Blatt erscheinen konnte. Der bloße Anblick der grausigen Karikaturen auf Plechanow, Burzew und Struwe müßte sonst für ihr Verbot genügt haben. Der Kampf mit der Zensur und mit den materiellen Schwierigkeiten lag in den Händen des jungen Mädchens, das dazu in glänzenden, abgefeilten Gedichten, in scharfen, sarkastischen Glossen das geistige Schwert führte. Der Kampf mußte abgebrochen werden. Wie jeder Krieg erforderte auch dieser Geld, und es ging bald aus. Als nichts mehr da war, das man ins Leihhaus bringen konnte, ging das Blatt ein. Larissa beginnt mitzuarbeiten an der „L e t o p i s“, der einzigen legalen internationalistischen Revue.

Als die Februarrevolution ausbrach, begann Larissa sofort in den Arbeiterklubs zu arbeiten, sie schrieb in Gorkis Zeitung „Nuscha Schisu“, die gegen die Koalition mit der Bourgeoisie kämpfte, an der Lunatscharski und viele andere Internationalisten arbeiteten. Ihr Pamphlet gegen Kerenski läßt sofort erkennen, daß sie die Faulheit und Hohlheit der Kerenski-Regierung mit dem Instinkt des Künstlers fühlte. Sehr interessant sind die kleinen Studien und Skizzen, die sie aus den Arbeiterklubs und Theatern in den Oktobertagen schrieb. Was in ihnen direkt hervorsticht, ist das Verständnis für das Streben der Volksmasse zum schöpferischen Leben.

Was für andere hochnasige Intellektuelle nur ein Gegenstand des Lächelns sein konnte, die unbeholfenen Versuche der Arbeiter und Soldaten, auf der Bühne das Leben zu gestalten — darin sah sie das Ringen einer neuen Klasse, neuer Schichten, nicht nur zu empfangen, sondern zu bilden und zu geben. Diese tiefschöpferische Frau sah das Schöpferische der Revolution, und darum kam sie ganz zu ihr.

In den ersten Monaten beschäftigte sie sich mit der Arbeit bei der Übernahme und Inventarisierung der Kunstschätze. Tief bewandert in der Geschichte der Kunst, half sie, das Erbe der Bourgeoisie für das Proletariat zu retten. Aber bald begannen die ersten Kämpfe mit der Konterrevolution. Es galt zuerst um das nackte Leben zu kämpfen, um die Voraussetzungen für die schöpferische Arbeit der Revolution zu schaffen. Larissa, die inzwischen Mitglied der Partei ward, begab sich an die tschechoslowakische Front. Sie konnte nicht Zuschauerin des Kampfes zwischen der alten und neuen Welt sein. Wie sie gearbeitet hat in S w i a r s k, wo die Rote Armee zusammengehämmert wurde, wie sie gearbeitet hat in den Kämpfen unserer Wolgaflottille, das erzählt sie in ihrem „F r o n t"-Buch nicht. Sie erzählt von den Kämpfen, an denen sie teilnahm. Dafür soll hier ein Teilnehmer der Kämpfe für sie sprechen. In der „Krasnaja Swiezda" („Der Rote Stern", Organ des Kriegskommissariats) erzählte aus Anlaß ihres Todes A. K r e m l e w:

„Bei Kasan. Die Weißen gehen aufs Ganze. Wir erfahren, daß in unserem Rücken, in Tjurljama, die

Weißen die Front durchbrochen und achtzehn Waggons mit Munition gesprengt haben. Unsere Frontabteilung ist durchschnitten. Der Stab ist hier, und was ist mit den Abgeschnittenen? Der Feind bewegt sich auf die Wolga hin, in den Rücken nicht nur der Truppen, sondern auch der Flottille. Bei Swiarsk steht der Zug Trotzkis.

Befehl: In die Lücke der Front einzudringen, alles zu erfahren, die Verbindung mit den Abgeschnittenen herzustellen. Larissa geht, nimmt mit sich Wanja Ribakow, fast einen Knaben, wir gehen zu Dritt.

Nacht, du zitterst vor Kälte, Einsamkeit, Unbestimmtheit. Aber Larissa geht mutig den unbekannten Weg. Bei dem Dorfe Kuroczkino werden wir bemerkt, Schießerei, wir müssen schleichen. Larissa sucht die andern aufzuheitern. Von unterdrückter Angst wird nur ihre Stimme weicher. Wir reißen uns aus der Zone des Feuers heraus. ‚Seid ihr nicht müde, Wanja und du?'

Sie stand hoch über uns allen in diesem Augenblick. Man wollte ihr die schmutzigen Hände küssen, die Hände dieser wunderbaren Frau.

Sie ging schnell, mit großen Schritten. Um nicht zurückzubleiben, mußten wir anderen laufen.

Frühmorgens sind wir angelangt.

Brandstätte. Leichen. Tjurljama.

Von dort, halbtot, nach Schichrapy, wo ein lettisches Regiment stand, und von wo man sich mit dem Zuge Trotzkis verbinden konnte. Die Verbin-

dung des Frontabschnittes ist hergestellt. Und diese zarte Frau ist der Knoten der Front.

‚Genossen, bringt die Jungens unter! Ich? Ich bin nicht müde.‘

Und dann? Die Patrouillen bei Werchnij Uslon, bei Morknaszy, bis zu Pjany Bor. Achtzig Werst zu Pferde ohne Unterbrechung.

In diesen Tagen gab es wenig Freude. Aber in allen diesen schweren Zügen wich das Lächeln vom Gesichte Larissas nicht.

Und dann Enseli, Baku, Moskau.

Und nicht Larissa Reissner ist gestorben, sondern eine Frau von der Barrikade.

Das wollte ein Matrose aus der Flottille in Erinnerung bringen.“

Wie sie im Feldzuge von den Matrosen heiß, brüderlich geliebt wurde, weil sie nicht nur heldenmütig, sondern einfach, gut, menschlich war, wie dieses menschliche Verhältnis der Masse zu ihr sie niemals in eine falsche Stellung brachte, niemandem der Gedanke in den Kopf kommen konnte, sie sei an der Front nicht als Kämpferin, sondern als Frau des Kommandierenden der Flottille — im Jahre 1918 hat sie Raskolnikow geheiratet —, so verstand sie im Jahre 1919 als Kommissar des Stabes der Flotte in Petersburg ausgezeichnete, kameradschaftliche Verhältnisse mit den besten Spezialisten der Flotte, mit den Admirälen Altvater und Behrens herzustellen. Ihre große Kultur, ihr verfeinertes Empfinden, ihr Takt ließen diese Offiziere der alten

Flotte nicht fühlen, daß sie unter der Kontrolle eines fremden Menschen standen.

Im Jahre 1920 ging sie mit ihrem Manne, der zum Sowjetgesandten in Afghanistan ernannt wurde, nach Kabul. Zwei Jahre am Hofe einer orientalischen Despotie, genötigt, teilzunehmen an den prunkhaften diplomatischen Festen, an den diplomatischen Intrigen, an dem Kampf um den Einfluß auf die Frauen des Emirs. „Glänzend"-schmutzige Arbeit, bei der leicht ein 25jähriger Mensch, von dem kämpfenden Proletariat abgeschnitten, den Zusammenhang mit der Revolution verlieren konnte. Larissa liest ernste marxistische Literatur, studiert den englischen Imperialismus, die Geschichte des Orients, Literatur über den Freiheitskampf des nahen Indiens. Dort in den afghanischen Bergen fühlt sie sich als einen Teil der Weltrevolution und bereitet sich vor für weitere Schlachten. Ihr Buch „A f g h a n i s t a n" zeigt, wie sich die Horizonte dieser Kämpferin ausbreiten, wie sie aus einer russischen Revolutionärin zum Mitglied der internationalen proletarischen Armee wird.

Im Jahre 1923 kehrt sie nach Sowjetrußland zurück. Das Land der Arbeiter und Bauern sieht ganz anders aus, als sie es verlassen hat. Der strenge, mönchisch-soldatische Kriegskommunismus, der ein direkter Sprung vom Kapitalismus zum Sozialismus zu sein schien, hatte der NEP Platz gemacht. Larissa verstand wie wir alle die Notwendigkeit dieses Schrittes. Man mußte Spielraum für die Initiative der Bauern geben, nicht nur, um Roh-

stoffe für die Industrie zu bekommen, sondern um nicht zu verhungern. Sie verstand das mit dem Kopfe. Aber wird man auf diesem Wege zum Sozialismus gelangen können? Ist es nicht eine Rückkehr zum Kapitalismus? Die Antworten, die sie darauf von der Partei erhielt, und die sie sich selbst gab, konnten ihre innere Unruhe nicht aus der Welt schaffen. Sie sah ein, daß der Kriegskommunismus nicht aufrechtzuerhalten war, aber in ihrer Seele trauerte sie nach dem heroischen Versuch, mit bewaffneter Hand die Tore zur neuen Gesellschaft zu stürmen. Ja, es herrscht Bewegung in den Straßen unserer Städte, Lastwagen fahren Ware, die Läden sind geöffnet, die Fabriksirenen rufen wieder zur Arbeit. Aber nicht nur wir wachsen dabei, sondern die bürgerlichen Elemente beginnen aufzutauen und treiben neue Blüten. Werden wir mit ihnen fertig? Greift nicht Zersetzung in unsere Reihen ein? Werden unsere Wirtschaftler, die genötigt sind, in Handel und Wandel aufzugehen, von der kapitalistischen Moral angefressen? Wird die Fäulnis nicht in das Gewebe der Partei greifen? Den ganzen Sommer 1923 sah sich Larissa um, aufgewühlt, unruhig. Im September kam sie zu mir mit der Bitte, ihr zu einer Reise nach Deutschland zu verhelfen.

Es war nach dem Cuno-Streik, als auf einmal hunderttausende Proletarier Deutschlands wieder an den Ketten zu rütteln begannen. Poincaré stand an der Ruhr, die Mark sauste in den Abgrund, und mit zurückgehaltenem Atem erwartete das russische Proletariat die kommenden Dinge in Deutschland.

Larissa wollte dorthin, um mitkämpfend in den Reihen der deutschen Proletarier ihre Kämpfe den russischen Arbeitern näherzubringen. Ihr Vorschlag erfreute mich sehr. Denn wie die deutschen Proleten sich kein Bild von dem machen können, was in Rußland vorgeht, so haben die russischen Arbeiter nur ein schematisches Bild von den Kämpfen des deutschen Proletariats. Ich war überzeugt, daß niemand besser als Larissa imstande sei, die Verbindung zwischen den beiden Proletarier-Armeen herzustellen. Denn sie war nicht Künstler-Zuschauer, sondern Kämpfer und Künstler, der von innen den Kampf sah und seine Dynamik in menschlichen Schicksalen darstellen konnte. Aber ich fühlte gleichzeitig, daß für sie die Reise nach Deutschland eine Flucht vor nicht zerstreuten Zweifeln war.

Larissa kam nach Dresden am 21. Oktober 1923, als die Soldaten des Generals Müller die Hauptstadt des roten Sachsens besetzten. Selbst Soldat, verstand sie die Notwendigkeit des Rückzuges. Als aber ein paar Tage später die Nachrichten vom Hamburger Aufstand kamen, da lebte sie auf. Sie wollte sofort nach Hamburg fahren und knurrte, als sie in Berlin bleiben mußte. Halbe Tage lungerte sie vor den Läden unter den Massen, die für Millionen ein Stückchen Brot zu kaufen suchten, unter Arbeitslosen, saß in Krankenhäusern bei den ausgemergelten Proletarierinnen, die sich dort mit ihrem Kummer stauten. Ich lebte konspirativ, nur auf den Verkehr mit führenden Genossen angewiesen, die selbst keine Möglichkeit hatten, eine

direkte Fühlung mit den Volksmassen aufrechtzuerhalten. Larissa hatte die Fühlung. Ob sie im Tiergarten ein Gespräch mit einem Arbeitslosen anfing, ob sie am 9. November bei einer sozialdemokratischen Totenfeier der deutschen Revolution anwesend war, ob sie an einer kommunistischen Silberhochzeitsfeier teilnahm, sie wußte sich die Herzen der Menschen zu öffnen und brachte immer ein Stück Leben mit. Sie lebte auf in der Arbeitermasse Berlins, die ihr so nahe wurde wie die Proletarier Petersburgs, die Matrosen der Wolgaschiffe. Sie kehrte stolz heim von der Demonstration im Lustgarten, wo Berliner Proleten dem General Seeckt und seinen Panzerautos vordemonstrierten, daß die „verbotene" Kommunistische Partei lebt. Schließlich konnte sie nach Hamburg gehen, um die Kämpfe der Hamburger Proletarier für das deutsche und das internationale Proletariat zu beschreiben und zu besingen. „Nach allem Sumpfigen, mit Fettaugen Bedeckten stößt man hier auf etwas Hartes, Starkes und Lebendiges" — schrieb sie sofort nach der Ankunft in Hamburg. — „Es war anfangs schwer, ihr Mißtrauen, ihre Befremdung zu überwinden. Aber sobald sie einen gern haben, als Genossen ansehen, kann man ihnen alles nehmen — alle ihre einfachen, großen und tragischen Erlebnisse." Sie lebte bei den verlassenen Frauen der Hamburger Kämpfer, suchte die Flüchtlinge in ihren Schlupfwinkeln auf, ging in die Gerichtssäle, in die sozialdemokratischen Versammlungen. Und in den Nächten las sie Laufenbergs Bücher über die Geschichte

Hamburgs und der Hamburger Bewegung. Ganze Hefte von Material, das sie in diesen Wochen zusammengebracht hat, liegen vor mir. Sie zeigen, wie sie gearbeitet hat mit dem Gefühl der tiefsten Verantwortung eines Menschen, für den die kleinste Episode dieser Kämpfe ein hohes Lied auf die Menschheit war. Noch in Moskau verbrachte sie viele Stunden mit einem Genossen, der an den Kämpfen führend teilgenommen hatte, dann flüchten mußte. Sie überprüfte mit ihm das ganze Material, korrespondierte mit anderen Genossen, wenn Zweifel über Tatsachen entstanden. Nicht ein interessierter Künstler schrieb das kleine Büchlein: „Hamburg auf den Barrikaden", es schrieb sie ein Kämpfer für Kämpfer. Hunderte Schlachten, Kämpfe, Scharmützel lieferte das deutsche Proletariat seinen Feinden. Keine ist so liebevoll, so ehrfurchtsvoll den kommenden Geschlechtern überliefert wie diese Kämpfe der Hamburger Proleten. Larissa Reissner beschenkte reich, die sie liebte. Und das hohe Reichsgericht, das dieses schmale Büchlein verbrennen ließ, wußte wohl, was es tat.

Larissa Reissner kam aus Deutschland, nicht zerschlagen durch die Niederlage. Sie sah in Hamburg das Feuer unter der Asche, sie sah, wie die Niederlagen starke Menschen für die zukünftigen Kämpfe schaffen. Aber gleichzeitig erkannte sie, daß mit einem nahen Sieg in Europa nicht zu rechnen war. Sie mußte mit sich ins Klare kommen in Sowjetrußland, sie mußte sich klar werden über das, was bei uns unten, in den Massen vorgeht, die schließlich den

Gang der Geschichte bestimmen. Und ein Mensch der direkten Anschauung, wie sie war, konnte sie sich zur Klarheit nicht auf Grund von Büchern und Debatten durchringen. Sie fuhr in die Kohlen- und Eisenbezirke nach dem Ural und dem Donezbecken, sie fuhr in den Textilrayon von Iwanowo-Woznesensk, sie fuhr in das kleinbürgerliche Weißrußland. Ganze Wochen war sie zu Pferde, im Wagen, auf der Eisenbahn unterwegs. Wiederum begann ein Leben in den Arbeiterfamilien, Heruntersteigen in die Schächte, Sitzen in Fabrikkontoren, Teilnahme an Versammlungen der Fabrikkomitees und Gewerkschaften, Gespräche mit Bauern, ein tägliches, stündliches Betasten des Lebens, ein Horchen in die Nacht. Das Buch: „Kohle, Eisen und lebendige Menschen", das aus dieser Arbeit entstand (und es war eine so schwere geistige und physische Arbeit, wie sie wenige Schriftsteller auf sich nehmen), enthält nur einen kleinen Teil dessen, was sie erlebt, durchdacht, gefühlt hat.

Dieses Buch bildet literarisch und gedanklich den Beginn einer neuen Periode im Schaffen Larissa Reissners. In diesem Buche erobert sie sich als Kommunistin den eigenen Boden unter den Füßen, und als Schriftstellerin findet sie den Stil, der ihrem Inhalt entspricht. In dieser Zeit zerrinnen ihre Zweifel. Sie sieht, was die Proletarier bauen. Sie bauen den Sozialismus, im Schweiße ihres Angesichtes vor den Martinöfen stehend, oft ohne Schuhe und Klei-

dung in den Schächten, oft fluchend über die niedrigen Löhne, aber in ihren besten Teilen, in ihrem tiefsten Innern bewußt, daß sie sich um den Sozialismus quälen und schuften. Sie sieht in unseren kantigen, knorrigen Wirtschaftlern die alten Kameraden aus der Armee, die ebenso mit eiserner Hand die Zügel halten und gleichzeitig fein horchen müssen, wie weit man gehen kann, was man der Masse zumuten kann. Sie sieht die ungeheuren Kräfte, die die Revolution in den untersten Schichten des Volkes geweckt hat, und das gibt ihr den Glauben, daß wir alle die Schwierigkeiten überwinden können, die uns die Wiedergeburt kapitalistischer Tendenzen schaffen kann. Sie hatte für diese Tendenzen ein scharfes Auge: sie sah sie nicht nur in der Wirtschaft und Politik, sie sah sie in der Kunst, in der Ideologie. Sie sah das Kleinbürgertum als den Sumpf, in dem sogar Bauten aus Eisen versinken können, als den Sumpf, der die sonderbarsten Blüten treibt. Aber sie sah auch klar die Wege des Kampfes gegen die Gefahren, die der Republik der Arbeit drohen, die Dämme, die die Kommunistische Partei, die das Proletariat aufrichten können und aufrichten werden.

Und als sie sich zur inneren Klarheit durchgerungen hatte, als sie sich sagte, daß es gilt, an dem Kampf weiter teilzunehmen, da ging sie an die Schärfung ihrer Waffen. Ihre Waffe war ihre Feder. Larissa dachte früher wenig daran, für wen sie schrieb. In der Geschichte der Literatur, der Kunst

wie wenige zu Hause, schrieb sie einen reichen Stil, der gewählt war nicht nur durch die Anschaulichkeit, die die Liebe zur Natur eingibt, sondern durch die Kultur vieler Jahrhunderte. Wie echte Spitzen und Filigran-Stickerei ist der Stil von „Die Front" und „Afghanistan". Jetzt wirft sie einen Teil des Schmuckes bewußt weg, vereinfacht das Muster ihrer Stickereien. Sie will nicht für den Arbeiter „populär" schreiben, sie sucht Kunstwerke für das Proletariat zu schaffen. Ende 1924 und im Jahre 1925 wird scharf gearbeitet. Larissa nimmt an den Arbeiten in der Untersuchungskommission Trotzkis teil, in der die Wege zur Besserung der Warenqualität geprüft werden, und will auf diesem Wege den Wirtschaftsbetrieb Sowjetrußlands kennenlernen. Sie liest eine umfangreiche Literatur über die russischen Wirtschaftsfragen, über weltwirtschaftliche Probleme. Ich kann nicht behaupten, daß sie die Zahlen liebte. Wenn sie einen oder zwei langweilige Schmöker durchgearbeitet hatte, so bat sie flehentlich um ein „schönes Buch" über Naphtha oder Getreide und labte sich an Delaisis Buch über Petroleumtrust, an Norris Getreide-Epopöe. Gleichzeitig studierte sie mit Eifer die Geschichte der Revolution. Als sie sich zu den Vorträgen über die Revolution 1905 in der Zelle der Schule für Panzerautomobile vorbereitete und gleichzeitig konkretes Material und die Arbeiten Lenins aus dieser Epoche las, entdeckte sie die Größe der Schlichtheit unseres Meisters und fand den Schlüssel zu seinen Schriften, die ihr bisher trocken schienen. So erhielt ihre Darstellungskunst

neue Elemente. Es genügt, die großen Gemälde der Kruppfabrik und der Junkerswerke „Im Lande Hindenburgs" zu lesen und die „Dekabristen". Die beiden ersten haben einen technischen Stil. Es ist keine Ausschmückung mit technischem Beiwerk. Das Interesse für Wirtschaft haben Larissa technisches Denken beigebracht, die Maschine, das Verwaltungsgebäude finden Platz in ihrem Kopfe, nicht nur in ihrem Auge. In den „Dekabristen" wirkt die Perspektive auf den Stil. Es ist wiederum kein Modellieren und Archaisieren des Stiles. Sie sieht die Menschen in historischer Perspektive. Aber Geschichte und Wirtschaft haben für sie nicht nur absolutes Interesse, sie untersucht die menschlichen Beziehungen in den gegebenen Verhältnissen: Wie lebte die menschliche Kreatur, wie kämpfte sie unter diesen Verhältnissen? So erhebt Larissa neben dem Riesengebäude Krupp die Baracke des Elends und zeigt in dem Dekabristen Kachowski den „erniedrigten und beleidigten" Menschen und gibt das unvergleichliche Bild der Leiden des deutschen Kameralisten, den die Sucht, eine ideale Bureaukratie für den Zaren auszuspintisieren, in den Staub der Lächerlichkeit und den Dreck des sibirischen Elends brachte. Sie zeigt die menschlichen Würmer, die sich zwischen den Giganten der Technik, unter den Rädern der Geschichte krümmen.

So gewachsen als Künstler und Revolutionär, bereitete sich Larissa Reissner für neue große Arbeiten vor. Sie dachte an eine Trilogie, die die

Ural-Arbeiter schildern sollte in den Leibeigenenfabriken während des Pugatschewaufstandes, in der kapitalistischen Tretmühle unter dem Zarismus und bei der sozialistischen Wiederaufbau-Arbeit. Sie dachte gleichzeitig an eine Galerie der Vorkämpfer des Sozialismus. Nicht nur Bilder von Thomas Moore, Münzer, Babeuf, Blandisi, sondern Bilder „kleiner Menschen" der Revolution, von den ersten Schritten des Handwerkerproletariats bis zu den Tagen unserer gigantischen Kämpfe. Sie schreckte oft vor den Aufgaben, die sie sich stellte, zurück. Denn sie war innerlich sehr bescheiden und zweifelte oft an der Kraft ihrer großen Begabung. Sie würde die Aufgaben bewältigt haben, denn ihre Kräfte wuchsen mit jedem Tag.

Es war ihr nicht beschieden, zu verwirklichen, was in ihr schlummerte. Sie fiel nicht im Kampfe gegen die Bourgeoisie, als ihr der Tod oftmals in die Augen schaute, sie fiel im Kampf gegen die Natur, die sie liebte. In den letzten Atemzügen, als sie zum letzten Male das Bewußtsein wiederfand, freute sie sich der Sonne, die durch ihr Fenster mit heißen Strahlen Abschied nahm. Sie sprach davon, wie schön es in der Krim sein würde, wenn sie zur Genesung dorthin fahre, und wie schön es dann sein würde, den von der Krankheit gehetzten Schädel mit neuen Gedanken zu füllen. Sie versprach, um das Leben zu kämpfen, und gab den Kampf erst auf, als sie das Bewußtsein verlor.

Geblieben sind von ihr ein paar schmale Bändchen. Aber die werden so lange leben wie die Kunde

von der ersten proletarischen Revolution. Sie werden verkünden, daß es eine internationale Revolution war, für Ost und West, für Hamburg und Afghanistan nicht weniger als für Leningrad und den Ural. Diese junge Kämpferin, die mit ihrem Herzen und Hirn sie alle umfaßte, wird auch nach ihrem Tode durch ihre Bücher ein lebendiger Zeuge der proletarischen Revolution bleiben.

Moskau-Kreml, am 1. Dezember 1926.

Karl Radek.

I.

DIE FRONT

1918 — 1919

VORBEMERKUNG

In Moskau gibt es große, schmutzige, geräumige Gebäude, in denen Tausende von Soldaten-, Arbeiter- und Bauernkindern lernen. Es lebt sich schlecht in den überfüllten Internaten, und die Luft ihrer Hörsäle ist stickiger, übelriechender und feuchter als jene, die die alte Studentenschaft einatmete in Universitäten, deren sonnige, endlos lange Korridore leichtes Auf- und Abschreiten gestatteten ... Diese neuen, heranwachsenden Menschen, die im Sturmschritt, in wenigen fliegenden Jahren die ganze alte bürgerliche Kultur erfassen müssen, und nicht nur erfassen, sondern auch ihre besten, wichtigsten Elemente in neue ideologische Formen umschmelzen müssen — diese neuen Menschen der Arbeiterfakultäten sind die Richter von morgen, sind Erben und Anwälte dieses Jahrzehnts.

Die Revolution pflegt ihre revolutionären Fachleute in grausamer Weise zu verbrauchen. Sie ist ein harter Herr, mit dem sich nicht von achtstündigem Arbeitstage reden läßt oder von Schutz der Mutterschaft und Erhöhung des Arbeitslohns. — Dieser Herr fordert alles — Gehirn und Willen, Nerv und Leben. Und wenn er seine Leute verwundet, verbraucht, ausgesogen hat, wirft er die Geschwächten auf den Müllhaufen und nimmt sich neue, mustergültige Soldaten aus der unerschöpflichen Reverse der Volksmassen. Noch einige wenige

Jahre — und von den Sturmkolonnen, die im Oktober des Großen Jahres die soziale Revolution verkündet, bei Petersburg und Kasan, bei Jaroslaw und Warschau, am Perekop und in den Kaspischen Steppen, in Sibirien und auf dem Ural, bei Archangelsk und im fernen Osten gefochten haben — wird fast keine mehr übrigbleiben. Und diese ganze Masse wird als Dung des Bodens, als Maschinenöl, als Kohle und Naphtha für die sowjetrussische Feuerung verbraucht. Die neue proletarische Kultur, unsere herrliche Wiedergeburt, werden nicht Soldaten und Feldherren der Revolution verwirklichen, nicht ihre Verteidiger und Helden, — sondern die ganz Neuen, ganz Jungen, die jetzt in den schmutzigen, stickigen Auditorien der Arbeiterfakultäten sitzen, die Wissenschaft verdauen, ihr letztes Hemd verkaufen und mit der ganzen Oberfläche ihrer proletarischen Haut Marx, Iljitsch und Trotzki in sich aufsaugen.

Es ist ein wildes, unversöhnliches Völkchen von Materialisten. Es hat aus seinem Leben und aus seiner Weltanschauung mit wundervollem Mut alle „Gesetzmäßigkeiten" und Schönheiten, alle Süßigkeiten und mystischen Trostsprüche der bürgerlichen Wissenschaft, der bürgerlichen Ästhetik, Kunst und Religion, ausgemerzt. — Man sage diesen Studenten der Arbeiterfakultäten das Wort „Schönheit", und sie fangen an, ohrenbetäubend zu pfeifen. Die Worte „Gefühl" und „Geistigkeit" genügen, damit sie die Stühle demolieren und den Saal verlassen. Recht so.

Aber indem ihr das bürgerliche Sentiment auspfeift und verspottet, müßt ihr euch hüten, ihr jungen proletarischen Menschen, in die alte bürgerliche Falle zu geraten, die diese Jahre ausgezeichnet überlebt und ihre alten Sprungfedern wieder in Aktion gesetzt hat. Wenn es für euch keine bürgerlich-individualistischen Liebesgefühle, Inspirationen und Aufschwünge gibt, so bleibt doch die Unsterblichkeit dieser in einem Meere von Flammen, im Typhus und Hungerfieber vorübergezogenen Jahre bestehen.

Es waren die Ästheten aus der hochkünstlerischen Zeitschrift „Apollo", es waren diese verfeinerten Kenner und Liebhaber des russischen Stils, die sich mit verächtlichem Naserümpfen von dem gewaltigen nackten Venusleibe abwandten. Sie sind es auch, die ihre empfindlichen Nasen den Düften der — Revolution verschließen. Wie kann man solche banalen, primitiven Worte wie „Heroismus", „Verbrüderung der Völker", „Selbstaufopferung", „Auf seinem Posten gefallen" in den Mund nehmen! Ach ja, man kann sie nicht nur in den Mund nehmen, man kann und muß sogar alle diese einfachen, herrlichen Dinge, die einem guterzogenen Menschen Zahnweh bereiten, tun! — Hier einige Beispiele: Eine kleine Schar von Schiffen, einige Dutzend eisenbeschlagene Schleppkähne und Dampfer, einige zwanzigtausend Matrosen der Kronstadt- und Schwarzmeerflotten, die ihre Besatzung bilden. Um sich drei Jahre zu schlagen, um mit dem Gewehr in der Hand Tausende von

Kilometern von den baltischen Gewässern bis zur persischen Grenze zu marschieren; um strohverbackenes Brot zu essen, um zu sterben, um auf schmutzigen Kojen zu verwesen und in armseligen verlausten Lazaretten zu fiebern; um zu siegen, um endlich über seinen dreimal stärkeren Feind zu siegen, um mit zerschossenen Geschützen und verbrauchten alten Flugzeugen zu kämpfen, die bei dem schlechten Benzin jeden Tag hinabstürzten, und dabei fortwährend aus dem Hinterlande hungrige, erboste Briefe zu erhalten — mußte man zu alledem, um alles das ertragen zu können, nicht einen ungeheuren Antrieb in seiner Seele haben? — Man mußte Worte erfinden, die die angeborene, unvermeidliche Feigheit des Fleisches überwinden, die Feigheit seines Fleisches, seiner dünnen menschlichen Haut, die sich mit jedem verrosteten Nagel so leicht durchstechen läßt?

Die rote Flüssigkeit fließt so schnell heraus, und dann ist plötzlich alles zu Ende. Man mußte Augen haben, die durch Blut und Schmutz hindurchsehen können, die ertragen können — die Martertische der Operationszimmer der „Sozialen Fürsorge", die einem nicht einmal ein Kautschukbein für sein abgerissenes geben wird, die die Frau des Matrosen in den Wartezimmern ihrer Behörden stundenlang peinigen wird, wenn ihr Mann, der Matrose des Minenschiffs — „Karl Liebknecht" — auf dem Stahldeck von einem herabstürzenden Geschoß in einen blutigen Brei verwandelt wurde. Und dann das Sterben! Ohne Gott und Teufel, die beide vor

der Revolution Reißaus genommen haben, ohne alle tröstlichen Lügen der Pfarrer. Man hat nur noch Zeit, zu sagen: „Meine Stiefel kannst du haben", und — aus ist's.

Ist es Schönheit oder nicht, wenn aus dem Hinterhalte eine Batterie unmittelbar gegen das Schiff feuert und der Befehlshaber seine in wilde Panik versetzten Leute anschreien muß. So anschreien, daß sie ihren Leib von dem Schiffsdeck losreißen, daß sie aufspringen und zu den Geschützen stürzen. Ich befehle euch im Namen der Republik — Backbord — Feuer! Und das Backbordgeschütz feuert.

Und schöpferische Erfindung ist auch da, unsere eigene, nicht die der Bourgeoisie. Da haben wir sie: man mußte einige besonders starke, von den Engländern ausgezeichnet ausgerüstete und bewaffnete Schiffe der weißen Flotte sprengen. Und ein vollkommen unbekannter Ingenieur-Kommunist erfindet eine geniale Sache: unter dem Kiel eines gewöhnlichen kleinen Segelkutters bringt er einen Minenapparat an und bewaffnet auf diese Weise eine ganze Menge von Seglern. Es finden sich selbstverständlich Menschen, die sofort bereit sind, diese verzweifelte Aufgabe durchzuführen. Der Anschlag gelingt nur durch den Verrat eines Fischerknaben nicht. Genosse Popow (ein sehr alter Kommunist) büßt dabei sein Leben ein. Und man sah nicht mehr seinen langen Mantel, die hellen Wickelgamaschen, seinen weißen, muntern Spitz, der stets hinter ihm dreinlief — in die Tscheka, in den Stab der Flotte: Genosse Popow starb unter der Folter —

man brachte nichts aus ihm heraus. — Ist das revolutionäre Psychologie, oder ist das keine?

Dieses Buch widme ich den Studenten der Arbeiterfakultäten. — Mögen sie schimpfen, mag ihnen manches der ketzerischen Worte in der Kehle steckenbleiben.

Aber mögen sie es zu Ende lesen, erfahren, wie es war, von Kasan — bis Enseli. Es waren dröhnende Siege, es waren Niederlagen in einem Meere von Blut. An der Wolga, Kama und am Kaspischen Meere zur Zeit der Großen Russischen Revolution.

KASAN

Die Stadt ist noch nicht geräumt, aber der Rückzug ist eine beschlossene Sache. Die Räume werden verlassen, Türen knallen zu, überall auf dem Boden — Papierfetzen, die verschiedensten durcheinandergewürfelten Sachen.

Es gibt nichts Schlimmeres als den Rückzug. Aus allen Winkeln tauchen plötzlich neue Gesichter auf, ganz neue Nachbarn, die man bisher nicht gesehen hat.

Knöpfe ,nicht mehr so blank wie früher, aber immerhin blanke Knöpfe, bekommt man plötzlich zu Gesicht, ferner Dinge, die wie Kokarden aussehen, sogar Ordensbänder — aber alles noch versteckt, im Dunkel der sich leerenden Korridore, alles bei Menschen, die noch nicht wagen, ihr feiges und gehässiges „Faß ihn, faß ihn!“ auszurufen. Vor dem Hauseingang: vorüberziehende Batterien, staubige, gepreßte, böse Gesichter, schrille Rufe; irgendwo dröhnen Räder übers Pflaster, schlagen hell kavalleristische Hufe auf. Der letzte Widerstand wird vorbereitet. Die Fensterscheiben klirren von den schweren, vorüberjagenden Lastautos, ihre lärmende Flucht tötet die letzte Hoffnung, bringt unheimliches Gefühl.

An der Tür, an der noch weiße Schilder unnötig schimmern — „Operationsabteilung“, „Sekretariat“ — nehmen einige Frauen von ihren Nächsten

Abschied, und hinter ihnen drein fegen freche Diener den revolutionären Schmutz von den roten Läufern. Der Staub fliegt, Bürsten scheuern herausfordernd. Hier steckt die Bitterkeit, die Qual des Mißerfolgs — in dem Besen eines Lakaien, der unsere frischen Spuren auf die Straße hinausfegt.

Es ist ein seltsames Gefühl: an unbekannten Häusern mit fest verschlossenen Türen und Fenstern vorüberzugehen; zu wissen, daß die Menschen hinter den Mauern dieses verfluchten Hotels bis zum letzten Blutstropfen kämpfen werden.

Jemand wird wahrscheinlich erschlagen werden, einige werden sich retten, andere wird man fangen. In solchen Augenblicken vergißt man alle Worte, alle Formeln, die uns helfen, die Geistesgegenwart zu bewahren. Es bleibt nur das spitze, einschneidende Gefühl des Grams, und hinter ihm, ganz in der Tiefe, kaum spürbar — dasjenige, „in dessen Namen" man flüchten oder bleiben muß. Das tränenschwere Herz wiederholt immer wieder: man muß ruhig fortgehen, ohne Panik, ohne erniedrigende Eile.

Aber wenn ein Geschoß links in die sumpfige Wiese einschlägt und dann etwas weiter rechts in das Stabsgebäude — wo sie sich noch aufhalten, sie, die letzten, die fortgehen werden, wenn man nicht mehr fortgehen kann — da geht jede Haltung zum Teufel, es zieht einen unwiderstehlich zurück.

Ich bin unter den Kleidern mit Stempeln, Papieren und mit noch etwas sehr Geheimem behängt, was ich mitnehmen und dem ersten Stab, dem ich be-

gegne, übergeben soll. Ich drehe mich nicht um, wenn Geschosse pfeifen — sie schlagen immer häufiger in das weiße Gesims des „Sibirischen Hotels". Ich versuche nicht mehr an die Hausdiener zu denken, nicht mehr an die Staubwolken, die ihre Besen erzeugen; ich denke an das Panzerauto und an den entsetzlichen, aufgeweichten Weg, den es passieren — oder nicht passieren? — wird.

Neben mir rennt eine Familie mit Kindern, Pelzen und Samowaren; etwas weiter vor mir zerrt ein Weib am Strick eine Ziege hinter sich drein. Auf ihrem Arm hängt ein Kind. Wo man auch hinblickt, zieht sich längs dieser goldenen Herbstfelder ein lebendiger Strom von armen Menschen, Soldaten, mit Gerümpel beladenen Fuhren, Handwagen, mit Pelzen, Samowaren, Bettdecken hin. Ich erinnere mich, daß man sich in diesem lebendigen Strom plötzlich besser zu fühlen begann. Wer sind diese Flüchtlinge? Kommunisten? Wohl kaum. Das Weib mit der Ziege hat gewiß keine Parteikarte. Bei jedem Schuß, bei jedem Ausdruck des panischen Schreckens, der die Menge aufrüttelt, bekreuzigt sie sich, bald nach links, bald nach rechts, je nachdem, wo ein Kirchtum zu sehen ist. Es ist einfach das Volk, die Masse, die vor ihren alten Feinden flüchtet. Ein ganzes Rußland, das mit seinen Habseligkeiten auf den Schultern auf dem schlammigen Wege vor den tschechoslowakischen Befreiern flieht.

Draußen hinter der Stadt wurde der Strom der Flüchtlinge seichter. Aber noch immer gingen Frauen, Kinder unentwegt weiter, ohne zurück-

zublicken, ohne auf den Weg zu sehen, getrieben von dem gewaltigen sozialen Instinkt. Vereinzelte Menschen schritten ohne Hut und Mantel, aber mit krampfhaft unter dem Arm festgehaltenen Aktentaschen unter strömendem Regen — sie schlugen gewundene Pfade ein oder gingen geradeswegs durch den Schmutz, stolpernd, fallend, sich wieder erhebend.

Der Sommerregen wurde zu einem Guß, die Felder wurden schwarz, unbeschreiblich schwer. Eine aufgequollene blaue Wolke hing über dem jetzt schon besetzten Kasan. Der Geschützdonner verstummte, und lautlos begannen Feuermeere aufzuflammen, ferne Wetterleuchten. Gelangweilt flog eine Schar Krähen in der Richtung nach der Vorstadt.

Wie lange wir gegangen und wohin, das weiß ich nicht mehr. Aber es ging immer über aufgepflügte Felder, über nassen Lehm, der jeden Schritt festhielt, es ging, wie wir glaubten, in der Richtung auf Swijaschsk. Bei der Flucht, zumal in den ersten Stunden, hängt vieles von einem dumpfen Instinkt ab, der uns zwingt, von drei Dörfern gerade dieses eine zu wählen, von mehreren Wegen gerade diesen und nicht die andern beiden. Alle Gefühle spitzen sich zu — der Blick eines Fußgängers, die Silhoutte eines Bauern, das Bellen eines Hundes — alles nimmt die Färbung der Gefahr oder zuversichtlichen „Es wird schon gehen“ an.

Allen anderen voran marschierte mit bloßem Kopf, in einem durchnäßten, fatal anständig aus-

sehenden Anzug ein verantwortlicher Parteiarbeiter, der Genosse B.

Dieser verstand nichts von den geheimnisvollen Wegweisern unserer Flucht — er sah schlecht und überlegte schlecht. Er hätte am liebsten sich hingelegt und geschlafen — nach den letzten krampfhaften Nächten in der Stadt. Ein kleiner Matrose führte uns. Seine krummen Beine paßten sich geschickt dem unebenen Lehmboden an, der Regen hinderte sein einziges munter leuchtendes blaues Auge nicht am scharfen Sehen, überhaupt, man fühlte sich ruhig mit ihm. Nachdem er mit dem Mann mit der Aktentasche, der, von Wind und Müdigkeit getrieben, kopflos vorwärts steuerte, eine Weile gestritten hatte, machte er eine scharfe Wendung nach links und zwang uns so, einen weiten Umweg um das erste Dorf zu machen: wir stießen bald auf eine im Dunkeln hellschimmernde Chaussee und gelangten auf ihr zum zweiten Dorf. Unser Kommandeur hieß uns „ankern", ging ein Stück Weges allein weiter und klopfte an die Fensterscheibe eines dunklen Hauses.

Wir schliefen auf dem Fußboden, es war ein Genuß, die durchnäßten, schweren Stiefel von den Füßen zu ziehen. Weiches Heu, menschliche Schwüle, das Licht einer heiligen Lampe in der Ecke. Und im Halbschlaf, der alle giftigen Gedanken zur Ruhe brachte — ein Stück warmen, schwarzen Brotes. Am Morgen stellte sich heraus, daß das ganze Zimmer voller Flüchtlinge war, aber das wollte niemand eingestehen. Es begann eine

Hetze, jeder verteidigte sich, wie er konnte, und suchte seiner Flucht diese oder jene Deutung zu geben. Unser „Verantwortlicher" oder unsere „Aktentasche", wie wir ihn auch noch nannten, beschloß, mit der Naivität eines echten Städters und Intellektuellen, sein Inkognito zu wahren. Sein schöner Hut war plötzlich verschwunden und machte einer wild aussehenden Mütze Platz, in der die „Aktentasche" auf einmal das Aussehen eines Sträflings bekam. Der Wirt unserer Herberge war ein Dorfschullehrer. Er hätte sehr gern den Siegeston angeschlagen, aber der Besiegten waren so viele, und sie sahen so finster drein, daß er sich darauf beschränkte, ihnen gute Lehren zu erteilen. Im großen und ganzen war er ein guter Mensch, er gab uns allen zu essen, ohne etwas dafür zu verlangen, und wies uns ohne jede Tücke den Weg nach Swijaschsk. Er begleitete uns sogar den Fußpfad bis zur Landstraße — mit hitzigem Armfuchteln und vielem Gerede: wir diskutierten ein wenig über die Konstituante. Dieser Pfad, den der Lehrer uns führte, hat uns gerettet: auf der großen Landstraße, die die meisten eingeschlagen haben, warteten bereits Posten im Hinterhalt.

Swijaschsk? Warum gerade Swijaschsk? Der Name dieser kleinen Station am Wolgaufer, die in der Folge bei der Verteidigung und Rückeroberung von Kasan eine so große Rolle gespielt hat und zum Amboß geworden ist, auf der die Kerntruppen der Roten Armee geschmiedet wurden, dieser Name ist bei der Flucht aus Kasan irgend-

wie im Gedächtnis geblieben; man wiederholte ihn, er blieb haften.

Man wußte nicht, ob der Armeestab gerade Swijaschsk als Basis für die Verteidigung bestimmt, ob der Instinkt der Selbsterhaltung diesen Namen in die flüchtende Menge geworfen hat — man weiß es nicht, aber jedenfalls strebte die ganze Masse der Flüchtenden diesem Orte zu.

Der Bürgerkrieg spielt sich fast immer nur auf den großen Straßen ab. Man braucht nur einen Landweg, einen Feldpfad einzuschlagen, der zwischen saftigen Weiden und braunen Garben führt, und man ist sofort mitten im Frieden, im Herbst, in der durchsichtigen Stille der letzten Sommertage.

Wir gehen barfuß, Stiefel und Brot hängen an einem Stock über der Schulter. Der Matrose hat irgendwo eine lange Hirtenpeitsche gefunden, und er knallt mit ihr so unbarmherzig hinter dem Rücken der Aktentasche, daß diese jeden Augenblick zusammensinkt und nahe daran ist, in Tränen auszubrechen. Ja, es muß zugestanden werden, unser Genosse B. war nicht einer von den ganz Mutigen. In den Dörfern kehrten wir fast gar nicht ein, und wenn, so doch meistens bei den Sektierern: dort war es sauberer, die Bauern sympathisierten mit uns, die Milch war so fett wie im Himmelreich und die Bauernmädchen so frisch wie Wabenhonig. Diese Sektierer haben niemals versucht, uns in die Falle zu locken, und wir waren immer satt, wenn wir von ihnen gingen.

Am dritten Tage wären wir übrigens beinahe in eine Falle geraten. Unsere Aktentasche verletzte sich den Fuß, war müde und jammerte; meine zwei Kameraden — zwei Matrosen — waren so erschöpft von dem langen Laufen auf dem Trocknen und vom Staubschlucken, daß ihr vereinigtes Gejammer sogar den Widerstand Mischkas, unseres kleinen krummbeinigen Führers, brach. Er gab ihnen nach, und wir kehrten in ein Dorf ein, nachdem wir es ein wenig ausgekundschaftet hatten. Anfangs ging alles gut: kühle Holzstufen am Hause, auf denen es sich gut sitzen ließ, hartgesottene Eier, Tee, Gurken und ein sich vollkommen neutral verhaltender Wirt. Und plötzlich, wir fangen gerade an, in gute Stimmung zu kommen, taucht von irgendwoher ein Herr im blauen Kaftan und rotem Gürtel auf, mit einem Bart „à la russe" — etwas von der Art eines ausgedienten Landpolizisten oder eines kriegerisch veranlagten Gutsbesitzers. Unser Wirt warf ihm einen kurzen Blick zu und wurde auf einmal noch grauer und schweigsamer.

Der Blaue betrachtet lebhaft interessiert die „Aktentasche" mit samt ihrer Aktentasche, unseren Mischka, der in aller Ruhe seinen Tee trinkt, und die beiden, sehr wohlanständig und sogar sehr friedlich aussehenden Matrosen. Und es beginnt ein ganz unschuldiges Gespräch.

„Sie sind wohl aus Kasan, Flüchtlinge?"

Unser Führer antwortet für alle:

„Nein, wir suchen einen angenehmen Landaufenthalt. Ein Häuschen mit einem guten Ausblick auf

den Fluß und überhaupt mit allen Bequemlichkeiten. Haben Sie so was auf Lager?“

Unser kleiner Führer hat ein unrasiertes, wild dreinblickendes Gesicht, er ist ein Vollblutsüdländer, schwarz, immer munter und tollkühn.

Der Blaue kichert:

„Ach was, meine Herrschaften, lassen Sie die Komödie! Man hat Sie wohl aus Kasan vertrieben? Tüchtig vertrieben, was? Dieser Genosse da hat sogar seine Aktentasche in der Hast mitgenommen.“ Und er zwinkert mit den Augen — wie Ölkugeln rollen sie über den feisten Backen.

Mischka macht einen Saltomortale. Er beginnt zu schildern, welche gewaltige Unterstützung die Rote Armee erhalten hätte:

„Stellen Sie sich vor, zwanzigzöllige Geschütze aus Kronstadt, Lydditbomben — alles — in zwei, drei Tagen an Ort und Stelle . . .“

Auf einmal wirft er einen scharfen Blick auf unsern Wirt, von diesem nach der Seite — in die Steppe: weit, sehr weit sieht man dunkle Punkte, die schwarzen Piken der Kosaken heben sich gegen den Himmel ab. Der Blaue fährt auf, aber Mischka greift in seine Tasche — und wir alle (die Aktentasche natürlich an der Spitze) ziehen uns so schnell durch den Garten in das nächste Feld zurück, daß er nicht dazu kommt, etwas zu unternehmen.

Den Rest des Tages verbrachten wir schlafend zwischen goldenen, heißatmenden Garben unweit des Weges. Einige Male ritten Kosaken vorüber, und

jedesmal weckte dann Genosse Ipodi — der kleine Mischka — die Aktentasche, damit sie nicht gar zu laut schnarche.

Ein Dorf — in einer dunklen stürmischen Nacht. Endloses Wetterleuchten, knarrende Wagenräder, unruhiges Wiehern der Pferde.

Handlaternen hüpfen im Dunkeln. Erschöpft, vom Wege abgeirrt, erreichen wir den Train einige Minuten vor seinem Abgang. Dorthin — nach Swijaschsk. Hier ist ein Teil des Stabes, einige übriggebliebene Truppen, Vertreter der politischen Abteilung. Man erkennt uns. Jemand kommt auf uns zu, wirft einen flüchtigen Schein seiner Laterne über unsere Gesichter. Mit Überwindung, schwerfällig, als hätte ich Sand oder Watte im Munde, frage ich ihn:

„Ist Raskolnikow hier?"

„Nein."

Rasch senkt er die Laterne, versteckt im Dunkeln den Ausdruck seines Gesichts.

Die ganze Nacht ziehen die Wagen auf dem durchweichten Wege vorüber, unter strömendem Regen, unter fortwährendem Aufflammen blauen Lichtes. Einer ist steckengeblieben — ein Befehl geht von einem Trainsoldaten zum nächsten: der ganze Zug hält. Laternen hüpfen, man hört das schwere Seufzen des im zähen Sumpf steckengebliebenen Pferdes, aufklatschende Schritte — es geht wieder weiter. Der Regen prasselt, dumpf knarrt der Fichtenwald, und bei jedem Wetterleuchten sieht man einen Bauern, der die dampfende, vor Müdigkeit zitternde Flanke seines Pferdes stützt, und sein

weißes, schläfriges, nasses Gesicht. Und wieder verschwindet alles im Dunkel.

Es hat keinen Zweck, den Morgen des nächsten Tages ausführlich zu beschreiben: es ist ein Tag des Rückzugs wie alle anderen. Gelegentliches Einschlummern an einem feuchten Heuschober, Schmerz in den wundgelaufenen Füßen, unermüdliche Scherze der Soldaten, besonders wenn sie auf der Feldküche sitzen: ein Ruheplatz, der der Reihe nach eingenommen wird.

Hoch aufgerichtet, tief in Gedanken versunken, geht schweigsam die Frau des Genossen Scheimann. Sie sieht nichts, sie hört nichts, spricht mit keinem Menschen. Ihr Kopf im weißen Tüchlein schwebt auf dem Hintergrunde der toten Herbstfelder. Sie weiß noch nicht gewiß, ob er lebt oder tot ist, aber eine Ahnung nimmt immer mehr von ihr Besitz, erfaßt sie immer härter. Die versteckte, auf ihr lastende Angst macht die anderen bedrückt.

Endlich — Wolga, Überfahrt zum andern Ufer, Bahnstation, schwerer Schlaf auf dem Fußboden eines kalten, rissigen Güterwagens. Noch ein Tag — verloren auf nassen, öden Landstraßen. Der Morgen — ein Stoß geht durch den Zug, ein Knarren der Räder, endlich das lang erwartete, ersehnte rasselnde Zucken der Wagen — eine Stunde später sind wir in Swijaschsk.

Auch in Swijaschsk sind sie nicht zu finden. In der Kommandantur — ein Gedränge, ein Hin- und Herfragen. Der Kommandeur spuckt ärgerlich in seine verwundete Handfläche.

„Ach wo, der Mann ist gewiß heil und gesund — Sie regen sich unnütz auf. Er wird wohl schon in Paris sein." Der Kommandeur ärgert sich, trinkt heißen Tee, schwitzt, wundert sich, wird immer wütender — aber es ändert nichts an der Sache. Alles sieht schwarz aus. In jedem Wort fühlt man eine Andeutung, eine verletzende Andeutung. Endlich kommt ein Telegramm von Trotzki: F. F. ist von den Weißgardisten gefangengenommen. Dann: das steinerne, blutlose Gesicht der Frau des Genossen Scheimann. Ihr Mann ist also wirklich tot.

Mischka und ich beschließen, nach Kasan zurückzugehen.

Genosse Bakinsky schreibt einen Passierschein auf einen winzigen Fetzen Papier und sagt mit listigem Augenzwinkern: „Geht zum Kommandeur des lettischen Regiments, er wird euch gewiß zwei Pferde bis zur Front geben. Von dort werdet ihr zu Fuß weitergehen müssen."

Und wirklich, die Letten halfen uns aus, auch eine kleine List half mit: wir sagten ihnen, daß Raskolnikow auch ein Lette sei. Das stimmte, aber nicht ganz — er war es nur seiner Mutter nach. Man gab mir Mantel, Hosen Stiefel, führte zwei Kavalleriepferde vor, aber mein Gott, wie soll man sich auf dieses wilde Biest setzen? Von rechts oder von links, und was macht man dann mit den Beinen und mit den nicht ohne Absicht angeschraubten mächtigen Sporen? Wir reiten im Schritt — es geht. Dann im Trab — Angst und Qual. Und wir haben vierzig Kilometer vor uns.

Am ersten Tage meiner Bekanntschaft mit dem roten Fuchs begann unsere zärtliche Freundschaft, die im ganzen drei Jahre dauerte. Weit hinter der Wolga, dicht am Eisenbahndamm, wird das Pferd plötzlich unruhig. Ich gebe ihm einen Schlag mit der Gerte: die nervösen Ohren zittern, das heiße Auge schielt mich an — es geht nicht vom Fleck. Auch die uns begleitenden Kavalleristen machen halt und lachen mich aus. Und plötzlich erheben sich unmittelbar vor uns drei Säulen aus dem Boden, drei staubige rote Höllen: drei Tote. Wir bogen in den Wald ein.

Es gab hier viele verwundete Bäume, mit einem sonderbar kreischenden Geräusch fielen die Geschosse ins Dickicht.

Die Bäume stehen still da, wie zum Tode verurteilt, erstaunlich still und gerade. Und ebenso still liegen die Menschen auf einer kleinen Waldwiese unter roten, duftenden Fichten. Die Soldaten und zwei Kommandeure neben ihrer verstummten, lauernden Batterie. Sie waren gerade beim Mittagessen. Im glutheißen Rasen dampften die Suppenschüsseln, zwei und drei Menschen zugleich aßen aus einer Schüssel. Sie fragten uns, aus irgendeinem Grunde flüsternd, als fürchteten sie sich, die kleine Waldwiese zu verraten, nach unseren Passierscheinen und boten uns dann an, an ihrem Mittagmahl teilzunehmen. Es ging ein komischer Geruch von ihrer Suppe aus: sie roch nach Kohlbrühe und Walderdbeeren, die allenthalben zwischen dem dünnen trockenen Lanzengras hervorleuchteten. In

der Stille, als irgendwo draußen, weit hinterm Walde, ein schwarz verräucherter und fast tauber Artillerist mit Hilfe einiger Zahlen und seines tierischen Instinkts unseren dunkel geahnten Zufluchtsort suchte — in der Zwischenpause, als die an ihren Fleck gefesselten Fichten Atem holten — hörte man irgendwo in unserer nächsten Nähe das unschlüssige Trillern eines Waldvogels — es wird wohl eine Meise gewesen sein. Ein Triller, ein zweiter, und es wird wieder still. Die Soldaten hören auf zu essen und horchen aufmerksam in den Wald. Der eine setzt eine geschäftig rennende Ameise auf seinen Löffel und betrachtet sie mit schwerer, konzentrierter Aufmerksamkeit. Und alle fühlen sich leichter, als wieder ein unsichtbares Geschoß heulend über unsere Köpfe streicht und im Dickicht des Waldes, weiße, harzige Späne um sich sprühend, krepiert.

Aber sie finden uns nicht, es geht vorbei — und alle Löffel sind wieder in der Suppe.

Wir reiten weiter durch den verzauberten, toten Wald, bis am Waldsaum große verlassene Sommervillen auftauchen. Hinter den Häusern liegt der Eisenbahndamm — er sieht seltsam aus. Einzelne Waggons stehen zu zweit, zu dritt, weit voneinander entfernt. Es ist, als wenn sie miteinander spielten. Als wenn man sich nur abzuwenden brauchte, damit sie wieder weiterlaufen, um dann, beim ersten Blick, den man ihnen zuwirft, wieder wie überrascht in ungeschickten Stellungen stehenzubleiben. Hier und da liegen tote Pferde, und dieser

ganz öde, verlassene Ort wird nur von Zeit zu Zeit von einfallenden Geschossen belebt.

Der Stab ist in nächster Nähe, in einer Villa an den Bahnstation. Ungefähr eine Stunde, nachdem wir sie verließen, fand ihn endlich eine entfernt liegende Batterie: einer unserer besten Kommandeure, Genosse Judin, kam dabei ums Leben. Aber als wir dort waren, kurz vorher, lebte er noch, hat uns selbst empfangen. Und in den letzten Stunden seines gesteigert pulsierenden, bis zum Platzen gespannten Lebens füllten wir einige rasche, sachlich-herbe Minuten aus. Er prüfte unsere Papiere, ließ sie vor sich auf dem Tisch liegen, ließ uns Essen und Betten geben. Und während wir uns erholten und Tee tranken, rief im Nebenzimmer (diese Sommerhäuser sind leicht gebaut) jemand telephonisch den revolutionären Kriegsrat in Swijaschsk an:

„Kennen Sie eine Reißner? ... Ja, Reißner? Sie haben ihr den Passierschein gegeben? Ja? Es ist gut ... Und wir dachten ... Also einstweilen — Schluß."

Der Mensch, der irgendwie in eine Bank gerät, fühlt sich anfangs immer als Dieb. Gitter, einbruchsichere Schränke, dicke Kassenbücher, tadellos gebohnertes Parkett — diese ganze, sich verwahrende, mit exakten Schlössern knallende Höflichkeit setzt in jedem Besucher einen Einbrecher und Gauner voraus. Und in dem Augenblick, als das Telephon sich über eine gewisse R. erkundigte, kam mir auf einmal in den Sinn, daß mein ganzes Benehmen

verteufelt unglaubwürdig und das Äußere verdächtig sein müsse. Verdammt: und erst die Stimme! Ich sagte laut vor mich hin: „Ich gehe nach Kasan mit einem geheimen Auftrage" — eine unangenehme, fremde, verlogene Stimme, es ist doch klar: eine Spionin.

In der Abenddämmerung kam Genosse Judin zu uns ins Zimmer. Sein Gesicht war fast gar nicht zu sehen, aber die ganze Gestalt — die groben, weiten Gallifethosen, die Sporen, die gelassen in den Taschen ruhenden Hände — machten einen freundschaftlichen Eindruck. Nachdem er uns noch ein wenig ausgefragt, riet er uns, die Reise sofort fortzusetzen, wenn wir nun einmal ein so verzweifelt dummes Unternehmen begonnen hätten. „Leben Sie wohl, ich hoffe, wir sehen uns noch." Er drückte uns fest die Hand und mochte sich dabei gedacht haben, daß wir diesen Wald wohl kaum lebendig verlassen würden. Der hinter seinem Rücken stehende Tod lächelte zynisch in die Finsternis hinein.

Ich prüfte trübselig meine riesigen Stiefel und Hosen und bemerkte dabei, daß auch der Rotarmist, der uns den Tee brachte, mein Äußeres nicht minder interessiert betrachtete:

„Genosse Madame, ich mein', wir tauschen lieber: du gibst mir deine Munition, und ich gebe dir eine echte Damentoilett' — mit Falten und Federn."

Und er brachte von irgendwoher, von dem Dachboden wahrscheinlich, ein elegantes Pariser Korsett, tadellose Hosen eines Kammerherrn und, zu meinem

Glück, ein dunkles Damenkostüm. Das Gold des Kammerherrnrocks funkelte bald auf dem mageren Gesäß eines Botenjungens, das rosafarbene Korsett gefiel einem Rotarmisten so sehr, daß er es anprobierte, während Mischka und ich aus dieser Maskerade als dermaßen anständige Bourgeois hervorkamen, daß schon der nächste Wachtposten uns trotz aller Parolen, Dokumente und Passierscheine glattweg verhaftete. Der wütende Mischka wurde unter Begleitung zurück zum Stab befördert, und als er endlich wieder da war, war es schon ganz finster geworden. Zum Abschied gab uns der Posten einen guten Rat — dem Eisenbahndamm sorgfältig fernzubleiben und den Weg durch den Wald zu nehmen. „Hier aber" — die Schienen leuchteten unangenehm aus der Dunkelheit — „wird man euch im Handumdrehen niederknallen."

Einige Stunden stillen Waldwegs. Wir begegneten unterwegs einer Patrouille — zwei Kavalleristen. Im Dunkeln jagten wir einander einen großen Schreck ein.

Wir unterhielten uns ein wenig, genossen die Wärme des menschlichen Gespräches, dann ging es weiter.

Der Wald kühlt die Müdigkeit, es ist, als wenn die wunden Füße in einen großen schwarzen Teich tauchen. Ich erinnere mich noch an die Sterne, an die Angst der Finsternis, die Angst, ohne ein Zuhause zu sein, ohne ein Bett, ohne ein Morgen. Es war überhaupt das unangenehme Gefühl des Städters, dem die Landstraße fremd ist.

Auf irgendeinem Pfade gelangten wir zu irgendeinem Dorfe: in der Nähe eines Hauses — verzweifelte weibliche Hilferufe: im Badehause, auf dem nackten Boden lag eine junge Kirgisenfrau den dritten Tag in Wehen und konnte nicht gebären.

Das Klopfen an die Tür, die neuen Gesichter, die Berührung unbekannter Hände, alles das hat vielleicht ihren Nerven, ihrem Lebenswillen aufgeholfen — ein furchtbarer Krampf erlöste sie von dem Kinde. Und sich sofort beruhigend, hielt sie mich bei der Hand, murmelte unter ihren schweißfeuchten Haarflechten fremde, gutturale, einschläfernde Worte. So schlief sie auch ein — ohne ihre heißen, wie Vogelfüße trockenen Finger zurückzuziehen.

Kurz und gut — der kleine Kirgise hat meinen Unterrock gekostet und obendrein ein seidenes Taschentuch, in dem er in die Kirche getragen wurde; für alle Fälle von der Mutter mitgenommene kleine heidnische Gottheiten dienten dazu, den Akt der christlichen Taufe zu bekräftigen. Aber auf den Besuch der Kirche haben wir verzichtet. Der Pope, der den alten heidnischen Göttern der jungen kirgisischen Mutter wohlwollend gesinnt war, konnte in den plötzlich aufgetauchten Paten weit gefährlichere dämonische Kräfte entdecken.

Nach der Taufe machte der glückliche Vater uns den Vorschlag, zum Zeichen seiner Dankbarkeit uns mit seinem eigenen Pferde nach Kasan zu bringen.

„Ich sehe schon, ihr seid gute, anständige Leute. Ich kenne Gott sei Dank die Welt und weiß, was sich gehört."

„Und wenn man uns anhält, was werden Sie ihnen sagen?"

„Ich werde ihnen sagen, daß die Herrschaften Sommergäste sind und nach Hause fahren. Man kennt mich ja, man wird's mir schon glauben."

Und wirklich fuhr uns der Wagen des Kirgisen eines warmen, taufrischen Morgens durch stille Waldwege. Radspuren, vom leuchtenden Waldgrün bewachsen, helles Trommeln der Spechte, ein Duft von Harz und Walderdbeeren. Und von Zeit zu Zeit — kreischende Geschosse, die stolpernd durch die klare Morgenluft über unsere Köpfe hinwegschossen. Die schwere Artillerie feuerte über den Wald herüber.

Die russische Provinz ist überhaupt armselig, häßlich und langweilig. Alle ihre Städte und Flecken sehen sich ähnlich wie eine alte Semmel der andern. Aber Kasan macht ihnen, was Häßlichkeit anbetrifft, doch noch den Rang streitig. Das einzige, was einen gewissen Stil und architektonischen Charakter hat, ist der alte Turm Ssumbeki. Verglichen mit diesem rein tatarischen Denkmal des Altertums, trägt alles andere einen mehr als mongolischen Stempel. Wassermelonen, Staub, Bretterzäune, Häuser, in denen es außer Schildern und Auslagen nichts gibt. Und ein Pflaster — aus versteinerten Hühneraugen und granitnen Geschwülsten. Man muß ein sklavischer Patriot sein, um dieses Rußland um seiner kleinbürgerlichen Armseligkeit willen, seines farblosen- blöd-monotonen und staubigen Provinzgesichts willen zu lieben.

Keine einzige Patrouille hat unseren Wagen angehalten, und wir fuhren in die Admiralitätsvorstadt ein — unsern eigenen Augen kaum trauend, so unwahrscheinlich kam uns der Erfolg vor, obwohl die unwiderlegliche Häßlichkeit der Straßen und Häuser uns von allen Seiten eilig davon zu überzeugen suchte, daß es kein Traum ist, daß diese Stadt zweifellos das vom weißgardistischen Fieberwahn erfaßte Kasan ist.

„Wohin bringt Ihr uns, Gevatter — wißt Ihr, wo wir unterkommen können?"

Der Kirgise wandte uns sein munteres, listig lächelndes Gesicht zu.

„Das weiß ich schon — ihr habt ja Ruhe nötig. Ruhiger werdet ihr es nirgends haben — ich bringe euch zum Polizeiwachtmeister. Er ist ein guter Mann, verläßlich und wohlwollend. Er und ich sind gute Freunde." Und er klatschte zufrieden mit der Leine auf den dicken Rücken des kleinen Pferdes.

Mischka und ich sahen uns an. Der Gevatter hat es wirklich gut gemeint, das muß man ihm lassen. Und ausgerechnet ein Polizeiwachtmeister!

Der Wagen bog in eine staubige, breite Vorstadtstraße ein. Durch die Ritze des hölzernen Bürgersteiges schossen einfältige Grashalme hervor; einstöckige Holzhäuschen, Hoftore mit geschnitzten Hähnen und unerträglichem Knarren, mit grünen und weißen, immer schläfrigen Fensterläden. Kurz, es war ein Gemälde von Kustodijew: tadellose Bläue des Kaufherrnhimmels, mit Wölkchen wie der Dampf des Nachmittagssamowars, das Städtchen

Okurow in seidenglänzenden, öligen, grellen Farben dieses Malers. Der pfiffige Gevatter machte vor einem aufgeputzten Häuschen halt, küßte uns zum Abschied und übergab Mischa und mich dem vor dem Hauseingang erschienenen Polizeiwachtmeister.

Eigentlich gerieten wir, Mischa und ich, in ein „Theater für sich". In den oberen Zimmern des Hauses, auf sauber gescheuerten, gewachsten, mit Läufern verzierten Dielen spielte sich eine dem Anschein nach ganz und gar harmlose, kleinbürgerliche Komödie (gegeben im Künstlertheater) ab: mit Geranienstöcken an den Fenstern, mit Heiligenbildern in der Ecke, mit Photographien des Kreisgerichts über dem Schreibtisch. Unter den altmodischen Röcken und den hohen und engen Uniformkragen waren die hervorstechenden Augen, die breiten Backenknochen und die flache, mit Fliegenschmutz besprenkelte Stirn unseres Wirtes leicht zu erkennen. Wie es sich gehört, hatte der gemessene, mit einer gefälligen Stimme begabte, alle Menschen in gleicher und stiller Weise bedrückende Wachtmeister eine dürre, knarrende Frau mit einem glänzenden, von einer dünnen, öligen Haarschicht bedeckten, bösartigen Schädel. Ihr Töchterchen Pascha, ein rosafarbenes Mädchen, verbrachte ihre Zeit damit, daß sie, ihre füllige Brust an das niedrige Fensterbrett lehnend, Sonnenblumenkerne knackte und die Schalen auf die wenigen Passanten hinabspie. Als sorgenlose Erbin des väterlichen Vermögens mischte sie sich in Politik nicht ein, und nur wenn die lauten, hysterischen Skandale zwischen

ihrer Mutter und den Mietern der unteren Etage, des Kellers, gar zu arg wurden, kräuselte sie unzufrieden das rosafarbene Knöpfchen, das ihr den Mund ersetzte, und sagte:

„Mamachen, wie sind Sie doch ungebildet, es ist unfein, so laut zu schreien."

Unten, unter dem Wachtmeister, unter seiner gebohnerten Diele, wohnten als Schlafstellenmieter einige Arbeiter mit ihren Familien. Die Revolution unterbrach für eine Zeitlang das klare und einfache Verhältnis, das zwischen dem unteren und oberen Stockwerk ehedem herrschte. Und sogar Paschas Aussteuer geriet dabei in Gefahr. Die Wurzeln der Geranienstöcke (oder des Wachtmeisters), die ihren Lebenssaft wohlwollend und sogar patriarchalisch aus dem unteren Stockwerk zu beziehen pflegten, blieben auf einmal ohne Nahrung und empfanden sogar, dort unten — in den Tiefen — deutlich spürbare scharfe Zähne, die das weitere Gedeihen der Pflanze in Frage zu stellen begannen. Es ging so weit, daß einer der Untermieter, ein Arbeiter, die weiße, flaumige Ziege des Wachtmeisters für seine Kinder requirierte.

Aber dann kam der Juli, und der liebe Gott mischte sich in die unsauberen menschlichen Händel ein. Recht und Gesetz sprangen aus dem Rahmen über dem Schreibtisch und schwangen die toten Gesetzestafeln: die blühende Pascha war keineswegs beunruhigt und erstaunt, als man den ungemütlichen Bewohner des unteren Stockwerks, denselben, der die Ziege genommen, gebunden über die Straße

führte; auch das fiel ihr nicht weiter auf, daß er nie wieder zurückkehrte. Alles kam wieder ins alte Geleise, und in dem Maße, als die neue Regierung Arbeiterleichen zur Wolga hinabbeförderte, legten sich die alten idyllischen Schatten über das Häuschen des Wachtmeisters. Mit friedlichem, glucksendem Behagen begann die ganze Familie wie in früheren Zeiten an den Nährquellen aus dem unteren Stockwerk zu saugen, wo man sich fürchtete, allzu laut zu weinen. Zu eben dieser Zeit, als das Gericht Gottes und der Tschechoslowaken gerade sein strafendes Schwert schwang, quartierten wir uns bei dem Wachtmeister ein. Anfangs schien sich dieser ein wenig zu genieren, wie ein Igel, der mitten am hellichten Tage beim Verspeisen eines lebendigen Frosches überrascht worden ist. Aber nachdem er mit seinen Gästen Tee getrunken, auf Juden und Kommunisten geschimpft, sich von unserer guten politischen Gesinnung überzeugt hatte, fand er sein altes Gleichgewicht wieder. Er war mäßig, auch im Genuß: nicht öfter denn einmal in drei Tagen fuhr er in die Stadt, und dann wußte die ganze Straße, und auch „die von unten" wußten es sehr gut, daß „er" wieder in die Stadt gefahren ist, um einen von ihnen anzuzeigen. Abends kam die Polizei und holte den, der gerade an der Reihe war; oben trank man Tee, die Mutter spitzte die Ohren nach den von unten kommenden Geräuschen, der Vater sprach sehr lange und mit innerer Befriedigung davon, daß es auch ihm aufrichtig leid tue, daß er aber als Christ und Offizier nicht anders handeln könne usw.

Wenn dieser Wachtmeister das schwarze Gift hätte sehen können, das seine Erörterungen in unsern Nerven verbreiteten!

Pascha, ganz in rosa Musselin und mit einer Seele, die restlos in jenem wolkenlosen Himmel versank, wo papierne Täubchen und Vergißmeinnicht schweben, füllte ihrem Nachbarn in aller Stille die sechste Tasse, dem Lehrer, den man unten einfach „Bräutigam" nannte, nicht ohne in diese evangelische Bezeichnung einen unaussprechlichen Haß gegen sein klägliches Bärtchen, seine Brille und überhaupt gegen seine ganze „Intelligenz" hineinzulegen. Und wenn unten das lange zurückgehaltene Schluchzen endlich doch ausbrach, lachte die Mutter, während der Vater über den Rand seiner Brille und der Zeitung „Nowoje Wremja" von 1911 hinweg erstaunte Blicke um sich warf. Pascha rümpfte ein wenig die Nase, trotzdem der Lehrer ihr zärtlich erklärte, was eine Konstituierende Versammlung sei.

Am nächsten Morgen nahm Mischa Geld und Papiere und ging in die Stadt, um sich Informationen zu verschaffen. Der Wachtmeister machte sich zu seinem gewohnten Rundgang auf, auf die Suche nach Waffen bei den Arbeitern, die Mutter stieg in die süße Hölle hinab, in das untere Stockwerk, um dort den bitteren, ätzenden Gram abzurahmen. Pascha machte sich an einen Roman, in dem der unvermeidliche Raoul vorkam, ich nahm die Zeitung vor, in der ich unter den Namen der Hingerichteten den einzigen mich interessierenden nicht fand. Auf diese Weise gaben sich alle Be-

wohner des Wachtmeisterhäuschens ihren verschiedenartigen Geschäften hin.

Fette, schwarze Fliegen schlugen summend gegen die Fensterscheiben, alles versank nach und nach in tiefe Schläfrigkeit. Aber gegen zwei begann sich das Grollen der Geschütze der Stadt sehr zu nähern — am Tage vorher klang es viel entfernter. Im atlasblauen Kaufherrnhimmel begannen, milchweißen Pleureusen gleich, Schrapnellwölkchen aufzutauchen und sich zu zerstreuen. Unsere menschenleere Straße wurde vollends öde, ihr gewöhnlicher Schlaf verdichtete sich bis zur gewitterdrohenden Stille. Unten weinte und flüsterte man nicht mehr. Unten wartete man. Der Wachtmeister kam erregt nach Hause, und gerade beim Mittagessen, als er mitten in der ausführlichen Beschreibung der von ihm vorgenommenen Haussuchung war, platzte über seinem Dach die erste eiserne Nuß. Ein Schreck fuhr in die Familie, aber nach einer Weile verwandelten die gute Zuversicht und das ruhige Gewissen das zielsichere krepierende Geschoß in einen einfachen Zufall. Die niedergedrückten Disteln erholten sich wieder und richteten ihre stachligen Köpfe zum Himmel empor. Ich, als die „Frau eines Offiziers", mußte noch einmal meinen Hausgenossen versichern, daß die Rote Armee vollkommen kampfunfähig sei: „Aber natürlich, das sind doch keine Truppen! Eine Bande, chinesisches Gesindel, das bei dem ersten russischen Schuß die Flucht ergreifen wird."

„Sie haben ganz recht, meine Gnädige!" ...

Bums! — krepiert wieder ein Geschoß über unsern Köpfen. Mein Herz zitterte von dem wilden Tanz der roten lustigen Teufel, während der Wachtmeister, seine strategischen Erwägungen abbrechend, sich warme Hosen anzog und mit seiner ganzen Familie im Badehause Zuflucht suchte, das auf dem Hofe lag. Bei dieser Gelegenheit war es, daß wir die Mieter von unten kennenlernten.

Ich fand sie vor dem Hauseingang, in der offenen Tür. Sie warfen die Köpfe hoch, Frauen und Kinder, und starrten mit versteinerter Erwartung auf den Himmel, bald auf die krausen Wölkchen, bald auf die Tür der Badestube, hinter der die eingesperrte Ziege meckerte. Es genügte eine Andeutung, um sich zu verstehen. Die Frauen des letzten, erst in der letzten Nacht verhafteten Arbeiters fragte dicht an meinem Ohr nach dem Namen, dachte eine Weile nach und sagte: „Nein, der ist auf und davon, es stand in den Zeitungen, Sie sind umsonst hergekommen."

Sie schob ihr Kind zurecht, dessen Mund die große braune Saugwarze ihrer mageren Brust nicht finden konnte, und horchte wieder schweigend auf das Rollen des Artilleriefeuers.

„Was denken Sie, hat man meinen schon erschossen? Wenn heute die Roten kommen — werden sie ihn befreien, oder wird es schon zu spät sein?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten (die Antwort war schon in ihrer Brust — eine stumpfe hölzerne, wie die Decke ihres Kellers dunkle Antwort), ver-

senkte sie sich in die Symphonie des Angriffs, die das ganze Haus erzittern machte.

Anfangs näherte sich das Dröhnen unausgesetzt. Es waren lange, wuchtige Salven, die die kleinen und unruhigen des Gegners mit ruhiger Sicherheit deckten. Dann öffneten sich plötzlich auf dem andern Ufer gewaltige feuerspeiende Schlünde und stimmten in das Konzert ein. Zuerst feuerten sie wie tastend, dann mit erschreckend zunehmender Sicherheit. Sind es unsere oder die andern? Ach, wir hörten nur jenes spezifische Dröhnen der Salven heraus, über dessen Ursprung man sich nicht im unklaren sein konnte. Die Geschosse fielen nicht auf Kasan, also — auf die Unsrigen. Noch eine Stunde etwa wütete das Gewitter in dem blauen sonnigen Himmel, dann schien es sich zurückzuziehen. Immer seltener und seltener krepierten die Geschosse über den Dächern der Stadt, dann verstummten sie ganz. Und nur in der Ferne, weit draußen, aber ohne sich zu entfernen, brandeten hin und her die Wellen des Gewehrfeuers. Ein oder zwei Stunden, vielleicht noch mehr, saß meine Nachbarin an der Schwelle, ohne sich zu rühren, ohne ein Wort zu sagen. Jetzt hob sie den Kopf. Auf ihrem Gesicht waren Spuren der Tränen, Spuren des Schmutzes, Spuren unserer Niederlage. Sie nahm das eingeschlafene Kind von der Stufe und stieg, aufgerichtet, mit hölzernen Bewegungen in den Keller zurück.

Braucht es betont zu werden, daß zwei dem Wachtmeister ins Ohr geflüsterte Worte alle diese

Familien von dem ferneren weißen Terror bewahrt hätten, und daß kein einziger von den siebzehn Kellerbewohnern von diesem Mittel gegen mich Gebrauch machen wollte!

Weder am Abend noch am Morgen des nächsten Tages kehrte mein Begleiter zurück. Ich blieb allein, ohne Geld und Papiere.

Der Wachtmeister wurde unruhig, aber dann kam er auf den Gedanken, daß man meinen „Mann" als einen freiwilligen Offizier eingezogen hat; er riet mir, in die Stadt zu fahren und Erkundigungen einzuziehen.

Bekannte Straßen, bekannte Häuser, und doch ist es so schwer, sie wiederzuerkennen. Als wenn zehn Jahre seit unserem Rückzug verflossen wären. Alles ist anders und ungewohnt. Offiziere, Gymnasiasten, Mädchen aus bürgerlichen Häusern in Schwesterntracht, offene Geschäfte und grell hervortretende, fast hysterisch schreiende Cafés — kurz, es war jener schillernde Ausschlag, der sofort auf dem Körper der getöteten Revolution aufzutauchen pflegt.

In der Vorstadt machte die Straßenbahn halt, um einen Wagen vorüberzulassen, der mit hölzernen, nackten Leibern der erschossenen Arbeiter beladen war. Der Wagen rollte langsam humpelnd an einem Zaun vorüber, der mit Plakaten beklebt war:

„Die ganze Macht der Konstituierenden Versammlung!"

Wahrscheinlich haben die Menschen, die diesen Konstitutionsschwindel angepappt haben, nicht daran gedacht, daß ihre Plakate ein Bestandteil eines

solch zynischen, allgemein verständlichen, revolutionierenden Gesamtbildes sein würden.

Der weiße Stab befand sich in der Grusinischen Straße. Es kostete keine besondere Mühe, einen Passierschein in die Kanzlei zu erlangen; einige Stabsoffiziere liefen an mir vorüber, die noch vor wenigen Tagen im revolutionären Kriegsrat gearbeitet haben. An allen Türen Posten: Gymnasiasten von 15 bis 16 Jahren. Überhaupt, die ganze Provinzintelligenz lebte auf, stürzte in die öffentliche Tätigkeit, bewaffnete sich und warf sich auf Staatsgeschäfte — freiwillig und begeistert arbeitete sie für das Rote Kreuz, für die Spionage, bereit, dem mit Sporen, Achselklappen und Hutfedern dekorierten Altar des Vaterlandes alles zu opfern.

Mein Gott, wie gut war das weiße Regime am dritten Tag seiner Schöpfung! Wie flink klappern die Schreibmaschinen, wie lieb und nett sind die Mädchengesichter über den Remingtons. An der Tür stehen zwei Soldaten, mächtig wie jene Grenadiere, die seinerzeit an der Loge des Zaren Posten standen — und in dieser Tür erscheint ab und zu — im blendend weißen Hemd unter dem aufgeknöpften Waffenrock mit schön gepflegtem Schnurrbart — ein General oder, wenn auch kein General, so doch jedenfalls ein Oberst oder etwas Ähnliches. Und wie wohltuend wirken die bescheiden zur Schau getragenen Merkmale der Geisteskultur auf dem Tuche der Beamten und Militärs, Merkmale der wahren Aufklärung und Bildung: wie kokett schimmern unsere akademischen Ab-

zeichen, wie wohltuend und veredelnd wirken sie auf die allgemeine Atmosphäre.

O Alma mater, du Hort der russischen Kommißwissenschaft, auch dein trüber Schein vergoldet diese Achselklappen. Einmal hatte ich sogar Gelegenheit, in dem Empfangszimmer des Leutnants Iwanow einen echten Professor mit einem vornehm weichen Hut und jenen üppigen weißen Locken zu erblicken, wie sie nach Turgeniew alle gelehrten Volksfreunde zu tragen pflegen — diese Abgötter der „feinfühlenden, fortschrittlichen Jugend"; dieser Professor flüsterte einem träge und herablassend zuhörenden Junker allerlei Geheimnisse über die unzuverlässigen Elemente seines Stadtviertels zu.

Zwei Tage dauerten meine Visiten in der Grusinischen Straße; es gelang mir, von einigen Sekretären die Listen der erschossenen und geflüchteten Freunde zu erfahren — es war Zeit, an den Rückzug zu denken.

Der Wachtmeister wartete vergeblich auf meinen verschwundenen „Gatten" und begann sichtlich unruhig zu werden. Geld hatte ich überhaupt keins, und meine Nachbarn von unten rieten mir dringend, beizeiten zu verschwinden. Auch dieses Leben der fortwährenden Lüge, der täglichen Gespräche über Juden, Kommunisten und künftige Siege der heiligen christlich-rechtgläubigen Waffen — wurde immer unerträglicher. Eines Morgens zog ich mich leise an, tastete in der Tasche nach dem vertrockneten Stück Brot, in dem mein Pas-

sierschein versteckt war, und beschloß, das Haus zu verlassen, um nie wieder zurückzukehren. Die Frau eines Arbeiters steckte mir verstohlen drei Rubel in die Hand. Aber am Tor begegnete ich dem Wachtmeister:

„Wohin so früh am Morgen, meine Gnädigste?"

„In den Generalstab, man wollte mir heute eine genaue Auskunft geben."

„Gestatten Sie, daß ich Sie begleite, ich werde Ihnen dabei behilflich sein, Ihnen sozusagen meine Protektion gewähren."

„Aber bitte, machen Sie sich keine Umstände, ich kann ja sehr gut allein . . ."

„Da gibt es gar keine Umstände, es macht mir, dem alten Mann, wirklich ein Vergnügen, einer Dame ein wenig den Hof zu machen."

Trotz aller meiner Ausflüchte bestand der Wachtmeister auf seiner Absicht, und alle meine Worte waren machtlos gegen seine süßliche Hartnäckigkeit.

Im Generalstab tauchte plötzlich der diensteifrige Sekretär vor uns auf, und während wir mit ihm durch den großen Saal schritten, blitzte hinter den uns neugierig betrachtenden Bittstellern und Stenotypistinnen der kühle Stahl eines Bajonetts auf.

Iwanows Kabinett befand sich oben in drei kleinen Zimmern. Das erste von ihnen, das Empfangszimmer, war mit Besuchern, Verhafteten, Verwandten aller Art und Wachtposten dicht gefüllt.

Während mein Ehrenbegleiter mit seiner Meldung zu Iwanow hineinlief, zu demselben, der die Eisenbahner von Kasan „für die Revolution" auf die nackten Fußsohlen peitschen ließ, suchte ich mich zu orientieren.

Und da sehe ich zwei Schritte von mir, die Gesichter mir zugewandt, eine Gruppe von bekannten Matrosen aus unserer Flottille. Es waren jene Matrosen, die 1918 der Großen Russischen Revolution ihren romantischen Glanz verliehen haben. Starke, nackte Hälse, braune Gesichter, Mützen mit den Aufschriften „Andrej", „Sebastopol" oder einfach „Rote Flotte". Der Bootsmann sieht mich aus bekannten Augen scharf an, so, daß man seine ganze Seele sehen kann — die nach zwanzig Minuten an die Wand treten wird —, seine zweite Seele, breit in den Schultern, mit einem Kreuzchen am schwarzen Schnürsenkel um den Hals — nicht für den lieben Gott, sondern einfach — als Glückspfand.

Der Puls hämmert: eine Sekunde, zwei, drei Sekunden, ich weiß nicht wie lang. Und die Augen, die laut um Hilfe riefen, sehen mich nicht mehr an. Wie Geschütze bei feuchter Witterung haben sie sich mit grauen Schleiern überzogen. Die Kolben schlagen auf — man führt die Matrosen hinaus. In der Tür dreht mir der Bootsmann vorsichtig seinen Kopf zu. „Nun," sagen die Augen, „leb' wohl." Das Zimmer dreht sich wie toll; woher kommt das Funkeln des Wassers, dieses glitzernde Meer bei windigem Tage, wie kommt dieses ärgerliche, silberne Geriesel in dieses Zimmer?

Ein grüner Tisch, dahinter drei Offiziere. Natürlich — dieser links ist Iwanow. Ein bleicher Glatzkopf, so weiß, daß er wie ein hartgekochtes Ei erscheint. Helle Augen ohne Brauen, ein weißer Militärkittel, weiße, saubere Hände auf dem Tisch. Der zweite — ein Franzose; an sein Gesicht erinnere ich mich nicht mehr. Ich weiß nur, daß es etwas Verächtlich-Neugieriges und Unendlich-Kühles war. Er blickt um sich, anscheinend bemüht, alles seinem Gedächtnis einzuprägen, um später in Frankreich, bei sich zu Hause, imstande zu sein, das Erlebte geistreich zu schildern. Der dritte ist ein Protokoll. Eine Feder, ein gerader Scheitel, ein Anfangsbuchstabe mit kühn geschwungenem, pomadisiertem Federstrich.

„Ihr Name? Alter? Soziale Lage?" Iwanow erwidert meine Antworten mit einem breiten, fast gutmütigen Lächeln.

„Kennen Sie Raskolnikow?" Auf meinem Gesicht spiegelt sich die harmlose Munterkeit des Fragenden:

„Ras—kol—ni—kow? Nein, wer ist das?"

„Ein großer Schuft."

„Herr Leutnant, es ist unmöglich, alle Schufte zu kennen, es gibt ihrer so viele."

Der Franzose benimmt sich wie im Zuschauerraum eines Theaters, wenn eine gelungene Posse über die Bretter geht.

„Gewiß, alle kann man nicht kennen, aber auf den einen werden Sie sich besinnen müssen."

Ich schweige.

Und plötzlich gerät dieser Mann, der eben erst fähig war, solche künstlerischen Pausen einzuhalten, der wie ein satter Kater gelangweilt mit einer Maus spielte, der dem ausländischen Offizier zublinzelte, als meine bei der vorangegangenen Leibesvisitation mir abgenommene Wäsche akkurat vor sein Tintenfaß hingelegt wurde — plötzlich gerät dieser Mensch außer sich, schlägt mit der Faust auf den Tisch und springt, durchaus „russisch" aufbrüllend, in hysterischer Wut vom Stuhl:

„Ich werde dir zeigen, du ... du wirst mich noch kennenlernen, Kanaille!" Und dem Franzosen, der die Taktlosigkeit hatte, Zeuge der weiteren väterlichen Vermahnung sein zu wollen, warf er grob zu: „Gehen Sie nach unten, wenn es möglich sein wird, werde ich Sie rufen lasen." Der ausländische Offizier ging mit leichten Schritten an mir vorüber und hinaus, ein verächtlich gleichgültiger, fast schadenfroher Blick streifte sowohl mich als seinen Kollegen und Bundesgenossen.

Iwanow begann wieder eine ruhige, gefaßte Unterhaltung, mit seinem früheren, weichen, zweideutigen Lächeln: „Einen Augenblick, wir werden wohl nicht ohne einen Untersuchungsrichter auskommen." Und er verließ das Zimmer.

Das Zimmer hatte drei Türen: rechts jene, durch die Iwanow eben hinausgegangen war; in der Mitte eine andere mit Filz vernagelte, die anscheinend nicht im Gebrauch war; die dritte führte in das Empfangszimmer. Vor ihr stand ein Wachtposten.

Es gibt im Leben Augenblicke eines märchenhaften, maßlosen, göttlichen Glücks. Und an diesem grauen Morgen, den ich durch das hoffnungslose Kreuz des Fensters sah, geschah mit mir ein Wunder. Kaum war Iwanow draußen, drehte sich der Posten, den das nervöse Spiel des Leutnants, dessen fortwährende Übergänge von einschmeichelnder und spöttischer Höflichkeit zu tierhaftem Aufbrüllen, offenbar ganz blöde gemacht haben, um und schob den Oberkörper, um „anzurauchen", zur Tür hinaus. Im Zimmer blieben nur die gespreizten Falten seines Militärmantels und der schwere Kolben des Gewehrs.

Wieviel Sekunden brauchte er, um „anzurauchen"?

Ich hatte gerade Zeit, zu der vernagelten mittleren Tür zu laufen, einige Male aus allen Kräften an ihr zu rütteln — sie öffnete sich, ließ mich hindurch, schlug wieder geräuschlos zu. Ich befand mich auf einer Treppe, es dauerte nicht lange, und ich war auf der Straße. Am Fenster der großen Kanzlei wartete auf mich der Polizeiwachtmeister — er kehrte mir gerade den Rücken zu, als ich im Flur vorbeilief — und drückte aus Langeweile die Fliegen an die Fensterscheiben.

Am Stabsgebäude trottete langsam eine Droschke vorbei. Der Kutscher drehte sich um, als ich in den Wagen sprang.

„Wohin wollen Sie?"

Ich kann ihm nicht antworten. Ich will und kann es nicht. Er sieht mein mangelhaftes Kostüm, mein Gesicht, wirft einen Blick auf das Stabsgebäude,

richtet sich seiner ganzen Länge nach auf und beginnt wie wahnsinnig auf das Pferd einzuschlagen.

Mit lautem Krachen jagen wir über das fürchterliche Pflaster von Kasan, durch kleine Gassen und enge Straßen, bis der Droschkengaul, schaumbedeckt und mit in die Luft starrendem Schwanz, in einen Hof hineinrast.

Der Sohn meines Droschkenkutschers diente in der Roten Armee, und er selbst war der Mann der prächtigen Awdotja Markowna — einer dicken, roten, wie ein Ofen warmen, wie die Sonne der Dorfmärchen gütigen Frau. Sie umarmte mich, ich lag an ihrer unermeßlichen Mutterbrust und brüllte wie ein Ferkel, auch sie weinte und gab mir tröstende, zärtliche Worte, die warm und weich waren wie frischgebackene Semmel. Dann hüllte sie meine nackten Schultern in ein Tuch ein und begann, nachdem sie die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende angehört, Seine Gnaden, den Leutnant Iwanow, mit solchen Worten zu decken, daß die majestätischen Hähne, die gerade geschäftig auf dem sonnenwarmen Dünger arbeiteten, begeistert zu krähen anfingen.

„Komm, Mädel, jetzt gibt's Tee!"

Zwei Stunden darauf verließ ich, ein rosageblümtes Tuch um die Schultern, mit einem Pfund Brot und drei Rubeln in der Tasche, die Kasanvorstadt. Der mit der Prüfung eines vorüberfahrenden Wagens beschäftigte Posten bemerkte mich nicht; als ich einem andern begegnete, schlug ich mich in die Büsche.

Ein Bauer, der sich bereit erklärte, mich bis zum nächsten Dorf zu fahren, schenkte mir an diesem glücklichsten Tage meines Lebens zum zweitenmal mein Dasein. Nachdem er etwa sechs Kilometer im leichten Trab gefahren, sagte er mit einer Stimme, die die Stimme meiner Nachbarin „von unten", die Stimme des rotbärtigen Droschkenkutschers, der Awdotja Markowna und der ganzen russischen Armut war, die in jenen Tagen des revolutionären Wirrwarrs, der Niederlagen und Rückzüge zweifellos auf unserer Seite war, und die unsern Sieg oft ebenso einfach und schlicht rettete wie mich, wie tausend andere auf den zahllosen russischen Landstraßen verstreute Genossen:

„Na, steig' jetzt 'runter, Mädel. Hast genug geschwindelt, ich weiß schon, was du für ein Vogel bist. Geh dort links in das Dorf hinein — dort sind eure Leute. Und rechts — siehst du die schwarze Wolke da — das ist tschechische Kavallerie."

Nachdem ich eine Meile quer durchs Feld gelaufen war, stieß ich wirklich auf unsere vorgeschobene Postenkette. Einer der Rotarmisten, der mich wahrscheinlich im Stab des Genossen Judin gesehen hatte, setzte sich neben mich nieder und sagte, gelassen an seiner Zigarette drehend, als bemerke er meinen verstörten Zustand nicht:

„Nun, hast du deinen Liebsten gefunden?"

SWIJASCHSK

Wenn zwei Genossen, die 1918 zusammen gearbeitet, dann mit den Tschechoslowaken bei Kasan, dann auf dem Ural oder bei Ssamara und Zarizyn gekämpft haben, sich nach langen Jahren wiedersehen, dann wird der eine es nach einigen Fragen gewiß nicht unterlassen, zu sagen:

„Erinnerst du dich noch an Swijaschsk?" Und beide werden sich nochmals fest die Hände drücken.

Was ist Swijaschsk?

Heute ist es eine Legende, eine jener revolutionären Legenden, die noch niemand niedergeschrieben hat, die aber schon an allen Ecken und Enden des großen Rußlands erzählt wird. Keiner der demobilisierten alten Rotarmisten, der Gründer der Arbeiter- und Bauernarmee, wird, wenn er nach Hause kommt und an die drei Jahre Bürgerkrieg zurückdenkt, diese märchenhafte Epopöe bei Swijaschsk vergessen, von dem aus, nach allen vier Seiten, die Wellen der revolutionären Angriffe sich in Bewegung setzten. Im Osten — nach dem Ural, im Süden — nach dem Kaspischen Meer, Kaukasus und den persischen Grenzen, im Norden — nach Archangelsk und Polen. Das alles kam natürlich nicht auf einmal, nicht gleichzeitig, aber erst nach Swijaschsk und Kasan kristallisierte sich die Rote Armee zu jenen Kampfeinheiten und politischen

Gebilden, die, sich ändernd und vervollkommnend, für die RSFSR klassisch geworden sind.

Am 6. August flüchteten aus Kasan zahlreiche, notdürftig formierte Regimenter; ihr bester klassenbewußter Teil setzte sich in Swijaschsk fest und beschloß stehenzubleiben und zu kämpfen. Und während die von Kasan rollenden Deserteurmengen beinahe Nischnij-Nowgorod erreichten, hielt schon die in Swijaschsk gebildete Stauwehr die Tschechoslowaken an, und der General, der die Eisenbahnbrücke über die Wolga stürmen wollte, fiel bei der nächtlichen Attacke.

So zerschellte bei dem ersten Zusammenstoß der Weißen, die eben erst Kasan besetzt hatten und daher moralisch und materiell stärker waren, mit den Kerntruppen der Roten Armee, die die Wolgabrücke verteidigten, der Ansturm der Tschechoslowaken. In dem General Blagotitsch verloren sie ihren populärsten und begabtesten Führer. Vermutlich werden weder die von dem eben errungenen Siege berauschten Weißen noch die um Swijaschsk zusammengedrängten Roten eine Ahnung davon gehabt haben, welche historische Bedeutung ihre ersten Scharmützel an der Wolga haben würden.

Ohne Unterlagen, ohne Karten und ohne die Hilfe seitens jener Genossen, die damals der 5. Armee angehörten, ist es sehr schwer, die militärische Bedeutung von Swijaschsk begreiflich zu machen. Vieles ist schon vergessen, die Gesichter und Namen — alles überzieht der Nebel der Zeit. Aber das eine wird niemals vergessen werden: das Gefühl der

größten Verantwortung für die Verteidigung von Swijaschsk, das alle seine Kämpfer vereinigte — vom Mitglied des revolutionären Kriegsrats bis zu jenem letzten Rotarmisten, der sein irgendwo existierendes Regiment verzweifelt suchte und sich plötzlich umdrehte, mit dem Gesicht nach Kasan, um mit seiner elenden Knarre in der Hand und restloser Entschlossenheit bis aufs letzte zu kämpfen. Alle faßten die Sachlage so auf: noch ein Schritt zurück, und der Weg von der Wolga nach Nischny und Moskau steht den Feinden offen. Der weitere Rückzug wäre der Anfang vom Ende, wäre ein Todesurteil für die Republik der Sowjets gewesen. Ob das vom strategischen Gesichtspunkt aus zutraf, das weiß ich nicht. Vielleicht hätte die Armee noch weiter zurückgehen und von einer andern Stelle aus ihre Fahnen zum neuen Siege tragen können. Aber moralisch ist es zweifellos richtig. Und soweit der Rückzug von der Wolga damals eine vollständige Niederlage bedeutete, soweit gab die Möglichkeit, uns zu halten, die Brücke zu verteidigen, uns ein Recht auf eine reale Hoffnung.

Die revolutionäre Ethik hat die komplizierte Lage mit zwei Worten formuliert: Rückzug bedeutet — Einzug der Tschechen nach Nischny und Moskau.

Wenn Swijaschsk und die Brücke sich halten, dann bedeutet dies — Rückeroberung von Kasan durch die Rote Armee.

Am dritten oder vierten Tage nach dem Sturz Kasans kam Trotzki nach Swijaschsk. Sein Zug machte an der kleinen Station halt, und zwar mit

der offensichtlichen Absicht, hier lange zu bleiben: die Lokomotive stand eine Weile schnaufend da, ließ dann den Zug stehen, stillte ihren Durst und kam nicht wieder. Die Wagenkette des Zuges stand ebenso unbeweglich da wie die schmutzigen Hütten und Baracken, in denen sich der Stab der 5. Armee befand. Diese Unbeweglichkeit des Zuges schien ausdrücken zu wollen, daß dieser Ort nicht aufgegeben werden kann und darf.

Nach und nach nahm der fanatische Glaube, daß diese kleine Station zu einem Ausgangspunkt für den neuen Angriff gegen Kasan werden würde, reale Formen an.

Jeder Tag, den diese entlegene, armselige Bahnstation sich gegen den unermeßlich stärkeren Feind behauptete, stärkte ihre Kraft und hob die Stimmung. Von irgendwoher, aus dem Hinterlande, aus entlegenen Dörfern kamen zunächst vereinzelte Soldaten, dann kleine Abteilungen und schließlich bedeutende Truppenteile nach Swijaschsk.

Ich sehe noch vor mir diese kleine Station, wo es keinen einzigen Soldaten gab, der erzwungenerweise gekämpft hätte. Alles, was da lebte und sich verteidigte, war durch die starken Bande einer freiwilligen Disziplin, einer freiwilligen Teilnahme am Kampfe miteinander verknüpft.

Die Menschen, die auf dem Boden des Stationsgebäudes in schmutzigen, mit Glasscherben und Stroh bedeckten Baracken schliefen, hatten fast keine Hoffnung mehr auf den Erfolg und verloren daher auch jede Furcht. Die Frage, wann und wie das

alles ein Ende nehmen werde, interessierte niemand. Ein Morgen gab es nicht — es gab ein kurzes, heißes, dampfendes Stück Zeit, das man Heute nennt. Und davon lebte man, wie man zur Zeit der Ernte lebt.

Morgen, Tag, Abend, Nacht — eine jede Stunde mußte bis aufs äußerste verwertet, ausgelebt und bis auf die letzte Sekunde verbraucht werden, man mußte die Zeit sorgsam fein säuberlich mähen, wie das reife Korn auf dem Felde. Jede Stunde schien reif, dem ganzen früheren Leben unähnlich, sie schwand dahin wie ein Wunder. Und es war auch ein Wunder.

Aeroplane kamen, warfen ihre Bomben auf die Station und die Züge nieder und verschwanden wieder; das widerwärtige Gebell der Maschinengewehre und die ruhige Stimme der Geschütze näherten sich und zogen sich wieder zurück; irgendein Mensch im zerrissenen Militärmantel, mit einem Zivilistenhut und Stiefeln, aus denen die Zehen hervorsahen — kurz, einer der Verteidiger von Swijaschsk zog lächelnd seine Uhr aus der Tasche und dachte:

„Es ist 6 Uhr 20, also heute, um 6 Uhr 20, lebe ich noch. Swijaschsk hält sich, Trotzkis Zug steht auf dem Bahndamm, im Fenster der Politischen Abteilung leuchtet die Lampe auf. Es ist gut. Der Tag ist zu Ende."

Es fehlte fast jedes Verbandsmaterial. Es ist unbegreiflich, wie und womit die Ärzte ihre Verwundeten behandelten. Man schämte sich nicht dieser

Armut und fürchtete sie nicht. Die Soldaten gingen mit ihren Suppenschüsseln zur Küche, unterwegs sahen sie Tragbahren mit Verwundeten und Sterbenden. Der Tod schreckte nicht — jeden Tag, jede Stunde erwartete man ihn. In einem nassen Mantel, mit einem roten Fleck auf dem Hemd und einem Gesicht daliegen, in dem das Menschtum ausgelöscht ist — diese Möglichkeit wurde als selbstverständlich vorausgesetzt.

Brüder! — ein verbrauchtes, unglückseliges Wort. Aber es kommt zuweilen, in den Augenblicken der äußersten Not und Gefahr — dann ist es heilig, groß, unantastbar. Und jener hat niemals gelebt und weiß nichts vom Leben, der nicht eines Nachts zerfetzt und verlaust auf dem schmutzigen Boden gelegen und sich nicht dabei gedacht hat, daß die Welt herrlich, unendlich herrlich ist. Daß das Alte zusammengebrochen ist, und daß das Leben mit nackten Händen um seine unumstößliche Wahrheit kämpft, um die weißen Schwäne seiner Auferstehung, um etwas unvergleichlich Größeres und Besseres als dieses Stück Sternenhimmel, das durch die samtschwarzen Fenster mit der ausgeschlagenen Scheibe sichtbar ist — um die Zukunft der ganzen Menschheit. Einmal im Jahrhundert berühren sie sich und tauschen ihr lebendiges Blut aus. Diese Worte, diese unmenschlich schönen Worte — und der Geruch des lebendigen Schweißes, des lebendigen Atems der andern, auf dem Boden Schlafenden. Das sind keine Fieberphantasien, keine Sentimentalitäten — denn das Morgen

wird einen Morgen haben, wo ein tschechischer Bolschewist, Genosse G., Setzeier für die ganze „Bande" bereiten wird, wo der Stabschef in sein steifes, vereistes Hemd kriechen wird, das er am Tage vorher gewaschen; es wird ein Tag kommen, an dem jemand sterben und so sterben wird, daß er in der letzten Stunde weiß, daß der Tod nur etwas unter allem anderen und nicht die Hauptsache ist, daß Swijaschsk wieder nicht genommen ist, und daß auf der schmutzigen Wand noch immer mit Kreide geschrieben steht: „Proletarier aller Länder vereinigt euch."

So vergingen einer nach dem andern die regnerischen Augusttage. Die mageren, schlecht bewaffneten Schützenketten haben sich nicht zurückgezogen, die Brücke blieb in unsern Händen, und aus dem Hinterlande, irgendwo aus der Ferne, begann Unterstützung zu uns zu stoßen.

Außer den im Herbstwinde wehenden Spinngeweben sah man jetzt auch richtige Telephonleitungen, und ein gewaltiger, schwerfälliger, lahmer Apparat begann auf der Bahnstation zu arbeiten — auf diesem auf der russischen Karte kaum sichtbaren schwarzen Punkt, an den sich die Hand der Revolution vor einem Monat im Augenblick der Flucht und Verzweiflung anklammerte. Hier zeigte sich das ganze organisatorische Genie von Trotzki. Er hat es verstanden, die Verpflegung in Gang zu bringen, frische Batterien und einige Regimenter auf den offenkundig sabotierenden Eisenbahnen nach Swijaschsk zu schaffen — alles, was für den bevor-

stehenden Angriff notwendig war. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß man im Jahre 18 arbeiten mußte, als noch die Demobilisation ihre zerstörende Wirkung übte, als eine gut equipierte rotarmistische Abteilung in den Straßen von Moskau eine große Sensation hervorrief. Es war ein Gegen-den-Strom-Schwimmen, gegen die Erschöpfung von vier Kriegsjahren, gegen die das ganze Land überschwemmenden Fluten der Revolution, die die Trümmer der Araktschejewschen Disziplin, den wilden Haß gegen alles, was an Offiziersbefehl, Kaserne und Militär erinnerte, überall verbreitete.

Trotz alledem ordnete sich zusehends die Verpflegung, es kamen Zeitungen, es kamen Stiefel und Mäntel. Und dort, wo Stiefel verteilt werden, dort ist ein echter, dauerhafter Armeestab, dort sitzt die Armee fest und denkt nicht an die Flucht. Stiefel bedeuten viel!

Zur Zeit von Swijaschsk gab es noch nicht den Orden des Roten Banners, sonst hätte man ihn Hunderten geben müssen. Alle — auch die Feiglinge und die nervösen Menschen und einfach mittelmäßigen Arbeiter und Rotarmisten —, alle ohne Ausnahme leisteten Unglaubliches und Heroisches, sie übertrafen sich selbst, traten aus ihrem engen Flußbett heraus, überschwemmten freudig ihr normales Niveau. So war die Atmosphäre. Ich erinnere mich an einige Briefe, die ich damals aus Moskau durch ungewöhnlichen Zufall erhielt. Es war in ihnen die Rede von der jauchzenden Freude des Kleinbürgertums, das sich anschickte, die denk-

würdigen Tage der Pariser Kommune zu wiederholen.

Und zu gleicher Zeit flammte die gefährlichste, an dem Faden einer Eisenbrücke hängende Front der Republik, in jener unerhörten heroischen Begeisterung, die für weitere drei Jahre eines Krieges in Hunger und Typhus ausreichte.

In Swijaschsk war nicht nur Trotzki, der es verstanden hat, der neugeborenen Armee das eiserne Rückgrat zu geben, der sich hier festsetzte, entschlossen, keinen Zoll Erde aufzugeben, der es verstanden hat, diesem Häuflein von Verteidigern ein tiefer, metallisch gleichgültiger Führer zu sein — dort versammelten sich auch die alten Parteiarbeiter, die künftigen Mitglieder des Revolutionären Kriegsrats der Republik und der Armeen, von denen der Historiker des Bürgerkrieges als von Marschällen der Großen Revolution sprechen wird. Rosenholz und Gussew, Iwan Nikititsch Smirnow, Kobosew, Meschlauk, der andere Smirnow und noch viele Genossen, auf deren Namen ich mich nicht besinne. Von den Seeleuten Raskolnikow und der verstorbene Markin.

Rosenholz verwandelte seinen Eisenbahnwagen gleich am ersten Tage in eine Kanzlei des Revolutionären Kriegsrats, es tauchten dort eine Menge Karten auf, Schreibmaschinen klapperten — es war unbegreiflich, woher sie kamen —, kurz, er begann sofort einen festen, geometrisch zweckmäßigen organisatorischen Apparat mit präzisem Verbindungsdienst und klarem Schema zu bauen.

Auch später, wenn in irgendeiner Armee, an irgendeiner Front die Arbeit zu stocken begann — sofort brachte man Rosenholz wie die Bienenkönigin dorthin, setzte ihn in das zerstörte Bienenhaus, und sofort begann er zu bauen, zu organisieren, Zellen zu bilden, mit telegraphischen Drähten zu summen. Trotz des Militärmantels und der gewaltigen Pistole am Gürtel war in seiner ganzen Gestalt und auf seinem weißen, etwas weichen Gesicht nichts Kriegerisches zu entdecken. Aber seine ungeheure Kraft lag auch gar nicht in dieser Richtung, sondern in der organischen Fähigkeit, zu erneuern, zu verbinden, das Tempo des stockenden Blutkreislaufs bis zu einer explosiven Geschwindigkeit zu steigern.

Er war neben Trotzki eine Art Dynamo, der gleichmäßig, ölig-geräuschlos, Tag um Tag sein unzerreißbares organisatorisches Spinngewebe flocht.

Ich erinnere mich nicht genau, welche Arbeit Iwan Nikititsch Smirnow im Stab der 5. Armee offiziell leistete. Ob er nur ein Mitglied des Revolutionären Kriegsrats war oder gleichzeitig auch noch die Politische Abteilung leitete, aber er verkörperte jedenfalls die revolutionäre Ethik, er war das höchste moralische Kriterium, er war das kommunistische Gewissen von Swijaschsk.

Sogar unter den parteilosen Soldatenmassen und auch unter den Kommunisten, die ihn früher nicht gekannt haben, war seine beispiellose Reinheit sofort anerkannt. Er wird es wohl kaum gewußt haben, wie man ihn fürchtete, wie man sich fürchtete, gerade in den Augen dieses Menschen, der niemals

irgend jemand anschrie, feige und schwach zu erscheinen. Niemand war so sehr geachtet als Iwan Nikititsch. Jeder fühlte, daß im kritischen Augenblick gerade er der Mutigste und Stärkste sein würde.

Mit Trotzki — im Kampfe sterben, nachdem die letzte Patrone verschossen ist, begeistert sterben, ohne die Wunden zu fühlen; Trotzki — das heilige Pathos des Kampfes, des Wortes und einer Tat, die an die besten Seiten der großen französischen Revolution erinnert.

Smirnow aber (so schien es uns damals, so sprachen wir flüsternd miteinander, wenn wir in jenen kalten, schon herbstlichen Nächten dichtgedrängt auf dem Boden lagen), Smirnow — das ist die klare Ruhe an der „Wand", bei der Vernehmung vor einem weißen Untersuchungsrichter, im schmutzigen Loch des Gefängnisses. Ja, so sprach man von ihm in Swijaschsk.

Boris Danilowitsch Michailow kam etwas später — wenn ich mich recht entsinne — aus Moskau. Er kam in einem städtischen Mantel, mit jenem hellen, leicht wechselnden Gesichtsausdruck, den Menschen haben, die aus einem Gefängnis oder aus einer großen Stadt in die freie Luft hinaustreten.

Einige Stunden später hat der wilde Rausch von Swijaschsk ihn schon vollständig erfaßt. Er machte verkleidet einen Patrouillengang in der Richtung nach Kasan, kehrte nach drei Tagen zurück, müde, mit gebräuntem Gesicht, mit unvermeidlichen Läu-

sen bedeckt. Vor allem kehrte er heil und ganz zurück.

Es ist interessant zu beobachten, wie dieser tiefe, innere Prozeß sich vollzieht, wenn Menschen, die an eine revolutionäre Front geraten, plötzlich wie ein an allen vier Ecken angezündetes Strohdach aufflammen, dann erkalten und sich in ein feuerfestes einheitliches Gußstück verwandeln.

Der Jüngste unter ihnen war Meschlauk, Waleri Iwanowitsch. Seine Lage war ganz besonders schwer. Sein Bruder und seine Frau waren in Kasan geblieben und sind Gerüchten nach erschossen worden. Später stellte es sich heraus, daß sein jüngerer Bruder in der Tat dabei zugrunde gegangen ist, während seine Frau Entsetzliches durchgemacht hat. In Swijaschsk war es nicht üblich, zu klagen und von seinem Unglück zu sprechen. Und Meschlauk schwieg ehrlich, arbeitete, ging in seinem langen Kavalleriemantel durch den klebrigen Herbstschmutz, seine ganze Sehnsucht konzentrierte sich auf einen brennenden Punkt: auf Kasan.

Inzwischen begannen die Weißen zu fühlen, daß Swijaschsk sich mit seinem gefestigten Widerstand zu etwas Großem und Gefahrvollem herauswachse.

Gelegentliche Angriffe und Scharmützel nahmen ein Ende; es begann eine richtige Belagerung mit organisierten großen Kräften. Aber die beste Zeit zum Angriff hatten sie verpaßt.

Der alte Slawin, Kommandeur der 5. Armee, ein nicht sehr begabter, aber sein Handwerk gut beherrschender Oberst, faßte festen Fuß, arbeitete

einen bestimmten Plan aus und verwirklichte ihn mit echt lettischer Hartnäckigkeit.

Swijaschsk stand fest da wie ein Stier, seinen breitstirnigen, niedrig gesenkten Kopf gegen Kasan gerichtet, er rührte sich nicht vom Fleck und schüttelte nur ungeduldig seine schweren eisernen Hörner.

An einem sonnigen Herbstmorgen kamen flinke, schnellaufende Minenschiffe aus dem Baltischen Meer nach Swijaschsk. Ihr Erscheinen rief eine große Sensation hervor. Die Armee fühlte sich jetzt an der Flußseite geschützt. Es begann eine Reihe von artilleristischen Duellen auf der Wolga, die einige Male am Tage stattfanden. Von dem Feuer der am Ufer versteckten Batterien geschützt, wagte sich jetzt unsere Flottille weit vor; diese Vorstöße waren oft sehr tollkühn, so der am 9. September von Markin, einem der Gründer und ersten Helden unserer Roten Flotte unternommene. Auf seinem schwerfälligen, eisengeschützten Schleppdampfer wagte er sich bis zu den Anlegestellen in Kasan vor, er vertrieb mit Maschinengewehrfeuer die Mannschaft der feindlichen Batterie und nahm die Verschlußstücke von einigen Geschützen fort.

Ein andermal, es war am 30. August spät nachts, näherten sich unsere Schiffe dicht an Kasan, beschossen die Stadt, setzten einige Kähne mit Munition und Lebensmitteln in Brand und entfernten sich, ohne ein einziges Fahrzeug verloren zu haben. Unter anderen befand sich Trotzki zusammen mit dem Kommandeur gerade in dem Augenblick auf dem Minenschiff „Protschny", als es, um sein be-

schädigtes Steuerreep zu reparieren, sich unter den Mündungen der weißgardistischen Geschütze an einen feindlichen Schlepper anseilen mußte.

Der Hauptkommandierende Wazetis kam in dem Augenblick an, als die Angriffsbewegung auf Kasan schon im vollen Gang war. Die meisten, darunter auch ich, wußten nichts Genaueres von dem Ergebnis der Konferenz — nur das eine wurde bald allgemein bekannt und von allen Seiten mit tiefer Befriedigung aufgenommen: Unser Alter (so nannte man unter uns den Kommandeur) erklärte sich gegen die Ansicht von Wazetis, der den Angriff auf Kasan auf dem linken Ufer vornehmen wollte; unser Alter wollte die Operation auf dem rechten, die Stadt beherrschenden Ufer, Werchny Uslon genannt, durchführen und nicht auf dem linken, ungeschützten.

Gerade in dem Augenblick, als die ganze 5. Armee sich krampfhaft auf den Angriff vorbereitete, als ihre Hauptkräfte nach schweren, tagelangen Kämpfen endlich unter fortwährenden Gegenangriffen der Feinde vorzudringen begannen — beschlossen die drei „Leuchten" des weißgardistischen Rußlands, der Swijaschsker Epopöe vereinigt ein Ende zu machen.

Ssawinkow, Kappel und Fortunatow unternahmen an der Spitze bedeutender Kräfte einen tollkühnen Vorstoß gegen eine Bahnstation neben Swijaschsk. Sie wollten auf diese Weise Swijaschsk und die Wolgabrücke endlich in ihre Hände bringen. Der Vorstoß wurde glänzend durchgeführt; nachdem sie einen weiten Umweg gemacht hatten, stürzten sich

die Weißen auf die Bahnstation Schichrany, schossen sie kurz und klein, zerrissen die Verbindung mit der übrigen Linie und verbrannten den dort stehenden Munitionszug. Die wenig zahlreiche Besatzung von Schichrany wurde bis auf den letzten Mann niedergeschlagen.

Und nicht nur das: sie schlugen buchstäblich alles nieder, was in dieser Station lebte. Ich hatte Gelegenheit, Schichrany einige Stunden nach dem Vorstoß zu sehen. Es trug alle Spuren jener sinnlosen Zerstörung, die alle Siege dieser Herrschaften auszeichnete — sie fühlten sich niemals als die Herren und künftigen Bewohner des eroberten Bodens.

Im Hofe lag eine bestialisch erschlagene (erschlagene und nicht getötete) Kuh, der Hühnerstall war voll toter Hühner, die auf eine unsinnige, allzu menschliche Weise ums Leben gebracht waren. Mit dem Brunnen, mit dem kleinen Gemüsegarten, dem Wasserturm und den Wohnhäusern wurde ebenso verfahren, als wenn es gefangene Menschen — Bolschewisten und Juden — wären. Man hatte den Eindruck, als wenn allen Dingen die Gedärme herausgerissen seien. Tiere und Gegenstände lagen vergewaltigt, entstellt herum. Neben dieser erschreckenden Entstellung alles dessen, was früher eine menschliche Siedlung war, erschien der unbeschreibliche, nicht zu schildernde Tod von einigen überraschten Eisenbahnern und Rotarmisten als etwas ganz Natürliches.

Nur bei Goya, in seinen Illustrationen zu dem spanischen Feldzug und dem Guerillakrieg, findet

man eine ähnliche Harmonie der durch den dunkeln Wind und die Schwere der Erhängten geneigten Bäume, des Staubes am Wege, des Blutes und der Steine.

Von der Station Schichrany schlug die Ssawinkowsche Abteilung den Weg nach Swijaschsk längs des Eisenbahndamms ein. Man schickte ihr unsern Panzerzug „Freies Rußland" entgegen, der, soviel ich mich erinnere, mit weittragenden Marinegeschützen armiert war. Sein Kommandeur war indes nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Von zwei Seiten, wie es ihm schien, umzingelt, verließ er seinen Zug und eilte zum Revolutionären Kriegsrat, „um ihm seine Meldung zu erstatten".

Der Panzerzug wurde während seiner Abwesenheit kurz und klein geschossen. Seine schwarzen, verbrannten Trümmer lagen lange Zeit am Geleise, in nächster Nähe von Swijaschsk. Die Weißen standen unmittelbar bei Swijaschsk, anderthalb bis zwei Kilometer von dem Stab der 5. Armee entfernt. Es brach eine Panik aus. Ein Teil der Politischen Abteilung, oder gar die ganze, stürzte zu den Anlegestellen, um auf den Dampfern zu entkommen.

Das Regiment, das fast an dem Ufer der Wolga kämpfte, hielt den Angriff nicht aus und flüchtete mit Kommandeuren und Kommissaren; am Morgen fand man Teile dieses Regiments auf den Stabsschiffen der Wolgaer Kriegsflottille an.

In Swijaschsk blieben nur der Stab der 5. Armee mit seinen Kanzleien und der Zug von Trotzki.

Lew Dawidowitsch Trotzki mobilisierte das ganze Zugpersonal, alle Schreiber, Telegraphisten, Sanitäter und die Schutzwache, die unter dem Kommando des Stabschefs der Flottille, Genossen Lepetenkow, stand (übrigens einem der mutigsten, aufopferungsfähigsten Soldaten der Revolution, dessen Biographie ein glänzendes Kapitel dieses Buches sein könnte) — kurz alles, was fähig war, ein Gewehr in der Hand zu halten.

Die Stabskanzleien standen nun leer da — „Hinterland" gab es nicht mehr. Alles wurde den Weißen, die schon dicht vor der Station waren, entgegengeworfen. Der ganze Weg von Schichrany bis zu den ersten Häusern von Swijaschsk — und je näher zu Swijaschsk, um so mehr — war von Geschossen zerwühlt, mit toten Pferden, Waffen und Munition bedeckt. Nachdem die Weißen das starrende, rauchende und geschmolzene Gerippe des Panzerzugs erreicht haben, stockt ihr Angriff, flutet zurück und stürzt sich wieder gegen die schnell mobilisierten Reserveteile von Swijaschsk. Hier stehen sie sich eine Zeitlang gegenüber, hier gibt es viele Leichen.

Die Weißen glaubten, als sie uns bemerkten, daß sie einen frischen, gut organisierten Truppenteil vor sich hätten, dessen Existenz selbst ihre Patrouillen nicht bemerkt hätten. Die von einem 48stündigen Kampf erschöpften Soldaten überschätzten die Kräfte des Gegners und ahnten nicht, daß sie nur ein zusammengewürfeltes Häuflein von Kämpfern vor sich hatten, hinter denen nichts war außer Trotzki und Slawin, die schlaflos in einer verrauch-

ten Stube des verlassenen Stabs an einer Karte saßen, mitten im menschenleeren Swijaschsk, durch dessen Straßen die Gewehrkugeln pfiffen.

Auch diese Nacht stand Trotzkis Zug wie immer ohne Lokomotive da, und kein einziger Teil der für den Angriff bestimmten, weit nach Swijaschsk vorgeschobenen 5. Armee wurde diese Nacht beunruhigt und, um das fast wehrlose Swijaschsk zu decken, von der Front genommen. Die Armee und die Flottille erfuhren von dem nächtlichen Angriff erst, als alles zu Ende war, als die Weißen sich schon zurückzogen, fest davon überzeugt, daß sie nahezu eine ganze Division vor sich hatten.

Am nächsten Tage wurden 27 Deserteure gerichtet und erschossen, die im kritischen Augenblick auf die Dampfer geflohen waren. Darunter waren auch mehrere Kommunisten. Von dieser Erschießung der 27 wurde später viel gesprochen, besonders natürlich im Hinterlande, wo man nicht wußte, wie sehr der Weg nach Moskau und unser ganzer aus letzten Mitteln und Kräften unternommener Angriff gegen Kasan damals gefährdet waren.

Erstens sprach die ganze Armee davon, daß die Kommunisten sich als Feiglinge gezeigt hätten, daß es für sie kein Gesetz gäbe, daß sie ungestraft desertieren könnten, während man einen einfachen Rotarmisten wie einen Hund erschieße.

Ohne den außerordentlichen Mut Trotzkis, des Armeekommandeurs und der andern Mitglieder des Revolutionären Kriegsrats wäre das Ansehen der in

der Armee arbeitenden Kommunisten für lange vernichtet gewesen.

Man kann einer Armee, die sechs Wochen lang die größten Entbehrungen leidet und nahezu mit nackten Händen kämpft, nicht mit Worten plausibel machen, daß Feigheit unter gewissen Umständen keine Feigheit sei, daß es „mildernde Umstände" für die Feigheit gebe. Man sagt, daß manche unter den Erschossenen gute Genossen waren, und zwar solche, deren Schuld durch die früheren Verdienste, durch Jahre von Zuchthaus und Verbannung aufgewogen wurde. Das mag zutreffen. Niemand behauptet ja, daß ihr Untergang die Folge jener „Exempel statuierenden" alten militärischen Ethik war, die unter Trommelwirbeln „Auge um Auge, Zahn um Zahn" richtete. Gewiß ist Swijaschsk eine Tragödie.

Aber jeder, der mit der Roten Armee gelebt hat und in den Kämpfen bei Kasan mit ihr geboren und erstarkt ist, kann bestätigen, daß der eiserne Geist dieser Armee sich niemals herauskristallisiert hätte, daß es niemals diesen engen Kontakt zwischen der Partei und der Soldatenmasse, zwischen den breiten Schichten und den Spitzen des Kommandos gegeben hätte, wenn die Partei selbst am Vortage des Sturmes auf Kasan, bei dem Hunderte von Soldaten ihr Leben lassen mußten, vor den Augen der ganzen Armee, die bereit war, der Revolution dieses große, blutige Opfer zu bringen, nicht deutlich gezeigt hätte, daß auch für sie die rauhen Gesetze der brüderlichen Disziplin bindend sind, daß sie den

Mut hat, auch ihren eigenen Mitgliedern gegenüber die Gesetze der Sowjetrepublik rücksichtslos anzuwenden.

Die 27 wurden erschossen, und das füllte jene Bresche aus, die die Weißen in das Selbstbewußtsein und in die Geschlossenheit der 5. Armee immerhin geschlagen hatten. Den minderwertigen, wenig klassenbewußten, zum Desertieren neigenden Teil der Soldatenmasse (und einen solchen gab es natürlich auch) zwang diese Salve, die die Kommunisten ebenso wie die Kommandeure und gewöhnlichen Soldaten für Feigheit und Ehrlosigkeit im Kampfe gestraft hat — sich aufzuraffen und jenen gleich zu sein, die bewußt und ohne jeden Zwang in den Kampf zogen.

Das Schicksal von Kasan entschied sich gerade in diesen Tagen und nicht nur von Kasan, sondern auch der gesamten weißen Intervention. Nach den langen Wochen der Verteidigung hat die Rote Armee ihr Selbstbewußtsein gefunden, sie hat sich verwandelt und gefestigt.

Unter der steten Gefahr und bei der größten Anspannung der moralischen Kräfte arbeitete sie ihre Rechte, ihre Disziplin, ihre neuen heroischen Statuten aus. Zum erstenmal verlor sich die panische Angst vor der vollkommeneren Technik des Gegners, hier lernte man jede Artillerie zu umgehen, und unwillkürlich, aus einfachem Selbsterhaltungsinstinkt, entstanden jene neuen Methoden der Kriegsführung, jene spezifischen Kampfmethoden, die schon jetzt in hohen Akademien als die Methoden des Bürger-

krieges studiert werden. Es ist sehr wichtig, daß in Swijaschsk in diesen Tagen gerade ein solcher Mann wie Trotzki war.

Ob Trotzki oder ein anderer an seiner Stelle — es ist jedenfalls klar, daß der Schöpfer der Roten Armee, der künftige Vorsitzende des Revolutionären Kriegsrats der Republik, in diesem Augenblick in Swijaschsk sein mußte, daß er die ganze praktische Erfahrung dieser Kampfwochen erleben und seinen ganzen Willen, sein ganzes organisatorisches Genie in die Verteidigung von Swijaschsk legen mußte, in die Sache der Verteidigung der geschlagenen und unter dem Feuer der Weißen neu erstehenden Armee.

Und dann gibt es im revolutionären Kriege noch eine Kraft, noch einen andern Faktor, ohne den es keinen Sieg geben kann. Es ist die gewaltige Romantik der Revolution, mit deren Hilfe die Menschen direkt von den Barrikaden sich in die harten Formen des militärischen Apparats ergießen, ohne ihren kurzen, bei den politischen Demonstrationen erworbenen leichten Schritt, ohne ihre Selbständigkeit und Elastizität zu verlieren, die in langjähriger illegaler Parteiarbeit erworben sind.

Um im Jahre 1918 zu siegen, mußte man das ganze Feuer der Revolution, alle ihre zerstörenden Flammen nehmen und in das vulgäre, wie die Welt uralte Schema der Armee spannen.

Bisher löste die Geschichte diese Frage immer mit imposanten, aber verbrauchten theatralischen Effekten. Sie ließ eine Person auf die Bühne treten, die

„mit einem Dreispitz auf dem Kopf und einem grauen Feldrock" die Hauptrolle spielte und auf einem weißen Kampfroß Republiken, Banner und Parolen aus lebendigem revolutionären Stoff bildete.

Die russische Revolution ging bei ihrem militärischen Aufbau ebenso wie in vielem andern ihre eigenen Wege. Der Aufstand und der Krieg verschmolzen zu eins, Armee und Partei verbanden sich zu einem untrennbaren Ganzen, und auf den Regimentsfahnen schrieben die schärfsten Formeln des Klassenkampfs die Einheit ihrer Ziele nieder. Das alles war in jenen Tagen in Swijaschsk noch unausgebildet, man fühlte es in der Luft, es suchte damals seine Form und Gestalt.

Die Arbeiter- und Bauernarmee mußte sich irgendwie zum Ausdruck bringen, ihr Äußeres, ihre eigenen Formen gestalten, aber wie — das konnte damals noch niemand genau voraussagen. Es gab damals natürlich keinerlei dogmatische Programme, keinerlei Rezepte, nach denen dieser gewaltige Organismus wachsen und sich entwickeln mußte.

In der Partei und in den Massen lebte nur eine Vorahnung, ein schöpferisches Erraten dieser noch nie dagewesenen kriegsrevolutionären Organisation, der jeder Kampftag einen neuen, realen Charakterzug verlieh. Trotzkis Verdienst besteht gerade darin, daß er die leiseste Bewegung der Massen, die bereits den Stempel dieser gesuchten, einzigartigen organisatorischen Formel an sich trug, im Fluge erfaßte.

Er sammelte und ordnete alle jene kleinen Methoden, mit deren Hilfe das belagerte Swijaschsk seine

Kampfarbeit vereinfachte, ordnete und beschleunigte. Und dies nicht nur im engeren technischen Sinne. Nein, eine jede neue und gelungene Kombination der Tätigkeit eines Fachmanns und eines Kommissars, jenes, der befiehlt, und des andern, der den Befehl durchführt und dafür verantwortlich ist, wurde, wenn sie durch die Erfahrung geprüft war und sich bestätigt hatte, sofort in einen Befehl, in eine Verordnung, in ein Rundschreiben verwandelt. Auf diese Weise ging die revolutionäre Erfahrung nicht verloren, geriet nicht in Vergessenheit, wurde nicht entstellt.

Nicht das Mittelmaß wurde zu einer alle verpflichtenden Norm, sondern gerade das Beste, das Geniale, das von den Massen in den heißesten, schöpferischsten Augenblicken des Kampfes erdacht war. Im Großen und im Kleinen — mag es eine solche schwierige Sache sein wie die Arbeitseinteilung unter den Mitgliedern des Revolutionären Kriegsrats oder die schnelle, kurze, freundschaftliche Geste, mit der sich der Rote Kommandeur und der Soldat — beide beschäftigt, beide in ihrer Sache eilend — begrüßen, alles mußte dem Leben abgelauscht, erlernt und für den allgemeinen Gebrauch als Norm in die Massen zurückgeworfen werden. Und dort, wo es nicht vorwärts ging, wo es knarrte und stockte — dort mußte man den Fehler erraten, mußte man helfen, befreien, wie die Hebamme die Mutter aus den Wehen befreit.

Man kann ein ausgezeichneter Wortführer sein und einer neuen Armee eine rationell untadelhafte, plastische Form verleihen und dabei doch ihren

Geist einfrieren, ihn sich verflüchtigen lassen, nicht imstande sein, diesen Geist in dem juristischen Formelsieb lebendig zu erhalten. Damit dies vermieden wird, muß man noch ein großer Revolutionär sein, eine schöpferische Intuition, ein hundert Kilowatt starkes inneres Radio haben, ohne das man nicht an die Massen herantreten darf.

Letzten Endes erteilt gerade dieser revolutionäre Instinkt die endgültige Sanktion, gerade er reinigt das neue, im Entstehen begriffene Recht von allen versteckten gegenrevolutionären Tendenzen. Er verletzt die verlogene formale Gerechtigkeit im Namen einer höheren proletarischen, er hindert das elastische Gesetz am Verknöchern, er macht es unmöglich, daß der Kontakt mit dem Leben verlorengeht und das starre Gesetz sich als eine aufreizende, unnötige Last auf die Schultern der Rotarmisten legt.

Trotzki hatte diese intuitive Fähigkeit.

Niemals vermochte der Soldat, der Befehlshaber, der Kriegskommissar in ihm, den Revolutionär zu verdrängen. Und wenn er mit seiner übermenschlichen, metallischen Stimme einen Deserteur heruntermachte, so fürchtete er ihn als den großen Meuterer, der einen vernichten, niederschlagen kann — für gemeine Feigheit, für Verrat —, nicht an der militärischen Sache, sondern an der allgemein proletarischen, revolutionären.

Trotzki konnte kein Feigling sein, sonst hätte ihn die Verachtung dieser erstaunlichen Armee erdrückt, sie hätte dieses Blut ihrer 27 Brüder, das ihren

ersten Sieg weihte, einem Schwächling niemals verziehen.

Einige Tage vor der Einnahme von Kasan durch unsere Truppen verließ Lew Dawidowitsch Swijaschsk; die Nachricht von dem Anschlag auf Lenin rief ihn nach Moskau. Aber weder der Vorstoß Ssawinkows nach Swijaschsk, der von den Sozialrevolutionären mit der größten Meisterschaft organisiert war, noch der von derselben Partei und fast gleichzeitig mit dem Ssawinkowschen Vorstoß unternommene Versuch, Iljitsch zu töten, konnte die Rote Armee mehr aufhalten, und die entscheidende Sturzwelle des Angriffs brach über Kasan herein.

Vom 9. auf den 10. September, spät nachts, wurden die Truppen auf die Schiffe verladen, und am Morgen gegen 5½ Uhr bewegten sich die mächtigen, vielstöckigen Transportschiffe unter dem Schutz von Minenschiffen zu den Landungsstellen von Kasan. Es war so seltsam, in der trübe vom Mond beleuchteten Finsternis an der halbzerstörten Mühle mit dem grünen Dach vorüberzufahren, hinter der gewöhnlich die Batterie der Weißen lag; an dem halb verbrannten „Delphin" vorbei, der brennend sich aufs Ufer hinaufgeworfen hatte, an all den bekannten Biegungen, Landzungen, Sandbänken und Buchten vorbei, über die vom Morgen bis zum Abend so viele Wochen lang der Tod hinwegfegte, Rauchwolken hinwegzogen, goldene Garben des Geschützfeuers hinwegschossen.

Man fuhr mit gelöschten Lichtern — in absoluter Stille — über die schwarze, kalte, glattfließende

Wolga. Hinter dem Heck — flüchtiger Schaum auf dumpf summenden, sorglos ins Kaspische Meer hinabziehenden, alles hinwegspülenden, alles vergessenden Wellen. Und doch war die Stelle, die der Schiffsriese in diesem Augenblick geräuschlos durchschwamm, noch gestern von zahllosen explodierenden Geschossen durchfurcht. Dort, wo eben der Nachtvogel, die schweigende, kalt dampfende Wasserfläche leicht berührend, hinweggeglitten ist, erhoben sich gestern noch so viele weiße Schaumfontänen, klangen gestern noch unruhige Kommandoworte und schossen schmale Minenschiffe durch Rauch, Flammen und einen Regen von Eisensplittern — zitternd von der gepreßten Ungeduld ihrer Maschinen und von den fortwährenden Stößen der beiden feuernden Geschütze.

Man schoß, entwand sich dem niederprasselnden Hagel der Geschosse, wischte das Blut vom Deck ... Und jetzt ist alles still, die Wolga fließt, wie sie vor tausend Jahren geflossen ist, und wie sie noch lange fließen wird.

Ohne einen einzigen Schuß gelangten wir zu den Landungsstellen. Es begann hell zu werden. In der rosagrauen Dämmerung tauchten bucklige schwarze, verkohlte Gespenster auf. Hebekrane, Balken verkohlter Gebäude, zersplitterte Telegraphenpfosten — alles das schien grenzenloses Leid durchgemacht, jede Empfindlichkeit verloren zu haben. Ein Reich des Todes, vom kalten Rosa des nordischen Morgens übergossen. Und die verlassenen Geschütze am Ufer mit hocherhobenen Mündungen, im grauen Licht

niedergeworfenen Gestalten gleich, erstarrt in stummer Verzweiflung, den Kopf auf die kalten, taunassen Hände gestützt.

Nebel. Die Menschen zittern vor Kälte und nervöser Spannung, es riecht nach Maschinenöl, nach geteerten Tauen. Der blaue Kragen des Matrosen am Geschütz dreht sich verwundert mit dem Oberkörper — das Ufer ist menschenleer, lautlos, es ruht in toter Stille. Das ist der Sieg.

KASAN—SSARAPUL

I.

Die Schiffsuhr auf dem Deck des Minenschiffs ist erstaunlich ähnlich der Uhr in der Peter-Pauls-Festung.

Aber statt der Newa, statt des majestätisch ruhenden nordischen Stroms, statt des trübe schimmernden Granits und der goldenen Turmspitzen umspielt ihr präziser Klang ungewohnte Ufer, klare launische Gewässer der Kama und in der Ferne — die verlorenen Inseln der kleinen Dörfer.

Auf der Kommandobrücke ist es dunkel. Der Mond erleuchtet kaum die langen, schmalen, zielstrebigen Körper der Kampfschiffe. Leicht flattern Funken aus den Schornsteinen, der milchweiße Rauch neigt seine krause Mähne zum Wasser, und die Schiffe selbst, mit ihren stolz erhobenen Steven, erscheinen in dieser ursprünglichen Weite nicht als die letzte Errungenschaft der Technik, sondern als kriegerische, unfaßbare Seerosse.

Ein seltsames Licht: einzelne Gesichter sind bleich und wie am Tage deutlich sichtbar. Die Bewegungen sind geräuschlos und doch exakt. Episch, durch Jahre anerzogen und daher ungezwungen wie im Ballett sind die Bewegungen des Matrosen, der die schwere Hülle vom Geschütz zieht, mit einem Ruck, wie man den Schleier von einem verzauberten, furchtbaren Kopf zieht.

Tanzende Hände des Signalisten mit seinen roten kleinen Flaggen, überzeugend und lakonisch, tanzen im nächtlichen Winde den rituellen Tanz der Befehle und Antworten.

Und über der verhaltenen Unruhe der sich auf den Kampf vorbereitenden Schiffe, über dem Abglanz der glühenden Feuerung, die ihren Rauch und ihre Hitze in der Tiefe des Schiffsrumpfs versteckt — geht über der Kommandobrücke und den Masten zwischen leise zitternden Rahen der grüne Morgenstern auf.

Der vorgeschobene Posten, den wir sonst einnehmen, liegt weit zurück, er liegt hinter der Biegung des Flusses. Das Schiff ist dicht am Ufer, sein Kommandeur — Owtschinnikow —, der immer gelassene, bestimmte, präzise und wortkarge Mann, ist einer aus der ruhmreichen Schar der Asinschen 28. Division, die ganz Rußland, von der kalten Kama bis zu dem von gelben Winden eingeäscherten Baku, durchschritten hat.

Irgendwo rechts flammte und verschwand ein tückisches Feuerchen — vielleicht sind es die Weißen, aber es kann auch eine Abteilung Koschewnikows sein, der im tiefen Hinterlande der Weißen herumstöbert und zuweilen, ganz unerwartet, aus dem undurchdringlichen, das Kama-Ufer versteckenden Dickicht auftaucht.

Bei den ersten Strahlen des Morgens sind diese Ufer ungewöhnlich schön. Bei Ssarapul ist die Kama breit und tief, sie fließt zwischen lehmigen, gelben Abhängen, spaltet sich zwischen Inseln, trägt auf

ihrer glatten, öligen Oberfläche Spiegelungen der Zedern. Kama ist frei, Kama ist ruhig. Die geräuschlosen Minenschiffe unterbrechen nicht die zauberhafte Ruhe des Flusses.

Auf den Sandbänken spreizen Hunderte von Schwänen ihre weißen, von letzten Strahlen der Oktobersonne durchschimmerten Schwingen. Eine Schar kleiner Schrotpunkte — die Enten — zieht über dem Wasser dahin, und in der Ferne, über der weißen Kirche, schwebt kreisend ein Adler. Und obwohl das gegenüberliegende Wiesenufer vom Feinde besetzt ist, hört man im niedrigen Gestrüpp drüben keinen einzigen Schuß fallen. Offenbar hat man uns in dieser Gegend nicht erwartet und ist nun auf unser Kommen nicht vorbereitet.

Aus dem Maschinenraum taucht bis zum Gürtel ein bleicher, verräucherter Mechaniker empor, wischt sich den Schweiß und die Schwärze vom Gesicht und atmet mit Vergnügen die scharfe Morgenluft ein, die über Nacht herbstlich und nordisch geworden ist.

Der Bootsmann auf der Kommandobrücke — zerzaust und stämmig, mit seinem grauen Haar und Schafpelz einem Waldteufel nicht unähnlich — prophezeit frühes Frostwetter.

„Es riecht nach Schnee, man spürt's, die Luft riecht nach Schnee" — und wieder beginnt er schweigend die schmale Spur der Schiffe zwischen verräterischem Gekräusel der Sandbänke, der Steine und des Nebels zu suchen. Wir sind diese Nacht über 100 Kilometer gelaufen — jetzt zeigen sich in

der Ferne das feine Spitzengewebe einer Eisenbahnbrücke und die weißen Kuppeln von Ssarapul. Die Mannschaft ruht sich aus, plantscht am Wasserhahn, ärgert zwei junge Hunde, die unter Geschützdonner und schweren Fahrten mit großer Liebe aufgezogen sind.

Ein scharfer Ruf des Beobachters:

„Menschen am linken Ufer!"

Und wieder — gespannte Erwartung. Aber jene am Ufer haben uns schon erkannt: rote Tuchstreifen flattern lustig im Wind. Auch weiter am Ufer und auf der Brücke und hinter dem Sandwall flimmern jetzt rote Fähnchen auf. Kleine Figürchen der Infanteristen in grauen Mänteln rennen am Ufer entlang, winken, schreien und werfen unverständliche, segnende Begrüßungsworte auf das Stahldeck der Minenschiffe herüber.

Wir passierten die Brücke, kehrten nach links ein — da knattert schon hinter dem letzten Schiff der Kielwasserkolonne Gewehrfeuer auf. Es sind die Weißen, die die Schutzwache der Brücke beschießen, denn diese stürzte ans Ufer, um einen Dampfer unserer Flottille aus der Nähe zu sehen.

Mit dem Fernglas war deutlich der ganze Kai von Ssarapul sichtbar, das von der Division Asins besetzt, von allen Seiten von den Weißen belagert und endlich, dank der Ankunft unserer Flottille, mit den tiefer liegenden Armee verbunden war.

Wir kommen näher. Auf Dächern, Geländern und Wegen — überall Rotarmisten, Tücher, Bärte — lauter freundschaftliche, freudig erstaunte Gesichter.

Das Orchester auf der Anhöhe spielt dröhnend die Marseillaise, der Trommler starrt die Schiffe an und legt mit seinem Getöse eine Bresche in die Melodie, das Horn überholt den ärgerlichen Dirigenten, schmettert rollende Klänge in die Luft, haltlos und unbändig wie ein Roß, das den Reiter abgeworfen hat. Die Taue sind schon aufgenommen, der Bordrand legt sich sacht an die Anlegestelle, Matrosen verstreuen sich auf dem Ufer — die Unterhaltung ist im vollen Gange.

„Wie seid Ihr denn durchgekommen? Habt ihr ihre Schiffe kaputt geschlagen?"

„Freilich haben wir sie geschlagen und auch in den Weißen Fluß vertrieben."

„Du lügst."

„Es ist die volle Wahrheit."

Eine noch junge Frau, tränenüberströmt, drängt sich durch die Menge. Eine „Matrosenfrau", sagen die Umstehenden. Und es beginnt ein neues Klagen und Jammern. Das Weinen der Mutter und der Frau — ein durchdringendes, monotones Heulen: „Man hat ihn mir genommen, auf einem Schleppkahn fortgebracht. Matrose war er wie ihr." Das Tüchlein der Frau flattert von einem Matrosen zum andern, das Gesicht ist tränennaß, sie streichelt den blauen Stoff der Jacken — es ist ihre letzte Erinnerung. Ja, jeder Krieg ist eine grausame Sache, aber der Bürgerkrieg ist entsetzlich. Wieviel bewußte, kalte intellektuelle Brutalität haben die sich zurückziehenden Feinde schon begangen.

Tschistopol, Jelabuga, Tschelny und Ssarapul — alle diesen Flecken sind von Blut überschwemmt, gleich glühenden Stempeln stehen die Namen bescheidener Dörfer in der Geschichte. In einem Ort warf man Frauen und Kinder der Rotarmisten in die Kama, und sogar Säuglinge schonte man nicht. In einem andern: noch immer sind dort die Dorfstraßen mit schwarzen geronnenen Blutpfützen bedeckt — das herrliche Rot des herbstlichen Ahorns ringsherum scheint für ewig den Abglanz des Blutes angenommen zu haben.

Die Frauen und Kinder dieser Erschlagenen flüchten nicht ins Ausland, schreiben keine Memoiren, in denen sie von dem Brand ihres uralten Landhauses mit seinen Rembrandts und Bücherschätzen und von den chinesischen Grausamkeiten der Tscheka berichten. Niemals wird man erfahren, niemand wird dem empfindsamen Europa von den tausend Soldaten Kunde bringen, die auf dem hohen Kamaufer erschlagen, von dem Strom in zähen Sümpfen vergraben und ans Land gespült sind. Hat es auch nur einen einzigen Tag gegeben — erinnert euch, ihr, die ihr an Bord des „Rastoropny", „Prytky" und „Retiwy", auf der Batterie „Sserjoscha", auf „Wanja, dem Kommunisten", auf allen unsern ungefügen eisengepanzerten Schildkröten waret —, hat es auch nur einen einzigen Tag gegeben, an dem an eurem Bordrand nicht ein schweigsamer Rücken, ein Soldatennacken mit spärlichem Haar (nach dem Typhus!) und mit über den Wellen tanzendem Arm gesehen habt? Hat es auch

nur einen Flecken an der Kama gegeben, wo man bei eurer Ankunft nicht aufgeheult hätte, wo man am Ufer, unter glücklichen und verzweifelten Gesichtern nicht ein Dutzend verwaiste Weiber und schmutzige, ausgehungerte Arbeiterkinder gesehen hätte? Erinnert euch an dieses Heulen, an das herzzerreißende Schluchzen, das sogar das Rasseln der Schiffsketten, sogar das wütende Herzklopfen, sogar die überanstrengte Stimme des Vorsitzenden der Exekutive nicht ersticken konnte, der euch schon von weitem aus einer Entfernung von einem halben Kilometer zurief: „Ssamara ist von den Roten eingenommen ...“

Inzwischen war zu der ersten Frau eine andere herangetreten, eine kleine dürre Alte. Auch über ihr Gesicht zogen sich die Schrammen des Schmerzes.

„Weine nicht, erzähl' vernünftig.“ Und die Frau erzählt, aber ihre Worte verlieren sich in Jammerklagen, man kann nichts verstehen.

Es handelte sich aber um folgendes: Beim Rückzug luden die Weißen 600 unserer Leute auf einen Kahn und schafften sie fort — keiner weiß, wohin —, man sagt nach Ufa, vielleicht auch noch weiter ...

Eine Stunde später sammelt eine durchdringende Sirene die am Ufer verstreuten Matrosen, und der Kommandierende erteilt den Befehl: Die Flottille geht stromaufwärts auf die Suche nach dem Schleppkahn mit den Gefangenen. Und die Mannschaft anfeuernd, klingen betont seine Worte: „Sechshundert Mann, Genossen!“

II.

Sie haben uns nicht erwartet: Schützengräben, Drahtverhau, Vorposten — alles war von der Flußseite aus ungeschützt und wie auf einem Teebrett sichtbar. Langsam längs des Ufers gleitend, nahmen die Minenschiffe bequeme Stellungen ein — die Richtmeister richteten die Geschütze. Aus der Munitionskammer wurden die Geschosse heraufgereicht. Es ertönt das Kommando:

„Feuer!"

Die Mündungen schleudern Feuerstrahlen, mit leichtem, metallischem Klang fällt die leere Hülse, und nach 10 bis 15 Sekunden steigt inmitten der fliehenden Schützenketten des Gegners eine aschgraue und schwarz dampfende Fontäne auf. Der Richtmeister ändert das Ziel.

„Visier zwei ... Feuer!"

Auch das Minenschiff „Retiwy" eröffnet das Feuer; „Protschny" setzt mit seinem Heckgeschütz die Kirche in Brand.

Wir werden wohl noch bei Tage in Galjany sein (35 Kilometer oberhalb Ssarapul).

Noch eine Strecke von 10 Kilometer, und wir sind am Ziel. Die roten Flaggen sind eingezogen — man beschloß, den Gegner zu überraschen und die Flottille für jene weißgardistische — des Admirals Stark — auszugeben, die von den Weißen mit Ungeduld erwartet wurde. Die Schiffe schießen hinter einer Insel in voller Fahrt vor, passieren die Anlagestelle von Galjany, stellen sich in Position auf — ein

Manöver, das auf dieser seichten und schmalen Stelle sehr schwierig ist.

„Nur auf Befehl schießen!" signalisiert ein Minenschiff dem andern.

Die Situation ist die folgende: Etwa 70 m vom Ufer entfernt sieht man neben der Kirche deutlich ein schweres, sechszölliges Geschütz. Dahinter auf der Anhöhe viele neugierige Bauern und zwischen ihnen Häuflein bewaffneter Soldaten. Auf dem Kirchtum ein zweites Geschütz — vielleicht ein Maschinengewehr. Am linken Ufer ein Schleppkahn mit Weißgardisten. Zwischen den Sträuchern schimmern weiße Lagerzelte hervor, Feldküchen rauchen, Soldaten liegen am Ufer und verfolgen neugierig die Manöver der Minenschiffe. Mitten im Fluß aber — von Posten bewacht — ein schwimmendes Grab, regungslos und unbeweglich.

„Prytky" erteilt mit halblauter Stimme den andern Schiffen Befehle. „Retiwy" nähert sich dem Schleppkahn und überzeugt sich, ohne sich zu verraten, daß die kostbare lebende Fracht an Bord ist. „Prytky" richtet seine Geschütze auf die sechszöllige Kanone des Gegners, um sie bei der ersten Bewegung des Feindes zu vernichten, aber er läßt auch die Infanterie nicht außer acht.

Aber wie soll man den schweren Schleppkahn von seinen Ankern befreien, wie ihn aus der engen Falle fortschaffen, die von den Sandbänken und Inseln gebildet wird? Glücklicherweise dampft ein feindlicher Schlepper an der Landungsstelle. Unser

Offizier — in seiner goldbetreßten Marinemütze natürlich — erteilt dem Kapitän des Schleppers den kategorischen Befehl:

„Im Namen des Kommandierenden der Flotte des Admirals Stark befehle ich Ihnen, den Kahn mit den Gefangenen ins Schlepptau zu nehmen und uns zu folgen!"

Von den Weißen zum sklavischen Gehorsam erzogen, führt der Kapitän des Schleppdampfers den Befehl sofort aus, nähert sich dem Kahn und nimmt ihn ins Schlepptau. Unendlich langsam ziehen sich diese Minuten hin, bis der schwerfällige Dampfer die Stahltrosse befestigt und alle Vorbereitungen zur Fahrt trifft. Unsere Mannschaft steht regungslos da, die Gesichter sind leichenblaß, man glaubt und wagt doch nicht daran zu glauben, daß dieses Märchen sich verwirklichen, daß dieser hoffnungslos verurteilte Kahn die Freiheit erlangen werde. Flüsternd fragt man einander:

„Nun, rührt er sich endlich? Er steht ja noch immer . . ."

Aber durch den scharfen Befehl unseres Befehlshabers eingeschüchtert, führt der Schlepper seine Rolle glänzend aus. Auf dem Kahn herrscht lebhafte Bewegung. Das Begleitkommando und sogar sein Offizier selbst legen ihre Gewehre nieder und helfen, den Anker hochzuziehen. Und nach und nach gibt das schwere Ungetüm seine hoffnungslose Regungslosigkeit auf, wendet die Spitze, die straff gespannten Seile hängen eine Weile schlaff da, um im nächsten Augenblick, bei einer neuen Wendung, wieder an-

zuziehen. Der Befehlshaber des „Prytky" spricht gelassen mit den ratlosen Gefangenenwächtern.

„Ich befehle euch im Namen des Admirals, volle Ruhe zu bewahren und uns zu folgen — wir werden euch begleiten."

„Wir haben wenig Holz" — versucht man von dem Schleppdampfer zu prostieren.

„Das macht nichts, unterwegs gibt es Holz genug", antwortet der Kommandeur der Flottille, und die Minenschiffe schlagen langsam, ohne Übereilung, um die Leute am Ufer nicht mißtrauisch zu machen, die Richtung auf Ssarapul ein.

Und dort, im Innern des Kahns, beginnt schon die Unruhe: „Wohin schleppen sie uns, wohin, warum?" Einer der Gefangenen, ein Matrose, drängt sich zum Heck des Schleppkahns durch: dort, in einem dicken Brett ist mit einem Taschenmesser ein Loch gebohrt — die einzige kleine Öffnung, durch die man ein Stück Himmel und Wasser sehen kann. Lange und aufmerksam beobachtet er die geheimnisvollen Schiffe und ihre schweigsame Besatzung. Jede Spur von Hoffnung oder Gefahr an seinem Gesicht ablesend, umdrängen ihn verzerrte Gesichter, es ist, als wenn ein einziges lebloses, regungsloses Gesicht ihn anstarrt.

„Sie sind alle gleich, lang, grau."

„Sind's Weißgardisten, wie? Sieh genauer hin!"

„Aber nein doch . . ."

„Was — nein? So red' doch, zum Teufel!"

Der Beobachter wird von seinem Posten gerissen.

„Mir scheint, es sind die Unsrigen, aus der Baltischen Flotte . . .“

Aber die Unglücklichen, die drei Wochen in dieser Pesthöhle verbracht, die inmitten ihrer eigenen Exkremente geschlafen und gegessen haben, die nackt und nur mit Sackleinen bedeckt sind — sie wagen nicht zu hoffen.

Sogar in Ssarapul, als das sie an den Anlegestellen begrüßende Volk schrie und weinte, als die Matrosen die weißgardistische Wache verhafteten und — da sie nicht wagten, in die Hölle hinabzusteigen — die Gefangenen herausriefen, antworteten diese mit Flüchen und Stöhnen. Keiner von den 430 Menschen glaubte an die Möglichkeit einer Rettung. Gestern noch haben die Wachsoldaten sich für eine Brotrinde das letzte Hemd geben lassen; gestern noch, am Morgen war es, zerrten sieben Bajonette die zerfetzten Körper der drei Brüder Krasnopjorow und noch 27 Menschen heraus. Seit 24 Stunden wurde durch die Luke kein Brot mehr hinabgeworfen (ein Viertelpfund pro Tag und Mann war das einzige, was sie seit drei Wochen erhielten).

Es war klar: es lohnte sich nicht einmal mehr, die Verurteilten zu füttern: eines Nachts oder an einem grauen, blutlosen Morgen wird für alle das Ende kommen — ein unbekanntes, aber unendlich schweres Ende. Und plötzlich schleppt man einen weiß Gott wohin, öffnet die Luken über den Köpfen und ruft sie alle herauf — mit seltsam klingenden, erregten Stimmen und mit einer Anrede, die verboten und verfemt ist:

„Kommt heraus, Genossen!"

Ist es nicht ein Verrat, eine Falle, eine neue Tücke?

Und sie kamen doch, in Tränen, kriechend, einer hinter dem andern krochen sie aus ihrer Gruft heraus. Was spielte sich da auf dem Deck ab! Einige Chinesen, die in dieser kalten Gegend niemand hatten, fielen zu den Füßen eines Matrosen und drückten mit unbekannter, blökender Sprache ihre grenzenlose Verehrung für die Menschen aus, die im Namen der Verbrüderung der Unterdrückten für einander zu sterben verstehen.

Am Morgen empfingen Stadt und Truppen die Gefangenen. Man brachte den Schleppkahn ans Ufer, und die 430 wankenden, bleichen, verwildert aussehenden Menschen schritten zwischen einem Ehrenspalier von Matrosen an Land. Eine lange Kette von Bastpuppen, mit abenteuerlichen Kopfbedeckungen, mit aus Stroh geflochtenen, phantastischen Mützen hatte das Aussehen eines Prozession aus einer andern Welt. Und in der von diesem Schauspiel noch erschütterten Menge erwachte bereits prachtvoller Volkshumor.

„Wer hat denn euch so aufgeputzt, Genossen?"

„Seht, seht, es ist die Uniform der Konstituante — jeder hat ein Basthemd und einen Strick um den Hals."

„Tritt mir nicht auf den Schuh, siehst du nicht — die Zehen gucken hervor." Und er erhebt seinen in schmutzige Lappen gewickelten Fuß.

Auf dem Wege zum Ufer begannen sie mit Stimmen, die von den langen Qualen in der dunkeln

Pesthöhle gepreßt klangen, die Marseillaise zu singen. Und der Gesang hörte bis zum Stadtplatz nicht auf. Hier begrüßte der Vertreter der Gefangenen die Seeleute der Wolgaflottille, ihren Kommandierenden und die Sowjetmacht. Raskolnikow wurde auf Händen in die Speisehalle getragen, wo heißes Essen und Tee bereitet waren. Unbeschreibliche Gesichter, Worte, Tränen, es war, als wenn eine ganze Familie, die ihren Vater, Bruder oder Sohn gefunden hat, neben dem Verlorengeglaubten sitzt und ihm zusieht, während er ißt.

In der Menge der Matrosen und Soldaten sieht man ab und zu goldbetreßte Mützen jener wenigen Offiziere, die den ganzen drei Monate langen Feldzug von Kasan bis Ssarapul mitgemacht haben. Ich denke, daß man sie schon lange nicht mit dieser grenzenlosen Achtung und dieser brüderlichen Liebe begrüßt hat, wie gerade an diesem Tage. Und wenn es zwischen der Intelligenz und den Massen eine Einheit im Geiste, in der Heldentat und im Opfer gibt, so entstand sie in jenem Augenblick, als die Mütter der Arbeiter, ihre Frauen und Kinder die Matrosen und Offiziere dafür segneten, daß sie ihre Väter, Brüder und Kinder vor den Qualen der Hinrichtung bewahrt haben.

MARKIN

Jeden Morgen berichtet der Bootsmann des Flaggschiffs „Meschenj" mit zufriedener, lachender Miene von dem Fallen der Temperatur in der Kama.

Heute steht das Thermometer auf + 0,5, in der Luft auf Null. Einsame Eisschollen schwimmen im Strom, das Wasser ist dick und träge geworden, auf der Oberfläche dampfen stete Nebel — ein sicheres Vorzeichen des Frostes. Die Mannschaften der Schiffe, die den ganzen schweren Feldzug von Kasan bis Ssarapul mitgemacht haben, bereiten sich auf Winterquartier vor, im Vorgenuß der kommenden Ruhe heitern sich die Gesichter auf. Noch ein, zwei Tage, und die Flottille wird die Kama bis zum nächsten Frühjahr verlassen.

Und erst jetzt, da die Stunde des unfreiwilligen Rückzugs nahe ist, beginnen alle auf einmal zu fühlen, wie unvergeßlich und teuer diese dem Feinde genommenen Ufer sind, jede Wendung des Flusses, jede zottige Fichte über dem steilen Abhang.

Wieviel schwere Stunden der Erwartung, wieviel Hoffnungen und Ängste — nicht um sein Leben natürlich, sondern um das große Jahr 1918, dessen Schicksal oft von der Treffsicherheit eines Schusses, von dem Mut einer Patrouille abhing! Wieviel freudige Stunden des Sieges bleiben hier an der Kama zurück! Das Eis wird die rauhen, von Geschossen durchfurchten, von den Schiffen unzählige Male

durchkreuzten Wogen überziehen, das Eis wird für lange Zeit die Tiefen verhüllen, die zu Gräbern unserer besten Kameraden und erbittertsten Feinde geworden sind.

Wer weiß, gegen wen und in welchen Gewässern der Kampf übers Jahr beginnen wird, welche Genossen die Kommandobrücken der Schiffe, die jedem von uns so teuer und vertraut geworden, besteigen werden.

Schwer mit den Radspeichen stampfend, mit leise pendelnder Signallaterne oben am Mast, geht eins der Transportschiffe nach Nischny.

Die zurückbleibenden Fahrzeuge begleiten den sich entfernenden Kameraden mit einem Konzert aufheulender Sirenen, das lange anhält: jede ihrer Stimmen ist uns bekannt wie die Stimme eines Freundes. Das ist der scharfe Schrei des „Rochale", dies der durchdringende kurze Pfiff des „Wolodarsky", und das ist „Genosse Markin" mit seinem sonoren, betäubenden Brustton.

Die schwersten Erinnerungen verbinden sich mit diesem Abschiedsgruß der Seeleute. Solche Laute geben Schiffe von sich, wenn sie in äußerster Not sind.

So rief der unglückliche „Wanja-Kommunist" um Hilfe, als er, von einem feindlichen Geschoß in Brand gesetzt, auf eisigen Wellen, von herabregnenden Projektilen umgeben, mit gebrochenem Steuer und zerstörtem Telegraph brennend umhertrieb. Wie lange, wie unendlich lange klang uns damals seine Sirene in den Ohren.

Immer dichter stiegen die Fontänen aus dem Wasser, schon sah man schwarze Punkte — Menschen, die schwimmend das Ufer zu erreichen suchten — verkohltes Gerümpel, Eimer, Hocker schwammen den Strom hinab, und noch immer fuhr die Sirene fort zu heulen — in Dampf gehüllt, vom Feuer umlodert —, das furchtbare Heulen des Todes. Seltsam und unerwartet kam dieses Unglück.

Noch am Tage vorher errangen wir einen bedeutenden Sieg über die weißgardistische Flottille: nach einer zweitägigen Schlacht bei dem Dorfe Bitki mußte die letztere flüchten, und unsere Fahrzeuge brachen sich Bahn in das Hinterland der Weißen, die damals beide Ufer besetzt hielten. Die Verfolgung dauerte noch ganze 24 Stunden, und erst am Morgen des dritten Tages ging die Flottille vor Anker — es war ein herrliche, klarer Novembertag, das Wasser war durchsichtig blau, stellenweise mit bernsteinfarbigen Flecken.

Es wurde beschlossen, eine Weile haltzumachen und unsere Truppentransporte abzuwarten, da unsere Patrouillen beunruhigende Nachrichten über starke Befestigungen am Ufer vor dem Dorfe „Pjany Bor" gemeldet hatten — man konnte ohne die Unterstützung unserer Infanterie diese Befestigungen nicht angreifen; zudem war unsere Munition vollkommen erschöpft — die Schiffe und der Schleppkahn hatten nur noch je 18 bis 20 Schüsse. In der Erwartung der Infanterie, die sich immer sehr verspätete, unternahm unser Motorkutter Patrouillenfahrten, und die Matrosen beobachteten von weitem

vergnügt, wie die raschen, in Schaumwolken kaum sichtbaren, pfeilschnellen Körper, gegen die die Weißen ein wütendes Feuer eröffneten, hin- und herschossen.

In den hohen Wassersäulen spielten feurige Regenbogenfarben, und fortwährend bäumten sich auf und verschwanden schneeweiße, schaumige Fontänen auf der Oberfläche. Eine Schar erschreckter Schwäne erhob sich von der Sandbank, ein Wasserflugzeug dröhnte an ihr vorüber, und die Luft füllte sich mit dem Schrei der Schwäne, mit dem Rascheln der weißen Flügel und dem summenden Knattern des Propellers.

Und Markin hielt es nicht mehr aus. Markin, der das beste Schiff — „Wanja-Kommunist" — befehligte, der in sein Fahrzeug wie ein Knabe verliebt war, konnte das kriegerische Spiel dieses Morgens nicht mehr untätig beobachten. Ihn reizte der hohe Uferabhang, das schweigsame Dorf „Pjany Bor" und diese Batterie am Ufer, die irgendwo versteckt lag und geduldig wartete.

Niemand erinnert sich mehr genau, wie der Anker hochgezogen wurde, wie das Schiff an geheimnisvollen Ufern vorbeiglitt, wie es sich von seinem Standort entfernte. Plötzlich bemerkte Markin fast unmittelbar vor sich die regungslosen gegen ihn gerichteten Mündungen.

Ein Schiff ist nicht imstande, mit einer Batterie am Ufer zu kämpfen. Aber dieser Morgen nach dem Siege war so berauschend, so unvernünftig, daß der „Kommunist" sich nicht zurückzog, sondern sich

noch mehr dem Ufer näherte und mit Maschinengewehrfeuer die Mannschaft an den Geschützen zu vertreiben suchte. Der Tollkühnheit der Mutigen singen wir unser rühmendes Lob. Aber diesmal war Markins Untergang vom Schicksal beschlossen.

Dem „Kommunisten", der sich schon weit entfernt hatte, eilte das Minenschiff „Prytky" zu Hilfe. Man braucht nicht an Vorahnungen zu glauben, und doch waren alle, die damals auf der Kommandobrücke des „Prytky" standen, von qualvoller Unruhe erfüllt. Es war keine Angst — dieser gemeinen Krankheit war keiner unterworfen —, sondern eine eigentümliche, nagende Erwartung, die auch ich empfand, als das Minenschiff sich ahnungslos dem „Kommunisten" näherte.

Das kurze Gespräch von Schiff zu Schiff war für Markin das letzte. Der Kommandeur der Flottille fragte durch das Megaphon:

„Markin, was beschießen Sie?"

„Die Batterie."

„Welche Batterie?"

„Dort hinter den Bäumen, man sieht die Mündung glänzen."

„Ziehen Sie sich sofort zurück."

Aber es war schon zu spät. Kaum machte die Maschine des Minenschiffs einen wilden Sprung nach rückwärts, kaum war der „Kommunist" ihm gefolgt — als die Weißen am Ufer, fühlend, daß die Beute ihnen entgehe, ein zerstörendes Feuer eröffneten. Die Geschosse hagelten nur so nieder. Hinter dem Heck, vor dem Stewen, backbord und

steuerbord. Mit saugendem Geheul jagten sie über die Kommandobrücke, gleich Kegelkugeln — die Luft zitterte. Und nach einigen weiteren Minuten hüllte sich der „Kommunist" in eine Dampfwolke, aus der tanzend eine goldene Zunge hervorsprang — mit gebrochenem Steuer raste das Schiff von Ufer zu Ufer. Da begann die Sirene um Hilfe zu schreien.

Trotz des furchtbaren Artilleriefeuers kehrten wir zu dem Untergehenden zurück, in der Hoffnung, ihn ins Schlepptau zu nehmen — wie es bei Kasan war, als es uns gelang, das Schiff „Taschkent" auf diese Weise aus der Feuerlinie herauszubringen.

Aber es gibt Fälle, wo jeder Mut vergeblich ist: gleich der erste Schuß zerstörte das Steuerreep und den Telegraph des „Kommunisten". Das Fahrzeug begann sich wild im Kreise zu drehen, und dem Minenschiff, das sich ihm mit der größten Gefahr genähert hatte, gelang es nicht, das sterbende Schiff ins Schlepptau zu nehmen.

„Prytky" machte eine scharfe Wendung und zog sich zurück.

Es ist kaum zu fassen, daß wir damals den Weißen entgehen konnten. Man schoß aus unmittelbarer Nähe. Nur die ungeheuerliche Schnelligkeit des Minenschiffs und das Feuer seiner Geschütze retteten ihm das Leben. Und seltsam, zwei große Möwen flogen lange Zeit furchtlos unmittelbar vor unserem Stewen, jeden Augenblick im weißen Gischt verschwindend.

Unter jenen, die gerettet werden konnten, war auch Genosse Poplewin, der Gehilfe von Markin.

Dieser schweigsame, auffallend bescheidene und mutige Mensch, einer der besten unserer Flottille, behielt noch lange die bleiche Bläue auf seinem Gesicht; diese Todesspuren traten gerade dann besonders deutlich hervor, wenn der Herbsthimmel wolkenlos leuchtete und das Wasser an den goldenen Ufern der Kama friedlich rauschte.

Er rächte sich für den Tod seines Freundes und den Untergang seines Schiffes. Des Nachts, wenn die Stärksten müde wurden, stieg Poplewin geräuschlos auf die Kommandobrücke und horchte, einsam unter dem dunklen Sternenhimmel, auf die geringsten Bewegungen der Nacht und des Feindes, und niemals ermüdete seine heilige Rache.

Man wartete die ganze Nacht auf Markin. Markin kehrte nicht zurück, und es trauerten um ihn die Richtmeister an den Geschützen, die Wachen am Steuer und die Beobachter vor ihren Scheiben, die auf einmal von den unvergossenen Tränen wassertrübe geworden schienen.

Markin ist gefallen, Markin mit seinem feurigen Temperament, mit seinem erstaunlichen, fast tierhaften Instinkt für den Feind, seinem grausamen Willen und Stolz, seinen blauen Augen, schweren Flüchen, mit seiner Güte und seinem Heroismus.

Der „Wanja-Kommunist" war zugrunde gegangen; die Minenschiffe hatten fast keine Munition mehr, und der versprochene Truppentransport kam noch immer nicht. Als es Abend wurde, entfernte man auf einem Motorkutter das Segeltuch von vier dun-

keln länglichen Gegenständen, die schmal nebeneinanderlagen.

Es fand eine lange Beratung beim Kommandierenden statt. Lange neigten sie sich über die Karten, und als sie aus der Kajüte herauskamen, waren sie schweigsam und drückten fest die Hände des Offiziers und der vier Matrosen, die eine Minute darauf auf einem mit Minen beladenen Zerstörer hinter der nächsten Insel verschwanden.

Das Schiff kam am nächsten Morgen zurück, auf seinem Heck sah man nicht mehr die vier langen dunkeln Minen. Jetzt blieb nur das eine: ruhig abwarten. Und in der Tat, die Weißen gingen, nachdem sie den Untergang des „Kommunisten" mit einem großen Trinkgelage gefeiert, zum Angriff über.

Sie zogen feierlich in Kiellinie, wie zur Parade, heran. Sogar der Admiral Stark, der Kommandierende der weißgardistischen Flottille, nahm zum erstenmal persönlich an einer Schlacht teil. Seine Flagge war auf dem „Orjol" gehißt. Aber kaum hatte die feierliche Prozession die „Grüne Insel" erreicht, als sie haltmachen mußte. Der Dampfer „Trud", der als Kopffahrzeug voranging, wurde buchstäblich in zwei Teile gerissen: die Minen haben ihr Werk getan.

Jetzt sieht man auf den vereisten Ufern der Kama die Gerippe der beiden zerstörten und verbrannten Schiffe fast nebeneinanderliegen: des „Wanja-Kommunist" und des weißgardistischen „Trud". Und wer weiß, vielleicht hat die Strömung unter

der undurchdringlichen Oberfläche des Flusses auf seinem dunkeln Grunde Markin und jene Verachtungswürdigen zusammengetrieben, die Markins versinkende Mannschaft mit Maschinengewehren niederschossen.

Als die Seeleute die Kama verließen, verabschiedeten sie sich endlos lange voneinander. Nichts bringt die Menschen so nahe wie gemeinsam erlebte Gefahren, schlaflose Nächte auf der Kommandobrücke und jene langen, äußerlich unauffälligen, aber in Wirklichkeit qualvollen Anstrengungen des Willens und des Geistes, die einen Sieg möglich machen und vorbereiten.

Die Geschichte wird nicht imstande sein, die großen und kleinen Heldentaten der Seeleute der Wolgakriegsflottille nach Gebühr einzuschätzen; sogar die Namen jener, deren freiwillige Disziplin, Unerschrockenheit und Bescheidenheit an der Entstehung der neuen Flotte mitgeholfen haben, werden kaum bekannt sein.

Natürlich, die Geschichte wird nicht von einzelnen Personen gemacht. Aber bei uns in Rußland gab es damals überhaupt sehr wenig Persönlichkeiten und Charaktere, es kostete eine ungeheure Mühe, durch die Schicht der alten und neuen Bureaukratie durchzudringen, für seine Kampffähigkeit das rechte Betätigungsfeld zu finden. Und doch hatte die Revolution viele solche Menschen hervorgebracht, Menschen im besten Sinne des Wortes, und das ist ein Zeichen dafür, daß Rußland auf dem Gesundungswege ist.

In der Schicht, die zu beobachten ich Gelegenheit hatte, gab es viele solche Charaktere. In den entscheidenden Augenblicken traten sie von selbst aus der allgemeinen Masse hervor, und das Gewicht, das sie mit ihrer Person in die Wagschale warfen, erwies sich als Vollgewicht — sie beherrschten ihr heroisches Handwerk und erhoben die schwankende, nachgiebige Masse zu ihrem Niveau.

Da ist z. B. der wortkarge Jelisejew, ein prachtvoller Richtmeister, der in einer Entfernung von 12 Kilometer ein Boot in den Grund schießen konnte, der leuchtend blaue Augen ohne Wimpern hatte — ohne Wimpern, weil sie ihm bei der Explosion eines Geschützes verbrannt waren.

Da ist Babkin, der immer krank ist, der immer fiebert, der nicht mehr lange zu leben hat, und der die Schätze seines sorglosen, gütigen und erstaunlich festen Geistes königlich vergeudet.

Er war es gewesen, der das Minenfeld gelegt hatte, auf dem der stärkste Dampfer der Weißen, „Trud", seinen Untergang fand.

Da ist Nikolai Nikolajewitsch Strujsky, Steuermann des Flaggschiffs und Chef der Operationsverwaltung der Flottille in der zweiten Hälfte des Kamafeldzugs. Er war einer der besten Fachleute und gebildetsten Seeleute, der der Sowjetmacht während des ganzen Bürgerkrieges treu ergeben war. Und trotzdem wurde er gemeinsam mit einigen jüngeren Offizieren seinerzeit gewaltsam mobilisiert und fast unter Eskorte an die Front gebracht. Als er auf

das Torpedoboot „Meschenj" kam, haßte er die Revolution und war aufrichtig davon überzeugt, daß die Bolschewisten deutsche Spione seien.

Gleich am nächsten Morgen nach ihrer Ankunft nahm diese Gruppe von Offizieren an einem Kampf teil. Anfangs — finsteres Mißtrauen und kalte Korrektheit von Menschen, die an einer fremden, verhaßten und ungerechten Sache gezwungen teilnehmen. Aber schon bei den ersten Schüssen änderte sich das: man kann eine Sache nicht halb machen, wenn das Leben von Dutzenden, die jedem Befehl blind folgen, von einem Kommando abhängt — und nicht nur das Leben dieser Menschen, sondern auch des Minenschiffs, dieser herrlichen Kampfmaschine. Von einem jeden Matrosen zieht sich ein stählerner Faden zu der Kommandobrücke hin, zu der Stimme, die die Maschinen, die Geschwindigkeit, das Feuer der Geschütze und das Steuerrad beherrscht. Ein guter Seemann kann im Kampf nicht sabotieren. Jede Politik vergessend, beantwortet er das Feuer des Gegners mit dem Feuer seiner Geschütze; er wird hartnäckig angreifen, sich glänzend verteidigen und seine Berufspflicht kaltblütig erfüllen. Und hat er einmal einen Kampf mitgemacht, dann ist er schon nicht mehr frei. Starke Bande binden ihn an den Kommissar, an die Mannschaft, an die rote Flagge am Mast — den Stolz des Siegers; dazu kommt das ehrgeizige Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit und jener absoluten Macht, die man gerade ihm, dem intellektuellen Offizier, im Augenblick der Gefahr gibt.

Nach einem Kampfleben von zehn Tagen, nach dem ersten Siege, nach dem ersten feierlichen Empfang, bei dem die Arbeiter irgendeines befreiten Städtchens unter Musikklängen an die Landungsstelle marschieren und gleich herzlich die Hand jenes Matrosen drücken, der als erster ans Ufer springt, und die verwöhnten aristokratischen Hände eines „roten Offiziers", der, unentschlossen um sich blickend, das „fremde" Ufer betritt, noch immer nicht glaubend, daß auch er ein Genosse, daß auch er ein Mitglied jener „großen Armee der Arbeit" ist, von der das heisere Orchester der Provinz-Internationale so erregt freudig und ungefügig verkündet.

Und auf einmal bemerkt dieser Spezialist, dieser „Marinekapitän I. Klasse" aus dem alten kaiserlichen Dienst, mit Entsetzen, daß Tränen in seine Augen steigen, daß um ihn herum nicht eine „Bande von deutschen Spionen", sondern das echte Rußland ist, das seine Erfahrung, seine akademischen Kenntnisse, sein durch hartnäckige Arbeit erzogenes Gehirn unendlich nötig hat. Jemand hält eine Rede — ach, diese Rede eines ungeschlachten, ungebildeten Mannes, die noch vor einer Woche nur ein schiefes Lächeln bei ihm hevorgerufen hätte —, und der „Kapitän I. Klasse" hört sie mit Herzklopfen an, mit zitternden Händen sich vor dem Geständnis fürchtend, daß das Rußland dieser Weiber, dieser Deserteure und Bengel, dieses Agitators, dieses Genossen Abram, dieser Bauern und Sowjets — sein Rußland ist, für das er gekämpft hat und bis an sein Lebensende kämpfen wird, ohne sich der Läuse, des

Hungers und der Fehler zu schämen, es noch nicht wissend, aber fühlend, daß nur dieses Rußland Recht auf Leben und Zukunft hat.

Noch eine Woche später wäscht sich Genosse Strujsky den Kohlen- und Pulverrauch vom Gesicht, legt sich einen reinen Kragen um, schließt alle goldenen, beadlerten Knöpfe seines Kittels, dessen von den abgetrennten Achselklappen und Abzeichen übriggebliebene dunklen Spuren noch nicht ausgeblichen sind — und richtet seine Schritte zu der bolschewistischen Obrigkeit. Er spricht — und hält sich mit beiden Händen fest an die Armlehne — als wanke das ganze Zimmer unter ihm:

„Erstens glaube ich nicht, daß Sie und Lenin und die übrigen im ‚plombierten Wagen' von den Deutschen Geld genommen haben."

Eine Atempause — wie nach einer Salve. Irgendwo in der Ferne — die adlige Kadettenschule, die kaiserliche Tafel auf „S. M. S.-Standarte" und die goldenen Waffen für den Weltkrieg ... Dann — Zusammenbruch, Explosion. Ein verspäteter Oktober.

„Zweitens: Mit euch ist Rußland, und auch wir wollen mit euch sein. Allen jüngeren Kameraden, die meine Ansicht erfahren wollen, werde ich das gleiche sagen. Und drittens: Gestern haben wir Jelabuga eingenommen. Wie Sie wissen, hat man am Ufer an die hundert Bauernmützen gefunden. Alle Steine sind mit Gehirn und Blut bespritzt. Sie haben es selbst gesehen — Bastschuhe, Fußlappen, Blut. Wir kamen eine halbe Stunde zu spät. Das darf nicht mehr vor-

kommen. Man kann auch des Nachts fahren. Freilich — gefährliches Fahrwasser, Batterien können im Hinterhalt sein . . . aber . . .“

Und aus der Tasche wird ein zerlesenes Bändchen herausgeholt: „Operationen der Flußflottillen im Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten.“

ASTRACHAN

I.

Die ersten Tage.

Die Nächte sind dunkel und blau und endlos die Steppen. Am Bahndamm — ruhen, wie Raubvögel kauernd, Tataren, sogar beim Schein der fernen schmalen Mondsichel sieht man das Braun ihrer Gesichter.

So sahen sie auch vor Urzeiten unter dem Fürsten Igorj aus — in ihren gesteppten Mützen auf der Erde kauernd, Steinen am Wegrande gleich. Und wie vor Hunderten von Jahren zieht Rußland an ihnen vorüber, zieht kämpfend gegen Süden.

In der Dämmerung knarren und rasseln Militärzüge, aber die Menschen in den einsamen, kleinen Steppenstationen fühlen sich ruhiger, sicherer als auf den furchtbaren Bahnhöfen der Hauptstadt, wo Krankenhaus und Lager, Obdachlosenasyl und Biwak sich widerwärtig durcheinandermengen. Der reine Wind trägt die letzten von uns mitgenommenen Spuren des Stadtstaubs über die unermeßlichen Weiten, sogar der Rauch der Lokomotive riecht jetzt ein wenig nach Wermut.

Hier tritt schon der Krieg in seine Rechte. Mit dem ersten Verwundeten, den man in den Wagen hebt, zieht er in unser Leben ein, um es bis zu Ende zu beherrschen.

Dieser Verwundete ist ein Mann von etwa 40 Jahren, mit einem höckrigen, kurzgeschorenen Kopf

und kleinen Augen, aus denen der ebene Goldgrund seiner Seele unentwegt hervorleuchtet. Hohe gebräunte Stirn, mit den Spuren der sengenden Südsonne bedeckt, aber ohne jene giftigen Schrammen, die auch leise Zweifel zu hinterlassen pflegen. Sein Arm ist am Ellbogen von einem Kosakenpallasch zerhauen, noch immer sieht man die Blutspuren auf dem grauen hausgewebten Tuch des Hemds. Den Vater begleitet der dreizehnjährige Sohn, ein schon großer, schöner, seine Schönheit nicht ahnender Jüngling, fast noch ein Kind und doch schon ein Krieger — im Profil an die kriegerischen Cherubims aus byzantinischen Zeiten erinnernd.

Wie lange und klar bleibt das Gesicht dieses Knaben im Gedächtnis haften! Es ist jener Richtung zugekehrt, aus der ein starker Sturmwind zu wehen scheint; der Widerhall der Revolution, deren flammende Schwingen seine Kindheit so nahe gestreift, leuchtet aus diesem Gesicht.

Vielleicht wird er die reifen Jahre niemals erleben, niemals ein Buch lesen, niemals ein Weib berühren. Diese im Eilsturm vorüberziehende Zeit wird ihn in irgendeine grüne Steppe tragen, die plötzlich von Kalmückenreitern umzingelt wird. Er wird sich lange verteidigen, Schulter an Schulter mit seinen Brüdern und Vätern, wird wahrscheinlich fallen, und im unendlichen Blau über seinem Kopf wird ein Raubvogel langsam konzentrische Kreise ziehen. Die Todesangst, die auf den Gesichtern schwacher Menschen wie Fett auf kalten Tellern erstarrt, wird auf diesem lieben, kühnen Gesicht ihre schönsten

Frostblumen zeichnen, die märchenhaft, unergründlich und regungslos freudig sind.

So sterben die Kinder der Revolution.

II.

Astrachan ist bedrückend. Astrachan ist hoffnungslos.

Wie ein glühender, gelber Stein liegt es inmitten der aus den Ufern getretenen Wolga. Zu der Stadt, über überschwemmten Feldern führen schmale Eisenbahndämme: braungoldene Fäden in einem weiten Meere trüben, salzigen, unruhigen Wassers.

Es riecht nach Meer, die Sonne brennt; und die Stadt — ein Gewirr nie trocknenden Schmutzes, niedrige Häuser ohne Gesicht und Alter, aus Stein und Staub, aus Staub und üblem Dunst, aus Dunst und Trümmern — es ist schwer, in dieser Stadt zu atmen.

Erst nachts beginnt das Leben. Die Gesichter, von Fieber und Tagesglut verzehrt, sind so seltsam bleich bei dem elektrischen Licht, in dem einzigen Park, dessen wenige alte Bäume schwarz und aus dem Urwald hierhergebracht scheinen. In der Mitte, im Schatten der Ahornzweige, leuchtet, von innen mit Glanz erfüllt, ein großer Glassarg — voll zahlloser Blumen. Es scheint, als wenn die seltsamen Rosen, Lilien von ungeahnter Größe, Mohn und Levkojen diesen Schein ausstrahlen: es ist das Grab der Revolutionäre, das genialste von allen, das ich bisher gesehen.

III.

In der salzigen, Astrachan umgebenden, von Flugsand beherrschten Wüste gibt es vereinzelte Oasen: es sind uralte tatarische Gärten.

Dort blüht der Wein, dort riecht es nach Honig und nach Enzian. Ein träger Stier setzt, endlose Kreise ziehend, eine knarrende, vorsintflutliche Vorrichtung in Bewegung und hebt das Wasser aus dem salzigen Sumpf zu den Gärten hinauf.

Die weißen Rosen sind bleich und regungslos und verschwenden ihren schweren, kostbaren Atem. Sie erinnern an die kühlen, niedrigen Lehmkapellen in den Steppen, wo auf einem Ebenholzaltar Asiens Götterbilder herrschen — die feinen, langen Hände und Füße gekreuzt und der Sonne ein goldenes Lächeln spendend.

Auf den grünen, seidigen Rasen fallen von tief herabhängenden Ästen Aprikosen geräuschlos herab; die flammenden Tomaten über dem dürren Geäst sind herrlich, man hat den Eindruck: zu prunkvoll, wie am frühen Morgen in kostbare Gewänder gehüllte Schätze. Und die glühenden Pflaumen: unter ihrem bernsteinfarbigen dünnen Häutchen gärt sich wärmend der Saft.

Hoch in der Luft, über den trunkenen Gärten hört man ein fernes Summen. Es wird lauter — aber ringsherum flüstert das Paradies, und man möchte die Augen nicht aufschlagen.

Es werden wohl Bienen sein, die im Wein summen, es klingt wie fernes Glockengeläut des reifenden Sommers.

Und plötzlich — Erwachen: erschreckte Gärtner lassen ihre Spaliere und Beete im Stich, drängen sich zusammen, alle Gesichter sind zum Himmel gerichtet. Dort fliegen drei feindliche Vögel der Stadt zu — jetzt tauchen sie im Dreieck aus dem krausen Wölkchen hervor —, und in der Sonne, bei jeder Wendung, schimmern ihre Schwingen silbern auf; ruhig und selbstsicher, fast nichts riskierend, denn diese Schwingen treibt echt englisches Benzin.

Den drei tieffliegenden Raubvögeln entgegen, erhebt sich hinter dem Walde einsam unser schwerfälliger Aeroplan. Er fühlt in den Adern seines zarten, empfindlichen Mechanismus das giftige „Ersatz"benzin rinnen, das in den feinen Adern gerinnt, sie nur notdürftig speist und jede Sekunde zu verraten droht. Es ist ein hoffnungsloser Aufstieg.

Der Flieger verzichtet auf den Schutz der im Luftmeer gleich einer Halbinsel schwimmenden, faserigen Wolke und steigt, ohne zu kreisen, steil und lärmend wie ein Krieger in voller Rüstung zur Spitze des unsichtbaren Luftbergs auf.

Wer ist er, dieser Unbekannte, welcher Könige Herz klopft in seiner Brust, welcher Helden Blut gibt ihm diese verzweifelt tollkühne, unvergleichliche Gradheit seines Fluges ein?

Dort unten liegt eine schutzlose Stadt: ihre schmutzigen Straßen und ihr böses Volk, jeden Augenblick bereit, die Revolution und alle rotblühenden Sprößlinge des Lebens zu ersticken —

konnten ihm die Begeisterung zu diesem Fluge nicht eingegeben haben.

Und doch steigt er empor. Schon hört man das Knattern der Maschinengewehre, und weiße Rauchknäuel tauchen über den feindlichen Flugzeugen auf: es ist die einzige Kanone am Ufer, die, ihr zyklopisches Auge schwerfällig wendend, das ferne Ziel gefunden hat und nun den Tod in den Raum schickt.

Sie ziehen sich zurück. Diese unmittelbare Berührung können sie nicht vertragen. Dort, schon fern, funkeln noch ihre silbrig geschuppten Rücken; das feindliche Summen ist kaum noch zu hören. In einem breiten, freudigen Bogen schwebt unser Aero nach Hause. Das Gesicht des Fliegers unter der Maske wird jetzt gewiß ganz weiß sein; jeder seiner Züge ist vollendet und groß geprägt, und die Blicke sind scharf und glänzend: die Blicke längst verschwundener kriegerischer Vögel.

IV.

„Wo goldgestickte Wespen,
Blumen, Drachen prangen" ...

In rosafarbenes Brandmeer taucht die Sonne.

Eine leichte Arba, ein zweirädriger Wagen, eilt schnell zur Stadt, irgendwo in der Ferne bleiben die Gärten und der Luftkampf über ihnen zurück. Niedrige, schmutzige Vorstädte ziehen sich verwilderten Hunden gleich zum Kreml. An Türen und Toren des tatarischen Viertels sitzen würdige Greise in sauberen seidenen Kaftans und weißen Strümp-

fen. Auf ihren Gesichtern breitet sich rosafarbener Widerschein der Sonne — älter als der Purpur unserer Banner. Sie sitzen und träumen schweigend — vielleicht von alten buddhistischen Heiligenbildern, die unsere Kundschafter aus den Steppendörfern mitbringen. Hier ist eins dieser Bildnisse: auf einem Hintergrunde, dunkelgrün wie der sinnliche, triumphierende südliche Frühling, leuchtet rosa der Halbkreis des Morgens, unter dessen Schatten, die überfeinen Glieder gekreuzt, die Morgengottheit thront.

Ihr Gesicht ist von der gleichen dunkelgrünen Farbe, und wie ein blühender Ast inmitten der Zweige lächelt der gewölbte, scharfgeschnittene Mund. In der einen Hand ein purpurnes Glöckchen, in der andern die Sanduhr: aber es ist nicht jene einsame Sanduhr der Dürerschen Melancholie, deren Körner die Verzweiflung messen, es ist die Uhr des Erwachens und ewigen Lebens. Über dem Kopfe der Gottheit, den smaragdgrünen Himmel teilend und verbindend, leuchten freundschaftlich nebeneinander — rechts die Sonne, links der Mond. Beide Himmelskörper sind von dampfenden Wolken umgeben — etwas weicher getönt als der purpurne Nimbus, in den sie übergehen. Hinter ihnen — ist Unendlichkeit.

Ungewöhnlich sind die Augen dieser asiatischen Aurora. Leicht geschrägt, mit dem Morgenstern zwischen den achatnen Brauen. Diese Augen sind die Augen der rätselhaften Bildnisse der Renaissance, aber ohne deren zweideutige Schwäche und

künstlerische Lüge. Weise, kalt, in sich versenkt, trotz des süßen Lächelns. An den fast weiblichen Händen rote Armbänder. Aber die Brust dieser grünpurpurnen Eos ist mit keinem einzigen Strich angedeutet. Somit ist sie, die herrlichste unter den Göttern und Menschen der Urzeit — unbefleckt, mit dem Torso eines Jünglings —, eine lachende Morgenröte, aus deren Augen die ganze Freude und die ganze Trauer des noch nicht begonnenen Tages leuchtet. Vor ihren Füßen liegt die Erde, dunkel, waldbedeckt, mit einer hellen, sonnig erwachten Wiese in der Mitte.

V.

Wir trafen mit Behrens, mit dem Kommandierenden aller Seekräfte der Republik, zusammen. Er kam zur Front, wie immer liebenswürdig, klug, wie immer durch die Unhöflichkeiten der Revolution verletzt, die er in einer Weise behandelt wie ein alter und ergebener Würdenträger die oft schweren Launen seines jungen Königs.

Sein europäischer Intellekt fand die unwiderlegliche Logik der stürmischen Ereignisse heraus, und von dieser fast gegen seinen Willen überzeugt, zog er freiwillig alle Folgerungen aus jener ungeheuren, barbarischen Wahrheit, die die gewundenen Galerien, Paradesäle, Gärten und Kapellen seiner halb höfischen, halb philosophischen Seele ins Wanken brachte. Und obwohl über seinem Kopf die Jahrhunderte alten Mauern und Wappen seines Geschlechtes lustig flammend zusammenbrachen und

das spiegelnde Parkett der Admiralitätssäle unter ihm zu schwanken begann, triumphierte doch der helle Kopf des Rationalisten und verbot ihm auch dann das Verschweigen und die Entstellung der Wahrheit, wenn sein Herz getroffen um Schonung flehte.

Eines Tages kam die neue Macht an sein verfallenes Haus, verschaffte sich Eingang und forderte von ihm Eid und Treue. Er empfing sie erregt, aber mit aller Höflichkeit der Courtoisie des 18. Jahrhunderts, mit den gewinnenden Manieren eines alternden Edelmanns und Voltairianers, der, viel erlebt und im Erleben müde geworden, an der Neige seiner Tage noch einmal von der Leidenschaft erfaßt war: von der letzten, zarten Liebe zum Leben, zur Jugend und ihrer schöpferischen Arbeit, zu dem grausamen und herrlichen Engel, der, von Blut und Tränen eines ganzen Volkes besprengt, endlich gekommen war, die Welt zu richten. Die Revolution zwang Behrens — diesen Theoretiker und Sybariten — seine Spitzenmanschetten aufzukrempeln und mit eigenen Händen seiner sterbenden Vergangenheit und seiner besiegten Klasse das Grab zu graben. Behrens kämpft gegen die Restauration, er bewaffnet Schiffe und glaubt allen Dogmen zum Trotz, daß seine kleinen, mit Mut und Opferwillen befrachteten Flottillen siegen können und müssen.

Nach dem Fall von Zarizyn sitzt Behrens in seiner Kajüte, und seine Augen haben plötzlich jenen Ausdruck bekommen, wie ihn Greise haben, wenn sie über Nacht ihren einzigen Sohn verlieren.

VI.

Der 10. Juli 1919.

„Genosse Kommandierender, die Leute von der Exekutive wollen ans andere Ufer — erlauben Sie, sie hinüberzubringen?“

„Es geht nicht, wir müssen sie mitnehmen, damit sie uns jene Dörfer zeigen, die von Kosaken besetzt sind.“

Es tritt ein stämmiger, sonnenverbrannter Mann mit lebhaften, lachenden Augen vor, es ist der Vorsitzende irgendeines Landkomitees, der nach der Ankunft der Kadetten aus seiner Steppenresidenz geflüchtet ist und daher sehr interessante Nachrichten mitteilen kann. Es stellt sich heraus, daß das 25 Kilometer flußaufwärts am Ufer liegende Dorf schon von zwei Kosakenregimentern besetzt ist; auf dem Platz hinter der Kirche sind vier Geschütze aufgestellt. Beim Morgengrauen sollten diese gesamten Streitkräfte gegen unsern Stab in P. geworfen werden. „Und wo sind sie jetzt?“

„Wer? Die Kosaken? Sie baden. Sie haben bis heute abend Ruhetag. Pferde und Menschen, alle sind im Wasser. Es ist heiß.“

In der Tat, der Tag ist siedend heiß. Der Fluß lagert träge in den goldenen Sandufern. Es dampft. Ab und zu glänzt ein schwerer Fisch auf der Wasserfläche auf. Wenn die Uferbatterien nicht wären, könnte man schon jetzt über das schläfrige, erhitzte Wasser an das andere Ufer fahren, wo die ganze wilde Horde im Wasser ist, wo die breiten

Rücken der Reiter zwischen auffunkelndem Wasser in der Sonne glänzen — ganz wie bei Leonardo in seinen „Badenden Kriegern". Der Angriff wird auf die Nacht festgesetzt.

Eine herrliche Nacht. Wieder dieser tiefhängende rosige Mond, der metallisch und perlenfarbig vom Himmel herabhängt, es ist, als wenn er einen Geruch verbreitet, bitter wie Wermut und zart wie die Blüten des Weins. Die Minenschiffe ziehen langsam gegen den Strom, die Zeit schwindet dahin, wie ein Netzwerk zittern die Rahen auf dem Blau des Himmels, sie haben einen guten Fang gemacht: die Maschen sind voller Sterne.

Wir kommen an Dörfern vorbei, wo Hunderte von Feinden schlafen, ruhen und an den morgigen Angriff denken. Die Schiffe wählen einen Standort, richten die Geschütze, und die ungeheuren Körper speien nach einem leisen Kommandowort Feuerstrahlen aus.

Dort am Ufer stirbt man schon.

Der kleine Bauer, der Vorsitzende des Dorfsowjets, steht auf der Kommandobrücke und hält sich die Ohren zu. Im magischen Schein der Salven sieht man einen Augenblick lang sein Gesicht mit dem spärlichen roten Bärtchen, sein weißes Hemd und die nackten Füße. Er ist betäubt, aber nach jeder Detonation huscht über dieses Gesicht ein seltsames, majestätisches Lächeln, ein verlegenes, unbewußtes, fast kindliches Machtgefühl. Da steht er in seinen Bastschuhen, dieser russische Bauer, auf

dem gepanzerten Deck des Kriegsschiffs, und dieser ganze schnellaufende, geräuschlose Riese mit seinem gehorsamen Mechanismus, seiner Antenne an den Masten, mit seinem berühmten Richtmeister am Telemeter — alles das gehört ihm und dient seinem obersten Willen, ihm, dem Iwan Iwanowitsch aus dem Dorfe Ssolodniki. Noch niemals und nirgends standen Bauernbastschuhe auf dieser hohen, stolzen Kommandobrücke, über den 100-mm-Geschützen und Minenapparaten, hoch über ganz Rußland, über der ganzen Menschheit, deren Leben von der Revolution von neuem aufgebaut wird.

Eine Leuchte der Marineakademie — Wegmann — neigt sich zu dem regungslosen und feierlichen Iwan Iwanowitsch und fragt ihn in der Dunkelheit:

„Genosse Vorsitzender — oberhalb oder unterhalb des Glockenturms? Zielen wir richtig?"

Iwan Iwanowitsch antwortet nichts, aber man sieht seinen glänzenden Augen an, daß richtig geschossen wird.

Es wird Morgen.

Dicht am Ufer explodiert ein Geschoß.

„Das wird wohl das Haus von Mikita sein! Ein reicher Bauer, zehn Kühe — auch die Offiziere nehmen bei ihm Quartier."

Die Weißen beantworten unser Feuer nicht, aber man fühlt in der Dunkelheit ihre verzweifelte Flucht. Kaum bekleidet, werden sie auf ihren wilden Pferden diese ganze heiße und lange Nacht durch die Steppen jagen, verfolgt von dem wiedererstandenen Gespenst der uralten mongolischen Angst.

Mikitas Haus brennt, die Geschütze ruhen schon lange.

Das Minenschiff holt die Anker ein und treibt langsam den Strom hinab.

VII.

Prachtvoll sind die alten Kämpfer der Revolution. Prachtvoll sind die Menschen, die das gewöhnliche menschliche Leben schon längst hinter sich haben, und die plötzlich an der Stelle, wo der Vorhang zu fallen und Dunkelheit und Schlaf einzutreten pflegen — plötzlich, man weiß nicht wie, gegen alle Regeln den Pfad des Lebens wieder aufnehmen.

Da ist zum Beispiel Ssaburow, Alexander Wassiljewitsch. Sein ältester Sohn ist im Kriege gefallen, seine Frau hat sich unmerklich zu einem Knäuel leichter, weicher, aschgrauer, alternder Gefühle und Gedanken zusammengerollt. Er selbst machte die ganze Tonleiter durch — von den goldenen Leutnantsepauletten bis zur Emigration in Paris — noch zur Zeit des rebellischen Leutnants Schmidt, in dessen Prozeß er verwickelt war.

In der Emigration lebte Ssaburow wie viele andere politische Verbannte: vom einfachen Schlosser einer Fabrik diente er sich bis zum Verwalter herauf. Die große Teufelsuhr des Lebens zeigte Ssaburow 58 Jahre an, als die Revolution ausbrach, und alles im Stich lassend, kehrte er sofort nach Rußland zurück, um als Seeoffizier an die Front zu gehen.

Und als er das blaue Baltische Meer durchquerte, saß er wahrscheinlich irgendwo auf dem Batteriedeck, hörte, wie die schweren Wellen an Bord schlagen, wie die Matrosen eilig über Deck laufen, wie das Meer atmet und dampft; er zählte seine verlorenen Jahre und sah ein neues, unendlich junges Leben vor sich.

Er kam nach der Wolga in dem Augenblick, als der tschechoslowakische Aufstand seinen Höhepunkt erreichte. Man gab ihm in Kasan einen langsamen, schwerfälligen, eisengepanzerten Kahn, der mit weittragenden Geschützen armiert war.

Wie glänzend beherrschte er seine Batterie! Klein, das Gesicht ganz mit Bart bewachsen, aus dem der schwarze Kopf der ewigen Pfeife hervorlugte, mit seinen etwas schräg stehenden tatarischen Äuglein und französischen Sprüchlein — neigt sich Alexander Wassiljewitsch zum Geschütz, pfeift ein wenig vor sich hin, blinzelt den Matrosen zu, wirft einen Blick auf den uralten bunten Turm Ssumbeki, der ebenso alt, ehrwürdig und im Innern anmutig ist wie er selbst, und eröffnet eine wilde Kanonade.

Nach dem dritten Schuß beginnt in Kasan etwas zu brennen, der Feind antwortet, und der kleine Schlepper strengt sich, fauchend aus Leibeskräften, an, den „Sserjoscha", den schwerfälligen Kahn, so schnell wie möglich aus dem Hagel der explodierenden Geschosse herauszubringen.

Es war ein auffallender Kontrast: das schwerfällige Ungetüm und sein zielsicheres Feuer, diese kolossalen Geschütze und der sie lenkende gut-

mütige, kleine, lebhafte Alexander Wassiljewitsch, der einer Fliege nichts zuleide tun konnte, der aber schweigsam, kalt wie Stein wurde — wenn der Tod an ihm vorüberging, blind, mit gespreizten Schwingen, inmitten sprühender Fontänen des vergifteten, brodelnden Wassers.

Und der Tod ging immer an ihm vorüber, er wagte es nicht, den sechs Jahrzehnten dieses königlich getragenen Alters ein Ende zu machen.

VIII.

„Le jour de gloire est arrivé
Formez vos bataillons"...

Schwarz und rot sind die Farben unserer Fahnen. Schwarz — an den Tagen der Begräbnisse.

Durch die glühende Stadt zieht ein Matrosenorchester.

Das Messing der Instrumente funkelt, Schritte dröhnen über das tote Pflaster, und die Flaggen scheinen aus schwarzem Stein modelliert — so schwer und hart wirken sie. Wie im Halbschlaf bewegen sich kaum merklich die Falten — sie träumen von tiefer Kühle des Himmels, von dem frühen nordischen Frühling, von den ersten Möwen über Kronstadt, von den ersten Schneetropfen, die im April zu fließen beginnen.

Astrachan erstickt. Nur die leichten Masten der Schiffskutter haben es gut, weit draußen im Wasser umweht sie kühlender Wind. Die Stadt liegt mit geschlossenen Augen da, feucht von Schweiß, staub-

bedeckt, und auch die Kanäle bringen keine Erholung, denn die von Malariadünsten durchsetzte Glut brennt dort noch stärker.

Gleichmäßig und rhythmisch sind die Schritte der Matrosen. Über öden Bauplätzen und Trümmern, über dieser ganzen langweiligen Wüste aus Stein und häßlichen Dächern — zittert, schwebt und ruft die Marseillaise. Sie hat jene hohen, gemessenen Töne erreicht, die sich durch die ganze Tonleiter des Schmerzes über den Gefallenen durchgerungen haben. Sie ist an der Spitze. Dort, dicht unter dem Himmel blickt das beschwingte Lied um sich und sieht das ganze Leben, wie es sich tief unten ohne Anfang und Ende abspielt.

Und es sieht: einen breiten blauen Fluß, der zwischen salzigen Sandhügeln zum Meere fließt. Die Marseillaise erstarkt und schwingt sich höher hinauf. Der Sarg wankt leise, die Fußgänger betrachten die kleine Prozession; die Gesichter der Seeleute, die in den heißen Schleier der Musik gehüllt sind, scheinen nichts um sich herum zu sehen.

Aber von dem Kupfer des Horns getragen und der Pauke emporgeschnellt, erblickt das Lied ein langgestrecktes Fahrzeug, das den öden, durchglühten Fluß stromaufwärts zieht. Auf den Flügeln der Erinnerung folgt ihm das Trauermotiv.

Das Banner erwacht und zittert. Es ist, als wenn eine frische Brise vom Meer, von Kohlenstaub der drei breiten grauen Schornsteine durchtränkt, es berührt hätte. Die Seeleute richten ihre Blicke nicht

auf, und als sie zu den Vorstädten abbiegen, erinnert sich einer von ihnen: Das war auf dem „Rastoropny".

Eine Sekunde lang tönt aus der mächtigen Kehle der Instrumente tränendurchfeuchtete Heiserkeit, aber sie bezwingen sich, und wieder schwebt der revolutionäre Hymnus durch den klaren Himmel des Mutes und Stolzes.

Das war auf dem „Rastoropny".

Er war auf einer Patrouillenfahrt, weit von seiner Flottille entfernt: da bemerkte er am Ufer eine Batterie im Hinterhalt. Das Minenschiff feuert aus seinen beiden Geschützen, wird selbst aus unmittelbarer Nähe beschossen.

Und in der Spannung der Verteidigung, als die Feuerwerker, vom heißen Atem ihrer Geschütze angehaucht, das Ziel suchen und ändern, als leere Hülsen klingend fallen, als der Lotse unter dem Pfeifen dicht vorüberfliegender Geschosse ängstlich seinen Kopf neigt, als der kleine Kommandeur eine leere Kiste besteigt und sein Fahrzeug vom Bug bis zum Heck von aufklatschenden Geschossen umringt sieht, das Fahrzeug, das von der kleinsten Vibration seiner Stimme und seines Willens abhängt — in diesem Augenblick wird der Matrose Jerikow verwundet: und schweigend stirbt er. Das ist alles.

Die Marseillaise hat ihre Geschichte zu Ende erzählt. Langsam schwankt der Sarg auf den Schultern. Vielleicht will jener, der in ihm liegt, jetzt zum letztenmal fragen, wer in seiner verlassenen Koje

liegt, wer jetzt morgens auf der hohen Brücke die anmutige Sprache der Signalflaggen spricht. Aber der Tod hebt seine Hand nicht von den blauweißen Lippen, und niemand hört die ungesagten Worte. Im geschlossenen Schritt folgen zwei Trauerwellen dem Sarge. Ihr reiner, salziger Schaum fällt auf die fremden Gesichter in der feindseligen Stadt.

IX.

In der Nacht ein Telegramm von N.

Der Kommandierende fährt flußabwärts, um morgen Abend an der Konferenz teilzunehmen.

Es tut ihm leid, W. gerade in dem Augenblick zu verlassen, als der Angriff der Weißen, der vor zwei Tagen begonnen hat, seinen Höhepunkt erreicht hat. Über dem Fluß dröhnen vereinzelte Artillerieschüsse, die Armee schläft alarmbereit in Kleidern, mit Brot und Waffen unterm Kopf. Alle Lichter sind gelöscht. Der Sekretär empfängt bei Kerzenlicht die letzten Befehle, unsicher gleitet die Feder über das Papier, Windstöße tragen stille Nachtfalter der flackernden Flamme zu. Im Wasser schwanken die Sterne, und die Stimmen der Nacht fließen zusammen mit dem monotonen Geräusch der Radioapparate. Vielleicht nützt der feine, zugespitzte Mast die Pause zwischen zwei trockenen irdischen Telegrammen dazu aus, um dem Himmel einen zarten, unhörbaren Gruß zu senden. Wetterleuchten antwortet ihm aus der trübblauen Wolke.

X.

Polosenko — das ist ein Matrose von gewaltigem Wuchs, schwer, langsam, mit dunklem Gesicht und Haar.

Unwillkürlich bemerkt man bei Tisch seine großen, schwieligen Hände, die schnell und geschickt sind, die den Gegenstand immer an der Stelle anfassen, wo der geheime Punkt des Gleichgewichts verborgen ist. Alles, was Polosenkos titanische Finger berühren, zerfällt unwillkürlich in gleiche proportionale Teile, und diese Teile bekommen in seiner Hand neues Leben und unterstützen einander im Raum.

Auf seinem gebräunten Unterarm, vom Ellenbogen bis zum Handgelenk, leuchtet blau, von einer japanischen Nadel gezeichnet, ein anmutiger und doch unheildrohender Drache. Polosenko ist Flieger, und wenn er in seiner veralteten, unbrauchbaren Maschine aufsteigt und weiße Schrapnellwölkchen um ihn herum aufleuchten, dann sind seine Ärmel aufgekrempelt, und das kleine asiatische Ungetüm, das mit seinem feuerspeienden, aufgerissenen Rachen und der gleich einem Dolch gezückten Schwanzspitze lebendig zu werden scheint — blickt ihm, dem Sturmgetragenen, von Sonne Durchglühten, von der Tollkühnheit der Mutigen Getriebenen ins Auge.

Wenn Polosenko lacht, reißt der Wind dieses Lächeln von seinen Lippen, und weit unten explodiert die hinabgeworfene Bombe.

Dieser Tage starb im schwülen Astrachan der sechs Monate alte Sohn von Polosenko. Jetzt steigt er — allen Warnungen zum Trotz, drei-, viermal täglich auf. Jetzt erscheint auf seinem großen Gesicht noch ein Zug — ein gerader und scharfer, wie er selbst, der Unerschütterliches bedeutet, und vor dem menschliche Augen sich senken, weil sie nicht wagen, ihn zu deuten.

Diesen Zug der kraftlosen Kraft trägt der Farnesische Herkules.

XI.

Im Marinehospital in Astrachan ist eine Familie untergebracht oder besser gesagt die Reste der Familie Krjutschkow.

Sie saßen gerade bei ihrem armseligen Mittagsmahl, als eine Bombe von einem englischen Aeroplan auf ihr morsches Dach herabfiel. Alles ging zugrunde, alles wurde zerrissen, in Staub verwandelt, unter den Trümmern von Holz und Lehm begraben. Nur die Mutter, ein Knabe von acht und einer von zwei Jahren sind übriggeblieben, dem letzteren mußte das Bein bis zum Knie abgenommen werden.

Den zwölften Tag sitzt die Mutter auf dem Bett des Hospitals und hält ihr schlafloses Kind in Händen, denn es kann nicht liegen. Sie hat rotes Haar, ein breites, knochiges Gesicht von finnischem Typus und furchtsame Augen eines Tieres, das nichts um sich herum zu sehen scheint.

Das Kind auf ihrem Arm ist ganz nackt, nur in eine weiße Decke gehüllt, winzig klein, mit einem mächtigen Bündel von Watte und Binden an dem mageren, gebräunten Beinchen. Die Hände bewegen sich unruhig, aber der Kopf dieses Zweijährigen ist ruhig, bleich und wissend wie bei einem sterbenden Gott. Erschöpft schließt er die Augen, aber dann leuchtet seine Stirn so tief und geheimnisvoll auf, daß die Mutter zu jammern aufhört und der zudringliche Doktor seine an anderes gewöhnten Finger von der regungslosen kleinen Wange zurückzieht. Wenn Kinder sterben, erscheint ihnen vielleicht ihr ganzes nicht gelebtes Leben im Spiegel ihrer Träume. In einer qualvollen Stunde, in einer Nacht voller Wirrnis und Fieber durchleben sie ein ganzes Leben und geben es von sich ohne Bedauern, wie ein herrliches Gewand, das nur einmal an einem Festtage getragen und nun für immer mit allen seinen Blumen und Wohlgerüchen abgelegt wird.

Die Lider sind halb geschlossen und zittern. Auf dem nackten Körper heben sich kläglich die Schmutzflecken ab, und die rosa Feuchtigkeit sickert immer mehr durch den Verband. Die Mutter starrt es regungslos, wie versteinert, an. Ein Matrose auf dem Nachbarbett, mit verbundener Brust, tröstet sie mit halblauter Stimme: nicht alle Menschen brauchen Beine. Es ist ein kleiner Junge, er wird gelehrig sein, man kann z. B. einen Telegraphisten aus ihm machen. Warum gerade einen Telegraphisten? Der verwundete Matrose fühlt selbst, daß das Beispiel ungeschickt gewählt war. Aber man

muß doch irgendwie trösten, irgendwie die Tränen stillen, das Blut mit einer Beschwörungsformel zurückdämmen.

Der kleine Fedja blickt vollkommen ruhig auf die Binden, die man von seinem Körper wickelt. Er hat eine große Seele.

XII.

Es kommen Tage vor, an denen die Ereignisse wachsen und sich bis zum äußersten verdichten. Sogar Kleinigkeiten erscheinen vielsagend, der Sonnenaufgang verkündet einen langen, unbekannten Tag, der Abend dehnt sich rötend wie eine Erinnerung. Es wird begreiflich die abergläubische Furcht der Alten vor dem Schrei eines Vogels, dem Fallen eines Steines, dem Knarren und Flüstern toter Dinge. Woher kommt diese Angst, die sich auf die Menschen niedersenkt, diese Vorahnung des Unbekannten, diese gespannte Furcht der Seele?

Nein, nicht die Kämpfe, nicht die Wunden, nicht die Kugeln sind an der Front schrecklich. Es ist nicht der Kampf, der die Jungen und Starken altern macht, der Runzeln in ihr Gesicht gräbt; es ist nicht der Kampf, der die Nerven verdorrt und das Herz zwingt, langsam, stoßweise zu schlagen.

Das macht die geheime Krankheit der Seele, man nenne sie, wie man will: Massensuggestion, Panik, Zwangsvorstellung, ein durch nichts begründeter Zusammenbruch der Kräfte — das ist der geheimnisvolle Wurm des Krieges, der an dem Menschen nagt.

Der allergesündeste Truppenteil kann eines Tages, von einem allgemeinen panischen Schrecken erfaßt, krank erwachen. Und dann kann nur die wahre Größe der Vernunft, ihre höchste Konzentration und eisige Gewalt die Fliehenden zurückhalten und jene Gespenster verjagen, die gefährlicher sind als der offene Feind.

Endlich kam auch für uns der Tag der Prüfung. Wie er kam, warum und woher, das wird niemals jemand erfahren. Ein Reiter jagte, von einer Staubwolke umgeben, durch die Steppe.

Das ist alles. Roß und Reiter fliegen zwischen unsern und den feindlichen Schützengräben — sinn- und zwecklos, von Furien getrieben. Die Bewegungen des Pferdes, die Neigung seines Kopfes, die Schaumflocken auf der Brust, das Schnaufen und Stampfen — alles das verdichtete sich zu einem unbezwingbaren Antrieb: fliehen, fliehen, fliehen.

Anscheinend hat sich überhaupt nichts verändert. Auf dem blauen Spiegel des Flusses schmilzt die Sonne den Widerschein der Schiffe; eine holprige Fuhre, die von einem trübseligen Pferde gezogen wird, bringt einen in frisches Heu gehüllten Verwundeten — und an der Spitze der Anhöhe, wo der Beobachtungsposten lauert, herrscht schon die Unruhe.

Dutzende von Augenpaaren suchen in der menschenleeren Ebene nach Spuren einer feindlichen Bewegung. Der bleich gewordene Soldat preßt aus aller Kraft das Hörrohr des Telephons ans Ohr.

Und sie sind schon überzeugt, daß sie etwas sehen, etwas — weit am Horizont, rechts, links, immer näher. Eine ganze phantastische Wolke von unfaßbaren Feinden — überall verstreut, von allen Seiten sich nähernd.

Durch zehn elektrische Leitungen schießt die gespannte Erwartung von dem Beobachtungsposten in die Schützengräben. Irgendwo fällt ein Schuß, an einer andern Stelle knattert ein Maschinengewehr auf. Der Beobachter steht, wagt nicht den Feldstecher an die Augen zu heben. Seine Hände zittern, die Finger sind wie die Spitzen erschreckter Flügel. Einer elektrischen Welle gleich strömt die Angst nach allen Seiten. Zwei neugierige Flugzeuge ziehen Linien durch den Himmel, sie sind wie Raubvögel, die das Aas viele Kilometer weit spüren. Und doch war dieser selbe Beobachter imstande, fünf Tage lang mit der größten Kaltblütigkeit die Angriffsversuche der haßerfüllten wilden Nomadenregimenter zu verfolgen.

Ohne an etwas anderes als an Distanz und Richtung zu denken, beobachtete er von seiner Anhöhe aus den Kampf, dirigierte das zerstörende Feuer unserer Schiffe; auch dann behielt er seine Ruhe, als die Reiterflut schon in die Vorstädte drang und die ersten blinden Kugeln des Straßenkampfes an ihm vorbeipfiffen.

Der Gesichtsausdruck des Beobachters ist in den Kampfstunden einfach und sachlich wie ein vom Winde gespanntes Segel auf dem Hintergrunde eines gleichmäßig blauen Himmels.

Fünf Nächte schlief die kleine Garnison in steter Alarmbereitschaft, ohne sich auszuziehen, in aller Ruhe schaffte sie ihre Verwundeten fort und schlug eine Attacke nach der andern zurück — sie schien den zwinkernden Blick des Todes, sein erdgraues Gesicht einfach nicht zu bemerken. Man nahm den Gefallenen die Waffen ab und sprach nicht mehr von ihnen.

Sogar an das Schrecklichste für die Infanterie — den Feind im Rücken zu haben, sogar daran dachte man nicht. Und obwohl die Stellungen an Tschjorny Jar tatsächlich von allen Seiten umzingelt waren und nur von der Seite der Wolga einen Stützpunkt in der Flottille hatten — kümmerte sich niemand darum. Und plötzlich diese Schwäche!

Der von bebenden roten Fähnchen herbeigerufene Oberfeuerwerker Genosse Kusminsky eilte vom Schiff zum Beobachtungsposten. Während seine Seemannsaugen Gärten, Schluchten, entfernte Dörfer durchsuchen — blicken die andern gespannt auf sein halb durch den Feldstecher verdecktes Gesicht, das alle kannten und liebten: die Lippen sind anfangs fest zusammengepreßt — dann holt er tief Atem, reibt die Linsen des Glases. Seine Augen sind durchsichtig — wie kostbare optische Instrumente sind sie im Augenblick auf große Entfernungen eingestellt, sie hätten jetzt weder lesen noch lächeln können. Und wieder — schweigsame Beobachtung. Plötzlich geraten seine Wangen, das spärliche schwarze Bärtchen, die Raubvogelnase — die ganze Maske dieses kriegerischen Fauns in Bewegung.

Lächelnd leuchten goldene Zähne auf. Der Feldstecher wird beiseitegelegt, die Augen sind wieder auf kurze Entfernung eingestellt, sie sind menschlich listig geworden.

„Aber Genossen, das ist doch keine Kavallerie, es ist ja eine Herde von Kühen."

Man beruhigte sich sofort auf dem Beobachtungsposten. Aber eine Stunde später kam wieder eine Spannung auf, sie wuchs immer mehr und wurde zur Qual.

Die Steppe ist noch immer ruhig, die sandigen, rauchigen Fernen färben sich gegen Abend blau und rosa. Und nach und nach, ohne es sich vorgenommen zu haben, wandten sich die Blicke der Beobachter von den fernen Umrissen des Klosters, von wo sie den ganzen Morgen das Übel erwarteten, dem breiten Steppenmeer zu, das offen und schimmernd vor ihnen lag, wo es außer den langsamen, gewaltigen Kreisen der Adler nichts zu sehen gab.

In aller Ruhe, fast in träumerischer Stimmung, wie einer, der einer fernen, unterirdischen Musik lauscht, kehrte der Feuerwerker ans Ufer zurück und ließ seinen weittragenden Marinegeschützen eine ganz unerwartete Richtung geben.

Ein einsamer Schuß rollte unerhört laut über die Steppe — und wieder herrschte tiefe Stille.

Der Wind fuhr streichelnd über das Reihergras — silbern wurde es unter seiner Hand und neigte sich tief zur Erde.

Auf dem Beobachtungsposten, in den Schützengräben, in den Masten, wohin die Mastwächter ge-

klettert waren — überall herrschte gespannte Erwartung.

Sollte der feine Mathematiker Kusminsky sich wirklich geirrt haben, trotz des großen Instinktes des Gelehrten und Soldaten in ihm? Sollte das von ihm in den unbekannten Raum geschleuderte Geschoß mitten im Felde in aller Harmlosigkeit explodiert sein, ohne jemand zu berühren — zum größten Entsetzen der durch Feuer und giftige Ausdünstungen zerstörten Feldblumen?!

Noch zwei Schüsse fielen in großen Zwischenpausen in derselben Richtung und mit demselben Erfolg. Plötzlich ertönt das Kommando: „Schnellfeuer!"

Da kamen sie wie unter der Erde hervor: von grausamem Feuer verfolgt, jagten sie in dichten, schwarzen Kolonnen aus der Schlucht heraus. Es waren 3000 halbwilde Kalmücken, Tscherkessen und Kosaken, die 15 Kilometer von der Stadt entfernt für den nächtlichen Angriff bereitgestellt waren.

Mit großen Verlusten zogen sie sich zurück, haßerfüllt gegen diese Nordländer, die sechs Tage belagert und nun wie durch ein Wunder der Metzelei entgangen waren.

Aus den krausen Windungen der Karte, aus den wenigen schwachen Andeutungen las der Seeman eine ganze Geschichte heraus. Ein Gewitterregen im Sommer, der die winzige Schlucht tief und breit aushöhlte; eine stille Nacht, in der die Kavallerie, auf

dem lehmigen Abhang gleitend, mit in der Dunkelheit schnaubenden Pferden in die Tiefe hinabstieg.

Wie gut war der Schlaf in Tschorny Jar in der darauffolgenden Nacht. Mit welcher Lust putzte man Waffen und Pferde, wie leicht ging man im Morgengrauen zum Angriff über.

SOMMER 1919

I.

Der Angriff begann.

Nach den Kämpfen kamen die Flottillen so nahe aneinander, daß der ununterbrochene Radioverkehr aufrechterhalten werden konnte.

Die Schiffe leben ihr gespanntes, geheimes Leben: sie schlagen sich ja zum offenen Meer durch. Die täglichen Fahrten und die harte Belagerung von Zarizyn spielen sich wie im Traum ab. Die Hauptsache ist — die Karte des Kaspischen Meeres, über der sich des Abends schweigsame Gedanken stundenlang fortspinnen.

Diese Karte ist nicht wie die gewöhnlichen Flußkarten. Das Wasser ist auf ihr mit schlanken, gewundenen Linien der Strömungen bezeichnet, mit den Sternen der Leuchttürme, mit zahllosen Warnungszeichen. Sie ist tief und gehaltvoll mit ihren strengen schwarzen und weißen Farben. Diese verschlungenen Uferlinien, diese tückischen Sandbänke, diese wuchtigen, von Rand zu Rand jagenden Ströme und endlich diese vielen abgrundtiefen Löcher, deren Oberfläche still ist wie die eines Teiches!

Das schwache Licht der Lampe ruht auf den Gesichtern, die sich über den Tisch wie über ein Schachbrett neigen. Sie spielen mit einem Partner, der Hunderte von Kilometern weit entfernt ist, der

jenseits dieser schwierigen Karte in Baku, Petrowsk-Hafen und Embe sitzt.

Zuweilen überziehen sich die Blicke mit Nebelschleiern — in Gedanken an die fernen Fahrten, zuweilen röten sich die Schläfen — bei den Erwägungen der zahllosen Möglichkeiten; dann kommen wieder nagende Zweifel angesichts zweier gleichwertiger Züge und bei der verführerischen Vorstellung von der leicht zugänglichen Einfahrt in den blauen gefahrlosen Persischen Golf.

Es gibt theoretisch unlösbare Knoten.

Wenn das Schiff des Fliegenden Holländers über die Wellen schießt — wird auch das Unmögliche möglich, dann brechen Schranken zusammen, der Nebel verzieht sich, und das kühne Schiff schickt sich an, den weißen König mattzusetzen.

In Erwartung der Fahrt rauchen die alten Matrosen viel und schweigen viel, lächeln den unbekannten Dingen, die ihrer harren, zu und schreiben lange Briefe nach Hause. Die Jungen sind von besonderer Freude und Lebensfülle getragen.

Es wird lange Tage ohne Ufer und Frauen geben, und deshalb scheint dieser Sommer besonders herrlich, bei dem es sich so gut bis zum Gürtel in Weinbergen und bis zum Kinn im reifen Korn gehen läßt. Noch niemals waren die Nächte so voller Sternegefunkel, noch niemals blühte die Steppe weißer und trunkener im Ornat der zierlichen Feldblumen, noch niemals sang das Blut so lustig im Takt des jagenden Pferdes.

Das Feld ist wie ein Meer, die Sonne backt, der goldrote Hengst atmet leicht und trabt leicht, der Wind streift den bronzenen Schopf von den wilden Augen — der breite, elastische Schritt wiegt ein.

O Meer, du blaues Meer!

II.

Unendlich viel ist über das Meer geschrieben worden. Es ist breiter denn ein Hexameter, lauter als Ruhm, und es gibt keinen Menschen, dessen Müdigkeit und Trauer in seinen Weiten nicht verschwunden wären. Alles bleibt zurück, wenn das Geplätscher des Flusses in der sieghaften Stimme des Kaspischen Meeres zu versinken beginnt.

Nacht. Der kalte Himmel ist mit vereinzelten riesigen Sternen bedeckt, und den Mond umkreisen unbeschreiblich weiße, junge Wolken. Die Wolga strebt Kaspien entgegen, immer weiter öffnet sie ihre Arme, die Zahl dieser Arme verzehnfacht, verhundertfacht sich, und ihre Schultern versinken im Nebel. Zuweilen zieht ein Segler mit weit gespreizten Schwingen schneeig vorüber, mit prüfenden, ängstlichen Blicken nach feindlichen Fahrzeugen Ausschau haltend.

Zuweilen gerät die Schraube in Schiffernetze und zieht sie lange wie Algen nach sich, wenn der Lotse das den Fang bewachende schlafende Boot nicht bemerkt hat.

Alle sind wach. Das Mondlicht gleitet über vertraute Gestalten. Der große schwarzbärtige Torpeder

und der kurzgeschorene Nacken des Signalmeisters und das für gewöhnlich träge, jetzt aber von der Sehnsucht nach dem Meere erfaßte, breite Gesicht des Lotsen. Der hübsche Schiffsjunge kauert auf den Stufen der Treppe und träumt — auch von dem Meer.

Nur ein schmaler Streifen des Kaspischen Meeres gehört uns. Aber auch dieser Streifen, dessen salzige Bitterkeit der ganze mächtige Wolgastrom nicht betäuben kann, genügt schon, um für immer berauscht zu sein.

Langsam von weither rückt der Tag heran.

Im Meere sind die Schiffe viele Kilometer weit sichtbar. Sie wachsen zu Phantomen, erscheinen wie unerreichbar ferne Inseln. Schwarz wie ein Felsen ist die schwimmende Batterie, um sie herum die Familie der pfeilschnellen Fahrzeuge und am Horizont — leichte Rauchwölkchen der übrigen.

Nach dem verzweifelten Schlenkern im Kutter verblüfft einen die ungewöhnliche Ruhe des gewaltigen eisernen Decks, dessen Mitte nur kaum merklich atmet.

Der Tee dampft in Blechtassen, die von ernsten Matrosenhänden langsam und verlegen gereicht werden. Die Fahrt dauert schon zwei Stunden — man merkt es nicht —, die ganze nächtliche Müdigkeit verweht im gleichmäßigen Gleiten, im Beben des Wassers von allen Seiten. Der Traum glättet die letzte Schärfe der Umrisse.

Und mit allen ihren Nerven, mit ihrem ganzen Wesen, mit all ihrer Fähigkeit, zu fühlen, ahnen

die Menschen das Ziel dieser Fahrt durch das morgendliche Meer. Sie wissen, daß sie sich noch gut zwei Stunden ruhig erholen und die gewaschene Wäsche hängen lassen können. Sie wissen, daß sie jetzt rauchen und schlafen können. Nur die Gesichter sind ruhig-gespannt wie das Lächeln im bösen Traum.

Die alten Schiffe wurden am Bug, mit dem Gesicht zum Winde, hoch über dem Wasser — so hoch, daß nur der Schaum des Sturmes sie erreichte — mit aus Holz geschnitzten Figuren verziert, mit Najaden und Adlerweibchen, mit Heldenjungfrauen, deren Hände und Faltengewänder das Schiff behüteten. Bei diesen geschnitzten Gestalten sieht man Augen, deren unentwegt in die Ferne gerichteter Blick den Ausdruck eines für immer versteinerten Willens hat.

Endlich ertönt das Alarmsignal: die Silhouetten der Feinde und das Gerippe ihres Dampfers „Arag", der eine Mine angerannt hat, tauchen in weiter Ferne auf.

Man fühlt sich auf einmal furchtbar leicht und festtäglich. Es fehlen die tückischen Windungen des Flusses, die im Hinterhalt verborgenen Batterien, die engen Ufer. Die Weißen führen offen ihre Manöver aus. Zwei bewegliche Schatten kreisen um einen trägen und schwerfälligen, der unserm schwimmenden Fort ähnlich ist; aber noch immer eröffnen sie nicht das Feuer und warten auf unser Nahen.

Weiter rechts am Horizont erkennt man noch vier Rauchwolken: im ganzen sieben Weiße

gegen vier Rote. Wir machen halt — es beginnt ein artilleristischer Zweikampf. Die Weißen sind beunruhigt — die erste Salve schlägt dampfend dicht hinter ihrem Heck ein. Sie wissen nicht, daß heute ein bescheidener, unansehnlicher Mann mit einem blonden, kurzsichtigen Denkerkopf die Geschütze dirigiert, einer, dessen ganzes Leben auf das Schiff konzentriert war, und der alle schöpferischen Fähigkeiten seiner Jugend, nur der Armut und Wissenschaft lebend, dem Kampffeuer, den Geschützen, ihren Konstruktionen, ihrer feinsten Eigenart geopfert hat.

Die Weißen antworten gut. Der große Unbekannte erweist sich als Inhaber von sechs Geschützen, und drei gewaltige Wasserfontänen schießen in der Nähe unseres Bordrandes auf. Gleich großen schillernden Fischen funkeln Metallsplitter im Wasser auf, dann erreicht uns das verspätete Heulen und Pfeifen des gestörten Luftraums.

Eine Woche später, als der kalte Körper Ssobolews nicht mehr auf der Batterie war, brachte ihr Kommandeur Jelissejew, ein alter Matrose, seine Batterie dicht an die der Weißen, erhielt selbst 39 Treffer und vernichtete ein feindliches Geschütz. Der verwundete Kommissar verließ nicht die Kommandobrücke, der Kapitän wurde sterbend fortgetragen.

Durch dichte Nebelschwaden zogen wir durch das Meer, und erst am Morgen sah uns warmes, freudiges Land entgegen.

III.

Edgar Poe erschien sein Rabe in den schlimmsten Stunden seines Lebens. Der schwarze Rabe flog durchs Fenster herein und setzte sich einsam auf den Marmorscheitel der Pallas Athene. Der Rabe, dieser Hüter der Unendlichkeit, ist ein edler Zeuge des menschlichen Leids, ein Einsiedler und Richter.

Aber seit jener Zeit, als das höhere und bessere Leben das Trauerkabinett der Ideen verlassen hat und zunächst auf die Straße und später aus den Grenzen der Stadt hinausgetreten ist — hört man nicht mehr seinen erhabenen Ruf. Der vereinsamte Rabe breitete seine graugezierten Nachtschwingen aus und flog zwischen den Falten ewig zitternder Portieren zum Fenster hinaus, um in der Morgendämmerung zu verschwinden. Auf dem geackerten Felde, zwischen feuchten Erdknollen, über denen schon die staubigen Fäden des frühen Herbstes glitzern und der Nebel raucht, machte der Rabe einen langen einsamen und schweigsamen Spaziergang.

Seine starken Füße würdig setzend, den Kopf bald nach links, bald nach rechts neigend, schreitet er mit dem „Gang eines Lords" die Furchen entlang, ohne die niedrige irdische Nahrung zu beachten.

Zuweilen entringt sich seiner purpurnen Kehle ein heiserer Ausruf, von dem der Morgenwind kühler wird, und den die simplen, unwissenden Dorfvögel nicht zu beantworten wagen. „Niemals," ruft der Rabe aus, „niemals!" Es ist der Schrei des Mönches

in der schwarzen Kutte, der an die große Veränderung und die Befreiung jenes Gefangenen nicht glaubt, dessen Einsamkeit er lange Nächte hindurch schadenfroh beobachtet hat. Und mit einem Wurf der harten Flügel, mit einem Krächzen, das wie ersticktes Lachen und seltsames Gurgeln klingt, fliegt er gegen Süden.

Der Rabe gelangte zu der trostlosen Stadt, die dort lag, wo der blaue Fluß in das tote, landumgrenzte Meer fließt. Wärme und Sommerduft strichen über seinen ermüdeten Körper, schwarz näherte er sich dem gelbgrünen Wasser.

In diesem lichten Reich von Flut und Ebbe, von Fischernetz und Schilf herrscht die Möwe. Den ganzen Tag streicht sie mit klagenden Lauten durch die milchweiße Luft, ihren schmalen, wie ein neugeborener Mond gebogenen Schnabel weit vorstreckend. Und ihre Augen glänzen — schwarze Perlen in weißen und rosafarbenen Muscheln. Mit den gefalteten Quasten der Füße die Wasserfläche berührend, äugt sie aufmerksam umher, taucht, schnappt, schießt auf, sprüht funkelnde Tropfen.

Und der schwarze König in der Verbannung ist wie Kohle unter flatternden Schneeflocken, wie der Fetzen eines Piratenbanners, von nordischem Wind verschlagen; seine blauschwarzen Schwingen schwer und unentschlossen hebend, mischt sich der Rabe unter die sorglose Schar der Sturmvögel. Mit raubgieriger Bewegung zum Wasser niederfallend, ebenso wie er einst auf die Schultern eines Grabkreuzes oder auf den Querbalken eines Schafotts niederzu-

fallen pflegte; die scharfen Krallen, die vor uralten Zeiten die weisen Bücher der Magier stützten, spreizend, schlägt der Rabe mit der Brust gegen den Spiegel, aber beim Anblick des beweglichen, durchsichtigen, unverwüstlich-lebendigen Nasses prallt er verwirrt und zornig zurück.

Die Möwen lachen und weinen, trunken von unermüdlichem Flug, mit leichter, gelassener Grazie heben und senken sich ihre Flügel. Aber er taumelt schwer unter ihnen und sucht mit bluterfüllten Augen nach Himmel, nach Weite, nach einsamer Höhe.

„Niemals," schreit der Rabe, „niemals!" — und entfernt sich wie schweres Gewissen.

Dort, wo über glühenden Sanden sich krankhaft die Abenddämmerung rötet, wo seltene, giftige Falter die Nähe der Nacht verkünden, wo auf den rissigen Ufern den ganzen Tag in Staub und Glut der Kampf wütete, wo Rosse ohne Reiter mit fliegendem Zaumzeug zum gegenüberliegenden Ufer schwammen — dort ist die neue Heimat des Raben. Seine Flügel segnen die Angst des Fliehenden, die ihre Geschütze verlassen; und als sie, erniedrigt und hungrig, auf sumpfigen Inseln Feuer anzünden und auf Rettung hoffen — schreit er ihnen schadenfroh aus der Höhe zu: „Niemals!"

Von den Todesfeldern stoßen satte Scharen zu ihm, die in der Stimme des Raben den Tod selbst erkannt haben. Hunderte, Tausende Vögel sammeln sich zu einer alpdruckartigen Wolke; sie fliegen tief über die Erde auf der Suche nach Beute, bald

strecken sie sich zu einem sich ringelnden Wurm über dem Gestrüpp; bald verdichten sie sich zu einem flatternden schwarzen Schal; den unsichtbaren Pfad der Kugeln verfolgend, streichen sie durch die mit Verwesung gesättigte Luft.

Von den Ufern, wo die Flucht begann, den Strom entlang, schwimmen durchlöcherte Kähne voll Wasser, über deren Bordränder die Köpfe der Toten sich neigen. Die Nacht nimmt sie auf, das Wasser spült das fließende Blut ab, und der Fluß, der gute Fährmann der Ewigkeit, bringt sie über den schwarzen Styx und verläßt sie auf den fernen Sandbänken.

Und wenn sie des Morgens gefunden werden, wenn man ihr Herz prüft und ihre Köpfe aufrichtet — dann fliegt der Rabe zornig auf und ruft der Sonne entgegen: „Niemals!“

IV.

„Ich bin die Frau von Schelichowsky.“

Es ist, als taue ein Eisstück, schnell, immer schneller — dann fließen endlich die erleichternden Tränen.

Die Frau. Auf ihrem Gesicht, auf den roten, entzündeten Augenlidern, auf dem unter dem weißen Tuch verschobenen Haar, auf ihrem ganzen Wesen liegt der warme Stempel, liegt das Atmen eines großen Freundes, der nicht mehr lebt, der im Kampf gefallen ist. In ihren weiten, unter der breiten Stirn zurückgetretenen Augen, auf dem unbeschreiblich feinen Kristall ihrer Pupillen, ruht noch seine Gestalt, als er frühmorgens voller bedrückender Vor-

ahnungen, ohne sein kärgliches Matrosenfrühstück zu berühren, das Haus verließ.

Und sogar ihre tiefe Bruststimme erinnert an seine: die Liebe hat sie gelehrt, so zu sprechen.

Jetzt ist die Frau des Genossen Schelichowsky fast er selbst, es sind seine Hände, die er hilfesuchend aus dem Wasser streckte, es sind seine im Kampffeuer erblindeten Augen, es ist sein Kopf, der hilflos unter der Oberfläche verschwand.

Man soll nicht mit ihr sprechen, man muß sie rücksichtsvoll in Ruhe lassen. Sie ist die Frau eines Helden, eines der Besten, die sich für die Sowjetrepublik geopfert haben. Man kann ihrem großen Leid nicht helfen, sie hat den Mut zu leben und fürchtet sich nicht, seinen entstellten Körper zu erblicken, wie er langsam den Strom hinabschwimmt, dicht an dem Dampfer vorbei.

Die Frau ist ruhig und weiß es: das Wasser wird ihn zum Meer treiben, das er so sehr geliebt hat. Aus dem engen Fluß in die Unendlichkeit: das ist ihre große Wahnidee.

Und man möchte den blinden Zufall anflehen: Schenke jenen, die besser und wertvoller sind als die andern, schenke wenigstens ihnen einen reinen und stolzen Tod, bewahre sie vor der Gefangenschaft, vor dem Verrat und dem Gefängnis. Mögen sie im offenen Kampfe sterben, mitten unter ihren Brüdern, mit den Waffen in den Händen. Laß sie so sterben, wie Schelichowsky gestorben ist, wie Hunderte und Tausende jeden Tag für diese Republik sterben.

V.

Heute nacht wird Zarizyn gestürmt — alle sind sehr lebhaft, freudig erregt. Was morgen sein wird — das weiß niemand, aber heute ist es gut.

Im kleinen, sauberen Hof des Stabsgebäudes blühen Oleander, und das ganze weiße altmodische Haus, in dem Asin wohnt, ist mit seiner ungestümen Freude durchtränkt. Die böse, reiche Witwe reicht lächelnd den Tee in alten bäuchigen Tassen; das alte Porzellan in den Schränken zittert und klirrt bei jedem Schritt; Zimmerpflanzen grünen auf dem Hintergrunde schneeweißer Kacheln der großen Öfen.

Peinliche Sauberkeit, Öldrucke mit einem wohlgenährten Ehepaar: Adam und Eva; geblümte Vorhänge an den Fenstern, ein Bett mit einem blauen Betthimmel. Und gerade unter diesem von friedlichen herbstlichen Mondstrahlen versilberten Dache versammelten sich am Abend vor dem Sturm die kühnsten, entschlossensten Köpfe: das runzlige Gesichtchen von Mischa Kalinin, das von einem Kranz stachliger, zerzauster Haare umgeben ist; der wie verjüngte Asin, der die ganze schwere Verantwortung zu tragen hat, und der Flottenkommandeur. Eine Stunde später gehörten schon das mondbeschienene Häuschen am Ufer, die schnellen Pferde der Troika, der Weg zum Fluß und der letzte Händedruck — der Vergangenheit an. Am längsten klingt das gebrechliche Stimmchen der Spieldose in den Ohren, einer Spieldose aus uralten Zeiten,

die eine ganze Stunde lang hinter ärgerlich verschlossenen Türen aus dem Nebenzimmer herüberklang und die Beratung störte.

Und jetzt, da schon die Nacht um uns ist und Schaumwellen hinterm Heck des Zerstörers brodeln, steht diese Spieldose noch immer auf dem Tisch des verlassenen Eßzimmers und lispelt ihre glöckchenhellen, musikalischen Phrasen dem Geranium zu. Die Dose singt und lacht, und unter ihrem Kristalldeckel verbirgt sich eine ganze Welt altmodischer Grazie und romantischer Liebe.

Die ganze Nacht durch wütet auf dem Flusse die wilde Kriegsmusik. „Marx" macht den Anfang; an ihm vorüber, in die Dunkelheit, in den Nebel ziehen die Schiffe wie Gespenster hinaus. Zwei, drei und noch mehr Fahrzeuge streben dem gegenüberliegenden Ufer, wo schon explodierende Geschosse aufblitzen. Auch der Wald rechts ist voller goldener Flammen. Schwere Wassersäulen steigen aus der Tiefe auf. Die Seeleute verfolgen unruhig den Aufstieg eines Sternes, der weiß, gleichmäßig leuchtend und ungeheuer groß ist wie ein Lampion. Er ist so erstaunlich leuchtend, daß er wie ein Signalfeuer erscheint.

Vor uns röten sich Funkengarben, es ist, als wenn Türen einer glühenden Feuerung fortwährend auf- und zugeknallt werden. Das Feuer ist schon in jenes berauschende, dröhnende Stadium getreten, das den Anfang des Sturmangriffs anzeigt. Jedes Schiff ist in eine Dampfwolke gehüllt, kämpft und bewegt sich selbständig, eins gegen eins, mit jedem

unsichtbaren Gegner, den es gefunden und zum nächtlichen Leben erweckt hat.

Hinter der Landzunge taucht eine Schar Zerstörer auf, ihnen folgen schwarze Minensucher, diese Ritter der Nacht und der Finsternis, die mit herabgelassenem Visier auf ihren Fang ausziehen.

Gegen Morgen verstummt das Feuer. Es wird Zeit, daß die Armee zum Angriff übergeht, und der Kutter, der Nachricht bringen soll, begegnet auf der nackten Lehmanhöhe unserer ersten Schützenkette, die gegen Zarizyn vordringt.

Es ist schwer, darüber zu schreiben. Man muß diese schwarzen Figuren gesehen haben, wie sie, eilig vordringend, aus der Ferne unendlich schwach erscheinen; wie der Ausgang des Angriffs auch sein mag, diese erste Schützenkette ist im vorhinein verurteilt. Auch die Matrosen auf den Schiffen verfolgen mit den Augen die Bewegungen dieser Kette. Plötzlich schreit jemand nervös auf ... Was ist los? Nichts, nichts ... Der Älteste flucht: „Nehmt euch zusammen ...", aber seine Lippen zittern: die erste Kette — man kann sich's denken.

Als es hell wird, treten die feindlichen Aeroplane in Aktion. Von 6 Uhr morgens bis spät in die Nacht hinein ununterbrochenes Hinabwerfen von Bomben, sie zielen besonders auf den Fluß. Meistens wirken diese Luftattacken bedrückend. Aber nach der schlaflosen Nacht, nach dem verzweifelten Kampf, als der Kopf in wohliger Versunkenheit sich zu drehen beginnt und alle Du zueinander sagen —

ist man diesen Bomben gewachsen. Zwei Pfiffe bedeuten: „Ich sehe das Flugzeug des Feindes."

Eins nach dem andern setzten sich dann die Schiffe in Bewegung, um den Bomben zu entgehen, die durchdringenden Pfiffe wiederholen sich: es beginnt ein Lotteriespiel.

Auf jedes Schiff kommen im Durchschnitt vier bis acht Bomben. Man sieht, wie sie fallen, von widerwärtigem Kreischen und dumpfen Detonationen begleitet. Bald dieses, bald jenes Deck bedeckt sich mit Splittern. Der Bug des „Besstraschny" ist beschädigt, der Kommandeur und noch drei sind verwundet, die Mannschaft flickt eilig den Schaden aus und verteidigt sich verzweifelt gegen das Flugzeug, das fortwährend seine Bomben hinabschleudert.

Eins nach dem andern verschwinden die breithüftigen Schiffe der ersten Division, die schwimmenden Batterien, die leichten Kutter in einer Wolke von Dampf und Splittern und tauchen wieder heil und ganz aus ihr hervor. Die Zerstörer — mit ärgerlichem Fauchen ihrer Motore, im weißen Gischt der Wellen, Batterien — langsam und gelassen, im Bewußtsein, dem Schicksal doch nicht entgehen zu können, die übrigen Fahrzeuge — hitzig kämpfend, sich verteidigend, den Himmel mit einem Muster von weißlich-grauem Dampf des Geschützfeuers bedeckend.

Am Abend heben sich einige schwarze, einsame Punkte auf dem hohen Ufer ab. Eine Stunde später sind es schon hundert — die Flüchtlinge ziehen

sich über den ganzen Weg hin. Die Unsrigen ziehen sich zurück.

Aber in voller Ordnung, mit Gewehren; die ermüdeten Pferde werden an der Leine geführt; Kamele, mit der ihnen eigenen Grazie gesetzter Frauen, schaffen Geschütze, Wagen, Menschen fort. Der Angriff ist mißlungen.

Auf dem Diwan der Kanzlei legte man eine am Ufer zusammengebrochene Schwester nieder — in schwerer Not tauchen aus dem Meer der Menschen immer unerwartet solche wunderbaren Gesichter auf. Bei ihrem Anblick fühlt man eine tiefe Beruhigung, solche Gesichter verschwinden nie aus dem Gedächtnis, und wenn die Begegnung auch noch so kurz war.

Dieses Mädchen hat eine solche dünne Stimme, daß sie fast komisch wirkt; unter der Decke sehen die zerrissenen Stiefel hervor. Ein Auge, die Wange und das Kinn sind von einem Verband verdeckt, die kleine Nase mit Sommersprossen von Schrammen zerrissen. Das Reifste und Traurigste an ihr — ist das kurze, abgebrochene Husten.

Kaum von den Wunden erholt, verließ sie das Lazarett in einem entlegenen Flecken der Ukraine und suchte wieder ihr Regiment auf. Ein qualvoller und langer Weg. Die Greuel der großen Straßen, die Hölle der überfüllten Züge und diese fortwährende brennende Furcht, die Ihren für immer zu verlieren, jene Namen und Gesichter, mit denen die Revolution sie verbunden hat.

Sie kam an die Wolga, wo jetzt die ihr vertrauten kubanischen Lagerfeuer brennen — ihr naiver, unerschütterlicher Wille und die kindliche Reinheit ihrer Seele, der sich das unsaubere menschliche Meer nicht in den Weg zu stellen getraute, führten sie hierher. Sie führt Briefe aus ihrer Kompanie mit sich, Briefe an die Heimat, die mit zahllosen Grüßen beginnend auf der Stufenleiter der hilflosen, tanzenden Buchstaben eine gewaltige Höhe erklimmen. Sie betrachtet diese Briefe schielend, mit ihrem einen Auge, das graublau, mit dunklen Pünktchen ist, wie sie im Herbst auf den zitternden Blättern der Espen auftauchen.

So ist sie: liebreizend und für immer entstellt.

Die weißgardistischen Ärzte, bei denen sie, in einem Kampfe verwundet, kriechend Hilfe suchte, ohne zu wissen, wer sie waren — diese Ärzte lehnten es ab, sie zu verbinden und warfen sie bei Regen und Nacht auf die Straße. Halb ohnmächtig auf den Stufen vor dem Hause sitzend, riß sie sich selbst etwas Kaltes und sie am Sehen Behinderndes vom Gesicht — es war ihre Wange. Zum Glück flüchtete dieses „Lazarett" schon am nächsten Morgen, und unsere Leute fanden das hilflos kauernde Wesen vor der Tür besinnungslos liegen.

Die Revolution, deren Antlitz vielleicht noch niemand gesehen hat, wird dieses selbe durchsichtige blaue Auge, wahrscheinlich auch eine Kopfbinde, und diesen rosafarbigen Schaum auf den vollen Bauernlippen haben.

In der Nacht wird die große Kajüte mit herbstlichen Zweigen voll roter Vogelbeeren geschmückt, der Tisch steht im strahlenden Licht, die Kämpfer haben den Schmutz der Schützengräben oder das Öl der Maschinen von ihren Stiefeln abgewaschen und beraten sich ruhig über den morgigen Tag.

Der Zufall ordnete die Reihe folgendermaßen an: links der rasche Blick, die tiefe Baßstimme und der harte Wille Schorins. Neben ihm sein Stabsoffizier, ein weicher und „ausführlicher" Mensch, unfähig, irgend jemand zu belästigen, wie eine Feldkarte, sorgfältig gefaltet und jeden Augenblick gebrauchsfertig.

Weiterhin ein Profil — bleich und unregelmäßig, wie ein krummer Säbel gebogen, mit leicht geschrägten Augen und unmerklich lächelndem Munde — kurz eine jener Erscheiungen, die dem Künstler ein Vorbild für einen raffinierten, unerbittlichen Rachegott sein könnten. Geräuschloser Gang, leichter Parfümgeruch, den er wie ein Mädchen liebt, und auf dem schwarzen Hemd ein roter Orden — das ist Kaschanow, der fast legendäre Befehlshaber der Truppentransporte der Wolgaflottille.

Die Holländer, die in Gruppenbildnissen Vollkommenes erreicht haben, liebten es, im Zentrum des Bildes inmitten aller dieser Herren in schwarzen Gehröcken und gestärkten weißen Brusthemden eine konzentrierte und feine Physiognomie irgendeines berühmten jungen Arztes mit Skalpell bewaffnet,

anzubringen, einen Skeptiker und Atheisten, der dem Zuschauer seine hohe weiße Stirn und das spöttische Lächeln halb zuwendet.

Diese Gestalt — in einer Lederjacke und mit „Iswestia" in der Tasche — trägt heutzutage den Namen „Mitglied des Revolutionären Kriegsrats Michajlow".

Dann — Genosse Trifonow: aus dem Aufenthalt in Gefängnissen und Zuchthäusern brachte er die schwere Zurückhaltung eines langjährigen Gefangenen mit, eine gewisse krankhafte Angst vor allzu lauten Worten, Gedanken und Charakteren. Bei einem starken und klugen Manne, bei einem ausgezeichneten Kommunisten und Soldaten der Revolution wirkt der Wunsch, sich und andere zu betrügen — sein großes „Ich" als einen grauen menschlichen Alltagsfleck erscheinen zu lassen — etwas enttäuschend. Aber das stürmische Jahr 1919 wird, grünen Grashalmen gleich, aus allen logischen Lücken hervorsprießen; der stürmische Wind der Zeit reißt die graue Brille von dem dunklen Gesicht des Genossen Trifonow, was ihn nicht hindert, auch heute noch seinen längst zerfallenen Seelenkerker und das Reich seiner konspirativen Gefühle ebenso hartnäckig zu verteidigen.

Dann kommt — aber wie kann man Asin beschreiben? Erstens ist er — die wilde Stadt Ogrys, die fast von der Kama abgeschnitten ist; er ist der Posten, der am Eisenbahndamm lauert; er ist der heiße, stickige Wagen III. Klasse, der vom Licht zweier Kandelaber, die man in einem zerstörten

Gutshause gefunden, grell erleuchtet ist; er ist im undurchdringlichen Zigarettenrauch, in der unruhigen Schlaflosigkeit des Divisionsstabs; er ist in den zerrissenen Feldkarten auf klebrigen, mit Tinte begossenen Tischen; er ist die schwarze Schnur des Feldtelephons, das an taunassen nächtlichen Sträuchern hängt, bewacht von Soldaten, die vor Kälte und Furcht, einzuschlafen, erstarrt sind.

Asins Sporen haben zahllose Löcher in den von Wanzen belebten Samt der Eisenbahnwagen geschnitten; er hat die gefangenen Deserteure eigenhändig gezüchtigt; er hat die Stadt Ssarapul verloren und wieder im Kampf eingenommen und Dutzende andere, ebenso unmögliche Städte erkämpft; er hat die tollkühne offene Kavallerieattacke gegen Zarizyn geführt; er hat Dutzende von gefangenen Offizieren niedergehauen und Tausende weißer Soldaten in Freiheit gesetzt oder mobilisiert; Asin reitet heißblütige, hochmütige Pferde, trinkt keinen Tropfen, solange der Kampf nicht zu Ende ist; er schimpft sich fürchterlich mit seinen Kommissaren herum, verschont auch den Revolutionären Kriegsrat nicht; er hält seine wilden, aus Machno-Soldaten angeworbenen Truppen in eiserner Disziplin; er schlägt sich mit wilder Energie und flieht nie; er weint vor Wut wie ein Frauenzimmer, wenn der verwundete Arm ihn hindert, an einem Angriff teilzunehmen.

Es ist Asin, der zu seinem eigenen Empfang feierliche Begrüßungen veranstaltet und mit seinem Dampfer wieder umkehrt, wenn er bemerkt, daß

das Orchester am Ufer noch nicht bereit steht, um nach zehn Minuten in seinem herrlichen Fellmantel (im Juli) schwitzend die Ehrungen in Empfang zu nehmen, die Internationale, und die schwulstigen Meldungen der Kameraden anzuhören, die es sogar fertig gebracht haben, zur Feier des Sieges ihre einzigen Hosen mit Knöpfen zu versehen und die seit drei Wochen nicht gewaschenen Gesichter zu rasieren. So gehört es sich auch: ohne ein Fest, ohne Musik und feierliche Begrüßungen wird die Armee nach den schweren langen Kämpfen keine rechte Befriedigung empfinden.

Es ist Asin, der seine frechen Lieblingsburschen dafür durchpeitscht, daß sie einem Bauern ein Ferkel genommen haben, und auch derselbe Asin, der schwarze lange Nächte durch mit Musik, Schnaps und Weibern wie ein Tier feiert, aber nur nachdem er alle Vorposten geprüft, Patrouillen ausgesandt und sich davon überzeugt hat, daß die Stadt von allen Seiten gut geschützt ist. Asin führt seine Truppen fast täglich selbst in den Kampf, ohne zu beachten, daß er als Divisionschef nicht das Recht hat, sein Leben in dieser Weise zu riskieren.

Aber über der Karte wird Asin still wie das Wasser in einer Bucht; er gehorcht wortlos den langen Telegrammbefehlen von Schorin, die aus dem knatternden Telegraphenapparat hervorkriechen und die mit jener ruhigen, herrlichen Grobheit verfaßt sind, die der alte Schorin jenen gegenüber anwandte, die er liebte, die er vorwärts trieb oder denen er eine eiserne Trense anlegte.

Es ist unmöglich, einen Menschen wie Asin begreiflich zu machen! Er liebte seine Truppen leidenschaftlich, er liebte und verstand jeden hinter dem Mutterrock hervorgeholten Rekruten — einen Jungen mit abstehenden Ohren, mit einer zu großen Mütze und in einem Mantel bis zu den Fersen, Burschen, die nur den einen Gedanken haben: wie sie das bleischwere Gewehr loswerden könnten. Mit solchen Leute konnte er kämpfen, mit ihnen konnte er siegen, hungern, im Typhus liegen; mit ihnen hat er ganz Rußland durchschritten, um endlich — nach Kama und Wolga, nach Zarizyn und Ssaratow — am Perekop auf die unsinnigste Weise, fast am Vortage seiner Einnahme, ruhmlos zugrunde zu gehen, in Gefangenschaft und noch dazu von den Weißen verleumdet, die das Gerücht verbreitet haben, Asin hätte die Rote Armee verraten.

Das soll Asin getan haben, dieser Held und Soldat, der fast mit nackten Händen kämpfen und seine Division im Zaum halten konnte, der sich solche Soldaten und Kommissare erzogen hat, daß die 28. Division auch nach seinem Tode die „Asinsche Division" geblieben ist, die bis Baku und bis zu den grusinischen und persischen Grenzen in ihrem alten Marschtempo vordrang, staubig, abgerissen, bunt, in zerfetzten Generalshosen, auf kleinen, stämmigen Pferden, die aus Perm und Astrachan stammten.

An diesem Abend begann beim Tee eine Diskussion über Heroismus. Ein sonderbares Thema unter Menschen, die seit langem an den Krieg gewöhnt und sich fast alle Auszeichnungen errungen haben.

Der Skeptiker in der Lederjacke rührte seinen Tee und bestritt dabei jede Romantik in der Revolution, er betrachtete die letztere als ein Handwerk. Ein charakteristischer Zug eines Intellektuellen: nachdem die Front ihn von jeder Phraseologie geheilt hat, gesundet er allmählich und ist glücklich, daß er sich ohne alle überflüssige Zweifel den einfachen, gewaltigen Antrieben des Lebens unterwerfen kann. Das Gefühl der Pflicht, der brüderlichen Solidarität, der Unterordnung und des Opfers wird zur gesunden Gewohnheit. Und indem er dieses noch unsichere innere Gleichgewicht zu verlieren fürchtet, klammert sich der zum Soldat der Revolution gewordene Intellektuelle fest an die Erde und an das beruhigende „zweimal zwei — ist vier".

Dem klugen Kommissar zuhörend, senkte Kaschanow seinen listigen Blick und legte sich ein Stück Zucker mehr in seine Tasse. In letzter Zeit wiederholten sich diese langen theoretischen Auseinandersetzungen sehr häufig; er wurde nicht mehr klug aus ihnen, aber er widerlegte sie stündlich mit seiner ganzen Arbeit.

Er war stolz auf den Roten Orden an seiner Brust, und wenn er die Frontberichte las, erriet er zwischen den Zeilen die gleiche eifersüchtige Sehnsucht nach dem Siege wie bei sich selbst. Jene ideelle Mittelmäßigkeit, das graue Einerlei, das jetzt vor Schorin ausgebreitet wurde, störte den hohen, festlichen Flug seiner Gedanken. Asin, dem die Schamröte über irgendeine unbedeutende Niederlage an der Front noch auf den Wangen lag, Kali-

nin, der von seiner wirklich furchtlosen Tollkühnheit, die er für die Pflicht eines jeden Kommunisten und Kommissars hielt, ermüdet war — beide genossen schweigend ihre Zigaretten und das Bewußtsein, daß ein anderer spricht und sie im Hintergrunde bleiben können.

Aber die kratzende Rede zerstörte immer mehr die Atmosphäre der Ruhe und des Lichtes, die an diesem Ort so selten war.

Es war sonderbar, daß das liebe, nach jeder Gefahr noch mehr geliebte Leben diesem grauen Skeptiker so nackt erschien; er war bereit, sein eigenes Gehirn der Einwirkung irgendeiner Säure auszusetzen, um es neugierig beobachten zu können.

Besonders empfand es Asin: seine Beine schmerzten noch von dem Sattel, in seinem ganzen Körper lebte die süße Müdigkeit von dem Herbst, von den roten und goldenen Bäumen, von dem Grün der Wiesen, die ihre letzte Leuchtkraft hervorbrachten, von den milden Augen und dem wiegenden Schritt der Kamele; am Morgen wurde er bei einem Patrouillenritt fast erschossen, und abends war soviel unerschütterliche Erdenluft da, soviel bittere, erregende Gerüche des Herbstes.

Und es war in ihm noch ein zartes Gefühl — er konnte sich nicht recht besinnen, womit es zusammenhing: ob es die Matrosen waren, die er mit Schrammen am Halse aus der Zarizyner Gefangenschaft kommen sah, oder der Brief, der ihn von weit her endlich erreicht hat. Und plötzlich sitzt da ein Kerl vor ihm, der es wagt, das tiefste Wesen des

Lebens zu leugnen, seine Wunder und seine herrliche Willkür. Der den Heroismus leugnet!

„Ach, du . . .“ Asin bemerkte irgend jemands warnende Blicke, die ihn hinderten, den Fluch fortzusetzen. Es tauchte der Wunsch auf, die Karte hervorzuholen und den roten Kranz der Republik auf ihr zu finden, die zwei Jahre lang inmitten der ganzen übrigen Welt einsam und heroisch von einem erschöpften und zurückgebliebenen Volke verteidigt wird. War das Leben jemals herrlicher als gerade in diesen beiden großen Jahren? Wenn man jetzt nichts erkennt, nicht die Barmherzigkeit, nicht den Ruhm, nicht den Zorn empfindet, mit denen auch der graueste, ärmste Tag dieses in der Geschichte einzigartigen Kampfes gesättigt ist — lohnt es sich dann überhaupt zu leben und zu sterben?

ASTRACHAN—BAKU

I.

Die Tage verstreichen unerträglich rasch, das Leben verwandelt sich in einen flimmernden Traum, der Gesichter, Städte, neue Landschaften durcheinandermengt.

Astrachan, kaum vom Frühjahr erwärmt, im weichen, aschgrauen Staub, mit zarten, blassen Gräsern auf unfruchtbaren Feldern, mit verlassenen alten Klöstern, um die Äpfel und Pfirsiche blühen, weiß und heilig unter einem Himmel, der Liebe ausstrahlt. Es ist unmöglich, sich ein hastigeres, gespannteres, leuchtenderes Blühen vorzustellen — ein rosa-weißes Feuermeer inmitten vollständig nackter, regungsloser Hügel des Kaspischen Meeres.

Da ist die Stadt selbst — halb zerstört und verbrannt, hungrig und zerfetzt, wie nur Bettler des Ostens sein können; eine Stadt ohne Licht und Wärme, die ihre eingefrorenen Dächer ängstlich der Aprilsonne hinhält, ihre Mauern, von Kälte und Feuchtigkeit durchtränkt, ihre längst erloschenen, blinden Fenster und rauchlosen Schornsteine. Aber jeder Stein des Pflasters von Astrachan, jede Wendung seiner Straßen, die schief wie erfrorene Finger verkrüppelt sind, sind der Revolution teuer. Welche ungeheuren Anstrengungen, welche Opfer hat Sowjet-Rußland um dieses Astrachan, um dieses verrostete, häßliche Tor nach dem Osten tragen müssen.

Wenn Petersburg sich einmütig und leidenschaftlich verteidigt hat, so war es wert — mit allen seinen durch die Revolution geheiligten Plätzen, mit seiner hochmütigen Schönheit der großmächtigen Hauptstadt.

Das rote Kronstadt, Peters des Großen Admiralitätsgebäude, das Winterpalais, das nur noch von Bildern und Statuen bewohnt wird, die verödeten Großbetriebe, die trotz allem fortfahren, in Hunger und Kälte die Waffen für die Rote Armee zu schmieden — alles das kann die Kämpfer wohl zu einem mutigen Widerstand begeistern. Jeder Schritt der proletarischen Truppen, die für Petersburg in den Tod gehen, weckt in ganz Rußland einen metallischen Widerhall, er bleibt unvergeßlich. Aber welcher Mut gehört dazu, Astrachan zu verteidigen. Weder die Liebe zu dieser Stadt, noch revolutionäre Tradition, sondern nur das Pflichtgefühl allein konnte seine Kämpfer anfeuern. Und wieviel Menschen gibt es, die fähig sind, im Namen eines nackten, abstrakten Pflichtgefühls die schwere Last des Krieges in menschenleere, sandige Astrachanwüsten zu tragen?

Und es war nicht einmal die Pflicht, die Astrachan gerettet hat, sondern es war die allgemeine, unbewußte Erkenntnis, daß man nicht fortgehen darf, daß man die Engländer nicht nach der Wolga lassen und den letzten Ausgang zum Meer verlieren darf.

Astrachan in seinem Hunger und Heroismus hat sich mit diesem letzten Abschiedsbild fest ins Gedächtnis eingeprägt: die Arbeiter des Nobel-Werks,

die den Winter ohne Brot, Wärme und Kleidung verbracht haben, beendeten nachts bei blendendem elektrischen Licht eine eilige Reparaturarbeit. Ein gewaltiger Riese stand im Dock: ein mächtiger, mit großen Geschützen bewaffneter eiserner Kahn, der von einer englischen Mine beschädigt war. Auf dem Fluß ist es kalt und dunkel, aber die Scheinwerfer richten ihr scharfes Licht auf den entstellten Schiffskörper, auf den ein Hagel heilender Hammerschläge niederprasselt. Und so geht es die ganze Nacht durch. Glühendes, geschmeidiges Eisen legt sich willfährig an die Eisennähte; gewaltige Eisenplatten schieben sich vor die Bresche, und junger Stahl überzieht mit unverwüstlichem Panzer die Flanken.

Das ist Astrachan und sein Verteidigungskampf.

Und dort ist die Reede, graubleich und stürmisch, die ankernden Schiffe versperren gleich einer Insel den Ausgang zum offenen Meer. Scharen von Zugvögeln ruhen auf dem Schiffsdeck, Ankerketten rasseln, und die gleichmäßig schwankenden Masten ziehen Bogenlinien durch die Luft.

II.

Von Astrachan bis Petrowsk geht es auf dem Seewege. Man passiert in Kielwasserlinie die Minenfelder und gelangt endlich in das vollkommen freie, unendliche Fahrwasser. Nach drei Kriegsjahren auf engen Flüssen steigt das Meer wie Wein zu Kopf.

Die Matrosen sitzen stundenlang auf Deck, atmen mit vollen Lungen die Luft ein, sind selbst wie wan-

dernde Vögel, gedenken der langen Fahrten, die mit weißen Schaumlinien auf den Ozeanen gezeichnet sind.

Wie ein Wunder taucht das Gebirge aus dem Wasser. Wie ein Wunder zieht der erste Schleppkahn mit Naphtha für Astrachan vorüber, und die Schiffe genießen noch immer das freie Tanzen auf den Wellen: bald beschleunigen sie ihren disziplinierten Gang, bald halten sie inne, die Masten sind wie trunken, und die Menschen können weder essen noch schlafen.

III.

Die Eisenbahn von Petrowsk bis Baku zieht sich am Fuß der Berge hin. Und längs dieser Berge, auf der breiten Chaussee — bewegt sich ein unendlicher Strom. In Wolken leichten Staubes ziehen Menschen, Pferde, Wagen, Artillerie vorbei. Und trotz aller Majestät des kaukasischen Vorgebirges treten seine violetten Schatten angesichts dieser steten, gierigen Vorwärtsbewegung der Truppen in den Hintergrund.

Dampfend wie ein Strahl kochendes Wasser bewegt sich die Kavallerie. Erstaunlich sind diese Menschen und Pferde, die Rußland von Archangelsk bis Astrachan, vom Ural bis zum Kaspischen Meer durchzogen haben.

In Baku fand am 1. Mai vor Tausenden und Zehntausenden Zuschauern, die sogar auf allen Dächern, Balkonen und Laternen zu sehen waren, eine feierliche Parade statt.

Zuerst defilierten die heimischen Truppen, die freiwillig auf unsere Seite übergetreten sind, alle von den Engländern eingekleidet, verproviantiert und auf das beste bewaffnet. Diese Nationalgarde hat ein ganz europäisches Aussehen. Sie marschiert tadellos, hält sich stramm, die Reihen sind wie abgezirkelt. Und sogar die Pferde sind nicht wie bei uns: rundlich, satt und groß. Jeder Reiter ist ein Monument von jener Art, wie es vor dem Nikolaj-Bahnhof in Petersburg steht. Wirbelnder Staub, dröhnende Musik — und sie sind vorbeigeflitzt. Eine junge Frau lacht mit ihren blauen Augen: „Man braucht bloß mit einem Schnupftuch zu winken, und ihre ganze Herrlichkeit rennt davon. Wo bleiben denn die Unsrigen?" Aber da kommen sie schon. Verstaubt, abgerissen, von Sonne geschwärzt, gehen sie einfach und schlicht ohne jeden Paradeschritt, gehen sie, wie sie durch die ganze Republik gegangen sind. Ohne sich zu beeilen, ohne jemand in Erstaunen setzen zu wollen, und die Erde hallt wider von diesem freien, eisernen Schritt der Regimenter. Woher haben sie ihn, diesen klassischen Schritt, den Cäsar so sehr liebte, und den man in den Gefängniskasernen Europas vergeblich anzuerziehen sucht? Jeder Bourgeois in Baku und jeder Arbeiter fühlt, daß der Weg dieser frei fließenden Massen in Aserbeidschan nicht Halt machen wird, daß die menschlich Welle, die Baku in Staub und Schaum erreicht hat, nicht abflauen, sondern weiter über seine Grenzen hinaus rollen wird.

Baku hat mit seinem Wein, Glanz und Reichtum

den Geist der Armee nicht erstickt. Soldaten und Matrosen spazierten in unabhängiger Haltung durch die aufgeputzten Straßen, und die ruhige Neugierde dieser Menschen schreckte die Bourgeoisie noch mehr, als es Räubereien und Vergewaltigungen getan hätten. Die Armee ging weiter, zu der nächsten menschewistischen Front. Es war kein Zerstörungsprozeß, keinerlei Zügellosigkeit zu bemerken. Die reiche Stadt, die den Sieger mit dem zweideutigen Gefühl einer Prostituierten erwartete, blieb irgendwie abseits liegen. Man kümmerte sich nicht um sie, bemerkte sie kaum.

Dafür lebten aber die Schwarze Stadt und die Vorstadt Balachany auf. Immer mehr sah man in Bakus sauberen Straßen Leute aus dem Naphthaviertel. Ihre bleichen Gesichter und mit Öl durchtränkten Fetzen hoben sich seltsam auf dem Hintergrunde der reichen, mit ausländischen Waren angefüllten Schaufenster ab. Es ist wahr, eine Revolution hat es hier eigentlich noch nicht gegeben. Der schreiende Gegensatz zwischen reich und arm, der sich bei uns in den drei Jahren vollkommen verwischt hat, macht sich hier bei jedem Schritt bemerkbar. Die Armut sickert wie früher aus allen Spalten hervor, fließt wie Naphtha durch alle Kanäle ... Aber der Oktober hat seinen Einzug in diese Stadt gehalten, er ist bis in die dunkelsten Winkel der Vorstadt gedrungen, und die Mussavatisten warten wuterfüllt auf den nahenden sozialen Sturm.

Schon drei Nächte schläft die Stadt nicht mehr. Es ist ein Aufstand möglich, ein Gemetzel, ein Ver-

such der Bourgeoisie, ihre Macht wiederzuerlangen. Drei Tage lang überschütten die Scheinwerfer am Meere die umliegenden Berge mit erbarmungslos hellem Licht, durchleuchten alle Spalten und Abhänge, ganze Dörfer ohne Leben und Bewegung — lauter Denkmäler des letzten armenischen oder türkischen Gemetzels. Es wird Zeit, daß der Oktober auch hier bald lebendig wird. In der Stille der blutarmen Februarrevolution, die hier noch zu herrschen scheint, können die Arbeiterviertel nicht leben, nicht atmen. Sie finden keine Ruhe, schwere Träume suchen sie heim.

Nur die Erde hat ihre ewige Ruhe nicht verloren. Leicht und selig atmet sie. Die Steine sind von den Naphthaquellen endlich fortgewälzt worden, schwarze fruchtbringende Ströme fluten wie ehedem aus den Tiefen. Wie eine Mutter mit übervoller Brust wartete die Erde auf Rußland, und glücklich entlastet, ewig jung, speist sie jetzt die vielen Tausende gieriger Lippen. Durch dicke Adern fließt die nährende Flüssigkeit in mächtige Reservoire — und die Schiffe sind nicht imstande, die vielen Millionen Tonnen fortzuschaffen.

BAKU—ENSELI

I.

In Baku wurde die Flotte repariert, sie trank sich dort satt an Naphtha, füllte ihre kargen Vorräte auf und ließ es sich in den herrlichen Werften und weitläufigen Werkstätten gutgehen wie ein Verwundeter, der endlich in ein reiches Hospital im Hinterlande geraten ist.

Die alten, schlecht geflickten Breschen traten alle ans Tageslicht, man renovierte den Schaden, wie es sich gehört, ohne Nieten und Eisen zu sparen, ohne jeden Tropfen Naphtha zu zählen.

Gewohnt, in Astrachans ärmlichen Verhältnissen zu arbeiten, erholte sich die Flotte in den zwei Wochen ihres Aufenthalts in Baku vollständig und bereitete sich auf die Fahrt nach Enseli vor.

Am Morgen des 17. Mai sah die neugierige Menge in der Bucht keine pfeilschnellen Minenschiffe mehr, die noch am Tage vorher so sorglos und majestätisch das gläserne Meer furchten.

Sie zogen des Nachts ab, eins nach dem andern, mit gelöschten Lichtern, um hinter der Insel Nargin eine geordnete Schlachtflotte zu bilden und kleinen grauen Gespenstern gleich im Süden zu verschwinden.

Zwei Tage darauf verbreitete sich die Nachricht von der Gefangennahme der gesamten weißen Flotte, die im Persischen Hafen interniert war, von

der Kapitulation der diesen Hafen einnehmenden englischen Truppen — kurz, von der endgültigen Befreiung des Kaspischen Meeres, das von nun an ein von befreundeten Republiken umgrenztes freies Sowjetmeer geworden ist.

So endete der dreijährige Feldzug, der bei Kasan und Swijaschsk begonnen und sich auf Tausende von Kilometern erstreckt hat — von den schroffen Abhängen und düsteren Fichten der Kama bis zu den glühenden Kaspischen Salzmorästen, von den tiefen Wolgagewässern — bis zur seichten, unruhigen, launischen Reede von Astrachan, wo die Schiffe mitten in einer unendlichen Meeresweite alle Hände voll zu tun hatten, um zwischen Sandbänken und Minenfeldern durch einen künstlichen Kanal das freie Fahrwasser zu gewinnen.

Vor einem Jahre wurde die Wolga-Kama-Flottille zu einer starken Kaspischen Flotte, und jetzt, nachdem Enseli genommen und damit die letzte militärische Aufgabe gelöst war — konnten die alten Kampfschiffe demobilisiert werden. Die Geschütze begannen von den eisenbeschlagenen Decks zu verschwinden; die Schiffsräume entledigten sich der Munition und Waffen und öffneten ihre Tiefen Strömen von Naphtha und Reis. Einer nach dem andern warfen die alten Kämpfer ihr schweres Panzerhemd ab und gingen zurück nach Astrachan, aber nicht mehr als schreckenverbreitende „Dreadnoughts", sondern als starke Arbeitsfahrzeuge, als mächtige Schlepper, als Führer der trägen, überlasteten Kähne, die in langen Karawanen stromauf-

wärts dem ausgehungerten Fabrikherz Rußlands zustrebten. Aber ehe die alten Seewölfe, die all diese Jahre schwere Geschütze auf ihren friedlichen Decks geschleppt und sich durch das ihre Maschinen erschütternde Artilleriefeuer einen Herzfehler zugezogen hatten, die Reede von Baku verließen, führten sie noch eine große, wichtige Aufgabe durch: mit eisengepanzerter Faust versetzten sie einen dröhnenden Schlag gegen das festverschlossene Tor des Ostens.

Die englische Kolonialpolitik stieß bei Enseli mit den realen Kräften des Arbeiterstaates zusammen und erlitt eine Niederlage. Am 18. Mai 1920 wurden die regulären Truppen Britanniens — zum ersten Male im Osten — im offenen Kampfe geschlagen; sie zogen sich zurück, nachdem sie sich von einer schmachvollen Gefangenschaft losgekauft hatten. Und das geschah nicht irgendwo sonst auf der Welt, sondern in Persien, das von allen möglichen erpresserischen Verträgen niedergehalten, verarmt, geschwächt und zu einem Bunde mit England gezwungen war. Als sie die Ufer des Kaspischen Meeres verließen, konnten die Engländer die komischen und kläglichen Seiten ihrer skandalösen Niederlage vor den schadenfrohen Blicken der Eingeborenen nicht verstecken. Am Schwanz des Trains humpelten auf den Wagen verschiedene Badewannen (Privateigentum des Majors), Klaviere und überhaupt das verschiedenartigste kulturelle Zubehör. Die Bevölkerung der ganzen Stadt ließ ihre gewohnten Geschäfte im Stich, saß am Kai, warf

Orangenschalen ins Wasser und beobachtete, wie die gestern noch hochmütigen Herren, heute der Forderung des russischen Kommandos sofort Folge leistend, in einen Kutter stiegen und zum Kriegsschiff „Karl Liebknecht" fuhren, um sich eine einigermaßen ehrenvolle Kapitulation zu erbetteln.

Der ganze mit Sonne durchflutete Basar weiß es heute, daß die Engländer auf dem russischen Minenschiff seekrank wurden, daß sie ihre Köpfe mitten in den Verhandlungen über Bord neigen mußten und die Frage: „Wie können die Offiziere der stärksten Seemacht der Welt unter Seekrankheit leiden?" mit unartikulierten und durchaus nicht wohlanständigen Kehllauten und Körperbewegungen beantworten mußten.

Ach, die Völker des Ostens haben eine scharfe Beobachtungsgabe, und wenn sie an ihrem gestrigen Herrscher Züge der Angst und Schwäche bemerken, so vergessen sie es niemals.

Schon gehen endlose spöttische Gerüchte durch den Rauch der wohlduftenden Zigaretten. Gestern noch demütig wie ein Hund — blickt der Perser heute offen und selbstbewußt in das Gesicht der Ausländer und weicht nicht vom Wege, wenn er ihnen begegnet.

Und dann noch ein Umstand, der die persische arme Bevölkerung zunächst verblüfft und dann fest an Sowjetrußland gebunden hat: nachdem die Russen Enseli besetzt hatten, schonten sie die Inder und Turkossen, diese Menschen „niederer Rasse", die in den Reihen der britischen Okkupationstrup-

pen gekämpft hatten. Kein europäisches Parlament, kein Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten hätte sich um das Verschwinden von einigen hundert „Farbigen" gekümmert. Man mußte das Entsetzen dieser Soldaten gesehen haben, als sie sich der Gewalt der furchtbaren Bolschewisten ausgeliefert sahen. Groß, schlank, mit dem bronzenen Profil eines Gottes — und mit einer armen, verprügelten Waldseele —, weinten sie wie Kinder und hofften auf kein Erbarmen. Und plötzlich — nicht nur Freiheit und Leben, sondern darüber hinaus eine ruhige, brüderliche Behandlung, wie sie das von den Engländern verachtete Indien niemals gekannt hat.

Viele von diesen Menschen, die sich an dem Bajonettangriff gegen unsere landenden Matrosen beteiligt hatten, zogen als unsere Freunde von dannen und brachten die neue Kunde von der die Welt umgestaltenden brüderlichen Solidarität in ihre ferne Heimat.

Der listige und dicke Gouverneur von Enseli, liebenswürdig bis zum Erbrechen und vorsichtig wie die Sünde, erkannte sofort und sehr richtig die veränderte Lage: er machte „the bolshewiks" eine offizielle Visite, entrichtete dem Seesturm — ebenso wie die englischen Offiziere — gewissenhaft seinen Tribut, und erkundigte sich mit Hilfe eines gewandten Dolmetschers: ob die teuren Gäste die persischen Gewässer bald verlassen würden, oder ob sie das Land mit einem längeren Aufenthalt zu beglücken gedächten ...

Der Dolmetscher verbeugt sich, der Gouverneur lutscht an einer Zitrone, kämpft tapfer mit einem neuen Anfall und verbeugt sich ebenfalls mit einem gezuckerten Lächeln, der glänzende Kommandeur des Flaggschiffs „Sinizyn", der seine Minenschiffe drei Jahre lang tadellos geführt hat — Tschirikow, verbeugt sich auch — in seinem öligen Kittel, mit der ruhigen Physiognomie eines alten Seebären, der sich niemals wundert, und auch die Mündungen der Geschütze und die spöttischen Mastspitzen verbeugen sich liebenswürdig.

„Nein!" antwortet der Kommandeur. „Beunruhigen Sie sich nicht, Herr Gouverneur. Der begeisterte Empfang, den das persische Volk meinen Seeleuten bereitet hat, wird mir nicht gestatten, dieses gastfreundliche Ufer so bald zu verlassen."

Wieder endlose Verbeugungen. Endlich verschwindet der liebenswürdige Gouverneur, von der Seekrankheit grün im Gesicht, hinter dem Bordrand.

„Und außerdem" — tönt die Stimme des Kommandeurs hinter ihm drein — „warte ich ja auf den Besuch Ihres Nationalhelden — Kutschek-Chan."

Am Ufer spricht schon der erste Redner — ein Perser. Die Aufmerksamkeit macht die Gesichter starr, wie aus Bronze gegossen. In lebhaften, ungezwungenen Stellungen legen sich die vordersten Reihen in den weichen Staub zu den Füßen des Redners. Dürre Arme, trockene Schultern, die eckig aus den Fetzen hervorschauen, staubiges Haar der Bettler, von uralten Glasperlenschnüren umwunden, sogar herrliche Bärte, nach Art der längst verstorbe-

nen Könige feuerrot gefärbt — alles das verharrt in steinerner Regungslosigkeit, in fortwährender Spannung. Sie überhören und vergessen kein Wort. Mit der klaren Einfachheit ihrer halbkindlichen Sprache werden sie das Gehörte von Nachbar zu Nachbar, von einem krausen Gärtchen zum nächsten tragen; von Brunnen zu Brunnen, durch Hochgebirge und Sandwüsten wird es die Grenzen Indiens und Mesopotamiens erreichen. Man weiß hier schon ohne Radio und Telegraph von den geheimnisvollen und zahlreichen Versammlungen an den Grenzen Afghanistans, die die ganze Macht des kolonialen England nicht verhindern konnte; von dem fruchtlosen, blutigen Kriege, den Großbritannien in Ägypten führen muß, und nach und nach beginnt der Iran in seiner engen sklavischen Kleidung aufzuleben, zu atmen und zu denken.

Das Schwerste ist geschehen: der große Glaube des Ostens an die Unbesiegbarkeit Englands ist zerfallen, der Zauber seines Goldes, seiner Waffen und seines unerhörten Hochmuts ist für immer gebrochen.

Im Osten kommt die Revolution wie eine Frau — mit verschleiertem Gesicht, von unten bis oben in bunte Gewebe der Vorurteile und einengenden Gesetzesvorschriften eingehüllt. Die östliche Stadt gärt lange und geräuschlos, ihr Zorn braucht wie der Wein Zeit zum Reifen, und wie der Wein gedeiht er im Dunkeln, in tiefer Ruhe.

Der arme Perser beobachtet träge und spöttisch den bunten Strom des Lebens. Es muß etwas

Außerordentliches geschehen, um ihn aus der toten Apathie herauszureißen. Das erste Wunder, das den nördlichen Iran aufgerüttelt hat, war die Niederlage der Engländer, das zweite — das Erscheinen Kutschek-Chans in Enseli und sein Besuch auf dem russischen Kriegsschiff. Lange vor seiner Ankunft war die ganze Stadt von diesem Namen erfüllt. Und als alle und alles plötzlich elektrisiert aufsprang, als die Händler ihre Buden im Stich ließen und die Fanatiker — ihre Gebetteppiche; als Arme und Bettler einen großen, Tausende von Köpfen überragenden Mann umdrängten; als sogar der Stiefelputzer mit seinen braunen, nackten Füßen auf seine rote Kiste sprang, um besser sehen zu können; als aus allen Ritzen und Winkeln das elende Bettlervolk herbeiströmte — da wußten es alle, daß Kutschek-Chan da war. Greise fielen in den Staub, um seine unbestechlichen, gerechten Hände zu küssen.

Die letzten drei Jahre versteckte sich Kutschek mit seinen Getreuen in den Bergen, und vergeblich versprachen die Engländer einen Sack Gold für seinen Kopf. Nun ist er da, dieser kostbare Kopf!

Auf dem Hintergrunde des blendenden Himmels erscheint er sehr dunkel. Einer schwarzen Aureole gleich umgibt ihn das Haar, das sich wie auf alten persischen Münzen von selbst in gelockte Strähnen legt. Die Augen sind ernst und einfach, mit allen lebendigen Schattierungen des Metalls und des Wassers. Die Bewegungen sind langsam und feierlich: Kutschek betete dreimal zu seinem Gott und

bat ihn um Rat, ehe er nach Enseli kam und seinen Namen für immer mit der nationalen Revolution in Persien verband. Aber die Stimme dieses von treuen Kurden in Wolfsmützen umgebenen Waldmenschen ist unerwartet still, weich und elastisch. Und als er, nachdem der Dolmetscher gesprochen, seine bronzene Stirn über den europäischen Tisch neigte — mit leichtem Lächeln über die konventionelle Feierlichkeit dieser Begegnung —, hätte man aus dem Ton seiner frauenweichen Stimme niemals erraten können, daß es sich um die Empfangnahme von Waffen, um den Ruhm Persiens und um seine Wiedergeburt handelte.

II.

So nah ist dieses herrliche Land, dieses ungewöhnliche, uns verwandte Volk.

Man braucht sich nur von dem Meere abzuwenden, seinen Emailglanz, der wie eine blaue Stirn zwischen zwei Sandhügeln über einem Schaumteppich leuchtet, linker Hand zu lassen; man braucht nur der Bucht Enseli mit ihren japanischen verdeckten Booten und giftigem Wasser den Rücken zu kehren, und schon entfaltet sich Persien vor den Blicken, schon atmet es in seinen Feldern voller Feuchtigkeit und Überschwenglichkeit. Welche geheimnisvollen, tiefen Düfte strömen schon von den ersten Granatbüschen aus, von den ersten Akazien, die die Weiden umgeben. Das Auto verscheucht eine

Herde herrlicher schwarzer Stiere vom Wege, die bucklig, glänzend, mit einem braunen Zeichen zwischen den kleinen, gleich Augenbrauen gebogenen Hörnern, mit großen Sätzen flüchten.

Ein trüber Bach, wie aus flüssigem Lehm, nähert sich bald der Chaussee, tritt bald zurück, um die trockenen, gierigen Wurzeln eines Fruchtbaums, eine Hecke aus lebenden Schilfstauden oder ein Reisfeld zu nähren.

Wie ein smaragdgrünes Schachbrett liegen diese Felder in der Tiefe. Abends scheinen sie unheildrohend. In stehenden Sumpflachen erlischt die glühende, tropische Dämmerung, und die gebückten, in den klebrigen Schmutz hineingewachsenen Gestalten der Frauen, die bis zum Knie im Schlamm arbeiten, treten häßlich, wie Schatten unbekannter Tierart, hervor. Am Tage ist es anders.

Das Wasser fließt fast ganz ab, und grüne Reisnadeln durchstechen es wie Glas. So hilflos erscheinen die mageren Füßchen der persischen Mädchen, die behutsam von Stengel zu Stengel schreiten und nicht wagen, ihre umschleierten Blicke und schmutzigen Hände von dem Sumpf zu erheben. Und die Sonne backt gleichmäßig, leicht, wie lächelnd; die mächtigen Baumwipfel knistern leise, atmen Wohlgerüche ein und aus, Wohlgerüche, die mit einem kaum merklichen, kühlen Hauch der Malaria durchmengt sind.

An der Biegung der Straße stehen die ersten persischen Bauten: aus Lehm, mit gewaltigem Schilf-

dach, wie Pfahlbauten — auf einem hohen Untergestell.

Am Wegrande kehren Bauern im Gänseschritt nach Hause. Auf biegsamen Latten tragen sie Bündel von Heu, auf den Schultern — längliche Tongefäße, Ruder, Netze und feuchte Segel. Die Gesichter wie aus Gold mit dunkeln Augen, beschattet von dunklem, bis zu den Schultern reichendem Haar. Fremde Sprache, dunkle Haut, der Gang der nackten Füße — nicht wie bei uns — federnd und leicht, aber die Gesichter kommen einem vertraut vor. Ohne im Gehen innezuhalten, wenden sich die wie blütenbestaubten, goldenen Köpfe nach uns um. Es sind Bauern, sie sind wie der Reis, den sie lieben: schlank von ewiger Arbeit, Armut und Glut, elastisch wie Bronzestauden — sie haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem fetten, weißen, schwarzhaarigen Typus des persischen Krämers, der um die Mittagszeit, im Schatten des gestreiften Vordachs, auf seinen Warenbündeln schläft.

Und dann — die Kamele, eine ganze Karawane: mit kleinen Köpfen, vom Kinn an mit bunten Quasten behängt, mit endlos langen nackten Hälsen, mit Teppichen bedeckt. Maultiere mit schwerfällig auftretenden, eisenharten kleinen Hufen unter der Last symmetrisch verteilter Ballen. Rosige Gärten, rosige Sümpfe, ein rosiger Abend — dann das Zollamt und endlich — Rescht.

III.

Die Platanen strecken ihre Äste in das Fenster hinein. Vogelstimmen, bunt und grell, wie man sie bei uns im Norden nicht kennt. Tausende von Rosen dampfen in der Sonne, brennen in süßer, schwüler Glut. Das Haus des ehemaligen Gouverneurs versinkt in ihnen. Die nach Norden geöffneten Fenster atmen Morgenschatten ein.

An den Wänden einige Teppiche, Schreibtisch, der Fußboden aus hellem, lackiertem Holz, das ist das Arbeitszimmer des Statthalters von Rescht, ruhig und geräumig ist es. Am Tisch sitzt Kutschek-Chan. Heute nimmt er Abschied von uns, und heute versucht er nicht einmal seine erstaunlichen Augen vor uns zu verbergen, wie er es sonst tut, der instinktiven Vorsicht des östlichen Fürsten folgend.

Der Morgen ist kraftvoll, trotz der Glut kühl — der Tau und das Aroma der Nacht ruhen noch in ihrem feuchten Kranz. Und Kutschek ist ruhig und stark wie der nahende Mittag. Er hat ein bescheidenes, braunes Gewand an, weißes Leinen an Handgelenken und Hals, das den herrlichen Kopf noch dunkler färbt. Wie ist er heute traurig — man weiß nicht, warum sein Anblick so ergreifend wirkt —, wohl deshalb, weil er im Kampfe mit den Engländern auf die Waffen der bestechlichen Chans angewiesen dem sicheren Untergang geweiht ist.

Der Dolmetscher übermittelt die letzten Grüße — da sieht man plötzlich, im Gegensatz zu den tragischen Masken mit dem Hintergrunde eines blut-

roten Teppichs, eine komische, vertraute Gestalt in der Luft: die alte Freundin der Kaspischen Flotte, die „Geschwollene Wurst“ — der Fesselballon, der neugierig und aufgeblasen so oft über den Ufern der Wolga, über Zarizyn und Astrachan schaukelte, uns Warnungen übermittelte und das Feuer der Schiffe lenkte. Sie war eine Freundin der Matrosen — diese „Wurst“: man fürchtete sich nicht unter ihr, sie hatte für alles ein gutes Auge.

Und da erhebt sich nun dieses liebe Ungetüm auf dem emailgrünen Himmel Persiens und betrachtet von oben die tropische Wildnis, die smaragdenen Wege und Straßen — weißer denn Milch. Der Bazar ist ein Opfer panischen Schreckens: Buben und Mullahs laufen; Kamele, von ihren Führern im Stich gelassen, von der Menge erschreckt, versperren die Brücke. Die „Wurst“ übt eine betäubende Wirkung aus: die ganze Autorität der Revolution, mit einem dünnen Stahltroß an die Erde gekettet, bewegt sich unter den Wolken, schwankt gewichtig im Winde, macht einen Fleck in den reinen Himmel, und es ist, als wenn ihre lustige Physiognomie unsern „Verbündeten“ die Zunge zeigt.

Kutschek ist glücklich. Er sieht aus dem Fenster den erregten Bazar, wo mitten unter Turbans und Wolfsmützen Matrosenbänder flattern, und darüber — den weißen Fesselballon.

Der stärkste Glaube des Ostens — ist der Glaube an die Maschine, an die technische Überlegenheit des Westens — mit diesem Glauben haben die Engländer Hunderte von Jahren ihre Kolonien

erdrosselt. Und nun kommt auf einmal der Tag, an dem die Technik in die Hände des persischen Revolutionärs gelangt und sich gegen die schmachvoll fliehenden Engländer richtet.

Das Telephon klirrt. — 50 Kilometer von Rescht entfernt ist ein Scharmützel im Gange. Kutschek verabschiedet sich. Seine Kampfgenossen folgen ihm: der kleine, dicke und kluge Armeekommandeur, der radikalste und tapferste Mann im Lager, und der Finanzkommissar — mit einer Brille und mit einem Gewehr auf der Schulter, besorgt wegen der rechtzeitigen Löhnung der Truppen und wegen der riesigen Bettlermenge, die Kutschek gierig umdrängt.

Eine halbe Stunde später saust das Auto nach Enseli zurück. Man hört nicht mehr die weiche, metallisch klingende Stimme Kutscheks, man sieht nicht mehr dieses uralte persische Heldengesicht. — Wann werden wir uns wiedersehen und wo?

Am Schlagbaum — der letzte Matrose, sonnenverbrannt, halbnackt in einem weiten blauen Hemde; er schreit uns nach — ein munteres, freches, unüberwindliches:

„Her mit Taurien!"

Auf halbem Wege begegnen uns zwei Reiter: Inder, die den Engländern davongelaufen sind. Unendlich erfreute Gesichter und eine Begrüßung, strahlend wie ihre Zähne beim Lächeln: „Für die Sowjetmacht!" — rufen sie und sind schon vorüber auf ihren wilden Pferden.

Auf der dicksten Buche, dort, wo der Weg die Sümpfe verläßt und sich den Hügeln zuwendet, sitzt

ein Mann mit einem Kleistertopf, ganz in Schweiß gebadet, mit der Mütze im Nacken, und bekleistert den uralten Stamm: das erste Sowjetplakat entfaltet seine rote Bahn in der tropischen Wildnis.

Es ist still. Dichte, duftende Luft, knatternde Insekten, breite Landstraßen, über die satte Stiere und Kamele träge kriechen — und an dem Stamm dieses uralten Waldriesen dieses Feuermal der Weltrevolution.

PETERSBURG

Man fürchtet sich fast — nach drei Jahren des revolutionären Krieges nach Petersburg zurückzukehren: was ist aus ihr geworden, aus dieser Stadt der Revolution und der geistigen Kultur in Rußland?

In die mit Krieg überzogenen Randgebiete der Republik drangen zuweilen trostlose Nachrichten: Hunger, Kälte; „Piter" ist ausgestorben, „Piter" ist verarmt; es ist eine tote Stadt, die nur dann auflebt, wenn es gilt, die Weißen abzuwehren, die bald von der Krasnaja Gorka in Kronstadt, bald von Narwa und Reval, bald von Polen aus auf diese Stadt eindringen. Und nun? Petersburg ist nicht nur nicht gestorben — die Straßen seiner Prospekte, der Luxus seiner ausgeglichenen, in Granit, Gartengrün und Kanäle gefaßten Weiten hat noch gewonnen — durch die spartanische Bescheidenheit und Einfachheit; Tausende von unfaßbaren Merkmalen zeugen davon, daß die Stadt eine Ruheperiode durchmacht und einem neuen Leben entgegengeht.

Mit schüchternem Grün umrankt, von der Last der sinnlos wallenden Menschenmengen erlöst, ruhen die Steine der Straßen; es ruhen die einstmals überfüllten, rauchdurchschwängerten Viertel, die nicht mehr vom Ruß und Dunst ewig feuchten Holzpflasters und Autos erfüllt sind.

Die Gärten, nicht mehr wie früher von Menschen belästigt, überwuchern mit überall aufsprießendem

Grün, halten sich schadlos für ihre früheren kärglichen Frühlinge. Die Newa scheint blauer, die Inseln sind grüne Paradiese geworden, wo Bäume, Gräser und die endlich zugänglich gemachten Parks aufatmen, wo Tausende von kranken Kindern und noch mehr gequälte Arbeitsheloten ihre Gesundung finden.

Was ist es nun? Verfall, Tod? Die junge Frische des nordischen Sommers inmitten der abgebrochenen, als Heizmaterial verbrauchten Häuser? Diese Ruinen in einstmals belebten Straßen, diese wenigen zufälligen Fußgänger auf den riesigen Plätzen, und diese Kanäle mit versunkenen Schleppkähnen, mit Schimmel und Trägheit überzogen? Sollte es Petersburg wirklich beschieden sein, sich in ein stilles russisches Brügge zu verwandeln, in eine Stadt des 18. Jahrhunderts, bezaubernd und leblos? Sollte das wirklich der Tod sein?

Nein.

Es ist die letzte Schwäche, das blutleere Schwindelgefühl eines Rekonvaleszenten, es ist die schweigsame Erholung, die Ruhepause auf einer ungeheuer granitnen Bühne, von der eben erst, dröhnend zusammenbrechend, eine ganze Epoche abgetreten ist, auf der die neue Weltkraft noch schüchtern und unsicher ihren Einzug hält.

Die Stille von Petersburg ist die Stille eines Krankenhauses in den ersten warmen Frühlingstagen; es ist die Stille des Marsfeldes, das nach schweren Kämpfen mit dem Siege auch die Ruhe der Brudergräber erfahren hat.

Petersburg ist nicht tot, es hat jenes Unaussprechliche, jenes Beste behalten, das geniale menschliche Antriebe nährt und erhält.

Der letzte Rotarmist, der an einer der zehn Fronten kämpft, weiß das ausgezeichnet: deshalb empfand man jeden Versuch, Petersburg zu stürmen, ganz besonders unerträglich dort draußen, irgendwo an den Ufern des Kaspischen Meeres, in den Malariasümpfen, in den toten, goldenen Sandwüsten Astrachans. Und deshalb betete man für Petersburg, betete in die Leere hinein, in die Verzweiflung, in das Nichts des Todes — für Petersburg, als für das Teuerste und Einzigste.

Die zergliederte Wolga, das paralysierte Sibirien, die vom Wundbrand erfaßte Ukraine, deren faulende Stücke von Rußland abfielen — niemals haben sie diesen Zorn und diesen wilden Enthusiasmus hervorgerufen wie Petersburg, als es bedroht war. Ja — Petersburg, diese menschenleere, verwildernde, aber von Zeichen der Ewigkeit beschirmte proletarische Stadt.

II.

AFGHANISTAN

1920

TANZ DER STÄMME

Kürzlich, im Herbst dieses Jahres, veranstalteten die Grenzstämme in Kabul eine sehr bemerkenswerte Demonstration. Es war in der Zeit des Festes der Unabhängigkeit, das übrigens mit dem Jahrestag der Oktoberrevolution zusammenfällt. Das an Ereignissen so arme, nur notdürftig vegetierende öffentliche Leben erfährt durch dieses Fest eine intensive Spannung. Ein buntes Gedränge strömt in die Stadt, man sieht da Vertreter aller Stände: indische Wechsler mit ihren gelben Turbans, Kaufleute in seidenen Gewändern, Gebirgler mit funkelnden Waffen und finsteren Wolltüchern, bucharische Emigranten mit flachen, farblosen Gesichtern, in Trägheit aufgequollene Gestalten der Machthaber, denen man jetzt Unruhe und Ärger anmerkt — eine im Hinblick auf die neue unvorteilhafte Stellung am ausländischen Hofe begreifliche Gemütsregung. — Scharen von Spionen umschwirren auf Fahrrädern, an denen sie jeder Straßenjunge erkennt, das festliche Gewoge. Soldaten in europäischen Uniformen bewachen die öffentliche Ordnung, vertreiben mit Kolbenschlägen lungernde Passanten, wenn sie hochmächtigen Persönlichkeiten in den Weg geraten, und erstarren in krampfhaft salutierender Devotion, wenn Autos und Equipagen vorübersausen.

Das tollwütige Trommelgewirbel macht die Pferde scheu aufbäumen, der südliche Wind schwingt zahllose Flaggen (darunter auch die rote der U. S. S. R.) — kurz, das Fest ist in vollem Gange. Der Emir wettet auf Elefanten, auf die Zöglinge der Kriegsakademie, auf zwei die Parade abnehmende Generäle, von welchen der eine ein Hofnarr ist, auf Radfahrer, auf den russischen und englischen Gesandten — wer von den beiden seinen Kollegen zuerst grüßen wird.

Aber die demütig maulaffende Menge, die unsanfte Rippenstöße der Schnelläufer und die Peitschenhiebe der reitenden Exzellenzen als etwas ihnen mit Recht Zukommendes hinnimmt, der Übereifer der Soldaten und der fette Hochmut der Händler, die anämische Gehässigkeit der in schwarze Gehröcke eingezwängten Beamten — alledem ist durch die Teilnahme der heroischen und wilden Stämme ein wirklich festliches Gepräge verliehen worden: der offizielle Feiertag ist ein Volksfest geworden, das in den Massen ein Vorgefühl von künftigen sozialen Verhältnissen aufsteigen läßt, die wie an diesem Tage mit heißem, klarem Licht durchflutet sind.

Etwa hundert Männer und Jünglinge, die schönsten und stärksten Vertreter der Grenzstämme, unter denen Hunger, englische Massakers und das Nomadenleben eine sorgfältige Auslese hielten, werden vor der Tribüne des Emirs tanzen. Nur einer unter ihnen scheint körperlich schwächlich

zu sein, aber er ist ja ein Musikant — und was für einer!

Jeder Muskel seines hageren, durchnervten Körpers drückt den Geist der Musik aus — den mystischen, berserkerhaften, tragisch-grausamen. Es handelt sich nicht so sehr um die Trommel, deren erregende Wirbel das Blut der kriegerischen Nomaden zum Tanz entflammt. Es sind die halbgeschlossenen Augen, die unheimliche Blässe des Gesichtes, die Spannung des ganzen Körpers, der bald die eine Gruppe der Tanzenden, bald die andere — gleich dem glühenden Bogen eines uralten Instrumentes — berührt und entzündet.

Der Tanz ist die Seele der Gebirgsstämme.

Mit langen, elastischen Sprüngen, wie der Jäger hinter seiner Beute, jagt er dahin. Er schwankt von einer Seite nach der andern, schüttelt den schwarzsträhnigen Kopf, bezaubert und berauscht sich. Der Tanz gebärdet sich wie der Krieger im Felde, stirbt wie ein Verwundeter, dessen Brust von derselben Sorte Gewehrgeschoß zerrissen ist, mit der man in Pendschab und Malabar Großwild und — Aufständische zu erlegen pflegt. Jetzt endlich siegt der Tanz, jetzt lebt er mit aufwärtsgeworfenen Armen, glückselig, im Fluge, wie die Adler im Gebirge, wie die Menschen auf alten griechischen Vasen.

So ist dieser Tanz, aber noch reicher und mutiger ist das Lied dazu. Der Stamm setzt sich im Kreise auf die Erde nieder. Der beste Sänger steht im Mittelpunkt, singt seine Strophen ab, und der

Trommler begleitet ihn mit leisem sonoren Gurren, mit kosenden Wirbeln.

„Der Engländer nahm uns das Land," singt der Sänger, „aber wir werden ihn vertreiben und unsere Felder und Hütten zurückgewinnen."

Der ganze Stamm wiederholt den Refrain, und der englische Botschafter sitzt auf der pompösen Tribüne, erbleicht und applaudiert ironisch.

„Wir werden euch von dem Erdboden vertilgen, wie die Kuh die Gräser vernichtet — niemals werdet ihr über uns siegen."

Tausende Augenpaare beobachten die Engländer: eine Mauer von schweigsamen, schadenfroh lächelnden Zuhörern umzingelt die Sänger.

„Ein großes Glück ist's, daß nicht alle Europäer wie die verfluchten Ferengis sind, es gibt Bolschewisten, die den Muselmännern die Freundeshand bieten."

Und die Menge lacht, tost, drängt sich zu den Tribünen.

Was ein „Bolschewist" ist, das weiß ein jeder. An den Grenzen der Welt, am Rande Indiens fügen sich Singworte zum Ruhme dieser „Europäer". „Bolschewist", das klingt stolz und rauh bei dem Sänger, der seinen Karabiner über den Kopf schwingt, einen englischen Karabiner, der dem besiegten Feinde im Kampfe genommen wurde.

Und der Trommler fletscht seine weißen Zähne, wirbelt die munteren schlauen Schlegel durch die Luft.

DAS HAUS DER MASCHINEN

Gleich zusammengewachsenen Augenbrauen berührten sich einstmals die uralten Festungsmauern über dem schmalen Ausgang des Kabultals. Dann schlugen die Zeit, die großen Eroberer und der Handel weite Breschen in die Mauern. Eines Tages entstand dort, wo an beiden Seiten des Weges die verkrümmte zerrissene Schlange der Mauer liegt, die erste Fabrik in Afghanistan.

Gar viele Steine der alten Festung liegen jetzt wohlverwahrt im Fundament des neuen Bauwerks — es sind jene Steine, die einst Sklavenhände steile Abhänge hinaufgewälzt und mit rotem Lebenssaft in die Rippen des Gebirges gemauert haben.

Und obwohl die Fabrik von den Engländern erbaut ist und ihre nächtlich-funkelnden Fenster das Gespenst einer anderen Zivilisation in diese Finsternis ausstrahlen, blinzeln die Irrlichter der alten Friedhöfe des Landes und die Flämmchen in stillen Gebirgshöhlen insgeheim den neuen elektrischen Gestirnen zu, und die brüchige Kette der Mauer ist ebenso fest durch dieses Haus der Maschinen gesichert, wie ehedem durch die Patrouillen der Festung und jene, die mit dem Dolch in den Zähnen die Mauern erklommen und mit blutenden Knien und zertrümmerten Lederschildern hinabstürzten. Das Fundament der Fabrik ist mit

Sklavenschweiß gebaut; die alten ergrauten, das Gift der Urzeiten tragenden Steine sind dieselben.

Tagsüber erbleicht das ganze Tal des Hauses der Maschinen in sengender Glut. Soldaten, Wanderer, Handwerker und nomadisierende Stämme ziehen vorüber. Esel und Kamele wirbeln einen dichten Staub auf, und der Wind, der durch das schmale Kabultor zügellos hineinschießt, bläht den Staub zu grauen Segeln auf. Umsonst spritzen Gemüsebauern Wasser mit hölzernen Schaufeln unter die Füße der Passanten; der Geruch des nassen Staubes und der frische Zwiebelgeruch der Gemüsebeete machen das heiße Atmen der Landstraße noch dicker, noch unerträglicher. Gemüsegärten und Getreidefelder ziehen sich bis dicht an die bewachten Fabrikmauern hin. Mittelalterlicher Ackerbau und Maschinengeruch. Das Wasser umspült Gerste und Kleie, Mais und Aprikosengärten und ergießt sich noch kühl, noch sauber und duftend in die Kanäle der Fabrik, in Kessel und Turbinen.

In den Wollabteilungen herrscht ein fetter Geruch von Schafen, Ställen, frischer Milch und Dünger. Müde und lässig auf seinen Hirtenstab gestützt, steht an der Maschine ein uralter Jakob, ein biblischer Hirte mit offener Brust und weißem Turban; ebenso nackt, schlicht und in sein Schicksal ergeben steht er an seinem Dynamo, wie der alttestamentarische Patriarch bei seinen Herden gestanden haben mag.

Der Osten ist ja im großen und ganzen ein stummes Land. Die Geschäftigkeit der Bazare,

die Bewegung auf den großen Landstraßen und auch die Friedhöfe mit den flachen spitzen Steinen an den Gräbern, die wie schartige Messer vorhistorischer Menschen sind, alles das ist farbenkeimende Stille, Ballen von Licht und warmer Energie, Staubgewirbel in Sonnenstrahlen.

Alles ist visuell und flüchtig, veränderlich und unbeweglich in der Bewegung, ja, regungslos wie der Tod. Und plötzlich ertönt aus dem Herzen des heißen Tages, aus der östlichen Stummheit, aus den mit uralten Steinen gefügten Gebäuden, aus den nackten und heißen Mauern, wo kein lebender Schatten die Sklavenarbeit erträglich macht, wo es keine Feuchtigkeit und kein weiches Grün gibt, wo nur eine gefangene Wachtel in einem Weidenkäfig über der Werkstatt hängt und verzweifelt und bittend um Kühle schreit — aus diesem Komplex von Fabrikgebäuden und Schafställen und niedrigen Türen, die Viehgeruch und Arbeitsschweiß ausströmen, ertönt ein betäubendes Gewirr von Hammerschlägen und Maschinenkreischen, und in das hölzerne Joch des primitiven Landwirts gezwungen, schleppt die Elektrizität wutschnaubend den furchenziehenden Pflug.

Dieser Lärm, dieses lebendige Atmen der Maschinen in der Mittagsträgheit der heißen Felder macht einen erschütternden Eindruck: es ist eine Verschwörung gegen die alten Berge, gegen die Moscheen, den mohammedanischen Himmel, gegen das Nichtstun, die Demut und lässige Armut.

So lange schon hat man diesen Ruß nicht mehr

gespürt, diese warmen lebendigen Maschinen nicht gehört. Eine graue Backsteinfront, ein geschwärzter Türrahmen — ist's ein Wunder? Man wähnt sich in Petrograd, in Kronstadt, in den Betrieben der Wyborger Vorstadt.

Es wird einem unheimlich zumute, eine brennende Freude steigt auf: gleich wird aus diesen niedrigen Toren die vertraute Menge herausströmen, und vielleicht — auch der große Verschwörer selbst, der in diesem staubigen Kabultal die Zukunft schmiedet . . .

Nach den afghanischen Beamten, nach den überaus freundlichen Ausländern, nach den korrekten Engländern, die für uns stets das korrekteste Lächeln in Bereitschaft haben, jenes Lächeln, das die Gesichter wie die Spitzen von Gewehrgeschossen durchschneidet, möchte man wieder Fabrikluft atmen, den reinen proletarischen Haß einsaugen. Ich kann den dicken Fettwanst nicht begreifen, der schon lange vor uns steht, Verbeugungen macht und die Hand an jene Stelle drückt, wo unter Fettwülsten und Flanellschichten das Herz sein müßte.

Es ist der Direktor der Fabrik. Man begrüßt sich, verneigt sich, erkundigt sich zuvorkommend nach dem gegenseitigen Gesundheitszustand: wie geht es Ihnen, fällt Ihnen die Fleisch- und Fettmasse nicht zur Last, die zu tragen Sie verurteilt sind. Nein, nein, Gott sei Dank. Ein Aufseher vertreibt ein Häuflein von Arbeitern mit einem Stock aus unserer Nähe.

In den ersten Lagerräumen herrscht noch das Dorf, der Viehhof. Burschen sitzen auf dem Lehmboden und verteilen die Wolle in schwarze, braune und weiße Häuflein. Das sind keine Arbeiter, es sind Tagelöhner, die heute in der Fabrik sind, morgen bei der Ernte und übermorgen bei den Wegebauarbeiten mitmachen. Kinder landloser Bauern, die die Fabrik einige Wochen verwerten und dann wie Schlacke hinauswerfen wird, ohne ihnen ein professionelles Gepräge aufzudrücken, höchstens die gelbe Blässe und die Krätze.

Im Haus der Maschinen (das ist nämlich die genaue Übersetzung des afghanischen Wortes „Maschin-Chane") werden sie nicht über den Vorhof und die Säuberungsarbeiten hinauskommen. Der Aufseher peitscht ihre nackten Rücken, als wären es Esel, die unter einem Baldachin von Gemüsegrün auf ihrem Rücken phlegmatisch einhertrotten.

Aber schon die Berührung der ersten Maschine vernichtet das patriarchalische Lebensgepräge. Die Zinken der Maschinen durchkämmen die zerzauste Wolle und mit dieser auch die Nerven, die Muskeln und die Form des Bauernlebens. Das heiße Atmen des Dampfes hetzt die weichen weißen Wollflocken durch die Luft. Wie Morgentau und winterliches Spitzengewebe hängen sie an Dachsparren und Mauern. Schwalben tragen diese Flocken, die ihren Feldgeruch schon verloren haben, in ihre Nester. Ein Staub von kurzen weißen Härchen, der Wollstaub, verschüttet die Lungen der Arbeiter. Blut-

leere Gesichter, schweißüberströmt, in den Kreislauf der Transmissionsriemen sinnlos eingeschlossen. Menschen, die von der ersten Maschine verschluckt und verdaut werden. Und je komplizierter die Apparate, die die Wolle bearbeiten, sie zu Fäden spinnen und dann zu weichen breiten Bändern, desto furchtsamer werden die Gesichter der Bauern und Hirten, die diesen unverständlichen Alpdruck von Maschinen bedienen müssen.

Eine beißende Karikatur dieses Bild: ein bis zum Gürtel nackter, von tropischer Hitze und künstlichem Flug der Maschinen verdorrter, ergrauter Arbeiter reinigt mit seiner Sichel die große Weberspule von den Resten der Fäden. Über ihm steht der dicke Direktor, der unwahrscheinlich, unanständig dick und so falten- und fettreich ist, daß in den Wülsten seines Bauches einmal beim Baden ein Frosch steckengeblieben und erstickt ist, dessen Anwesenheit erst einige Tage später sich durch den unangenehmen Geruch bemerkbar machte. Wie viele Generationen von Arbeitern werden noch in den Wülsten des östlichen Fetts lebendig verwesen müssen, bis dieser Fettklumpen seinerseits als Düngemittel seine Bestimmung erfüllen wird.

Ein anderes Bild. An der Wand steht ein Apparat, der die Festigkeit des Gespinstes mißt. Die Fäden werden unter stetig zunehmender Belastung zerrissen. Ein großes Ziffernblatt zeigt mit sachlichen englischen Buchstaben das Wort „Manchester" an, und gleich daneben ist der Kopf eines Alten, in weißem Turban, dessen Augen so dunkel und tief

sind, wie die Löcher, die manches Getier in die dürre Erde der Gräber bohrt. Er beobachtet die Fäden, die sich strecken, zittern und reißen; man hat ihn gelehrt, Ziffern zu unterscheiden, die Bewegung des sich im Kreise drehenden Pfeiles zu verfolgen. Aber wann werden diese durch den Wollstaub geröteten Augen das magische Wort, den Namen der großen Industriestadt verstehen, wann werden sie den geheimnisvollen Gruß erfassen, den diese Maschine von dort, aus der Metropole des Maschinenreichs und der Ausbeutung in diese Wüste sendet — einen Gruß aus jenem Lande, wo Arbeit und Kapital auf Tod und Leben ringen!

„Manchester" — das bedeutet: wir werden siegen. „Manchester" — das heißt: verzweifle nicht, wir, deine Brüder, werden dir zu Hilfe kommen, nach fünfzig, hundert, vielleicht nach zweihundert Jahren — aber unsere Hände werden sich begegnen. Und die Maschine flüstert tückisch: „Nun ja, nun ja", obwohl sie niemand hört und niemand ihre Sprache hier verstehen kann.

Die Maschine ist eine grausame Erzieherin. Aus hundert sie bedienenden Bauern macht sie einen Arbeiter. Sie frißt, verkrüppelt, saugt ganze Dörfer aus, ehe das erste proletarische Häuflein zustande kommt. In einer Fabrik in Kabul, wo die nackten Schultern der Arbeiter von den Aufsehern mit Stöcken bearbeitet werden, wo in der Zuschneidewerkstatt Menschen, die wie lebende Leichen aussehen, mit ungeheuren phantastischen Scheeren ihre eigenen Leichengewänder zuzuschneiden schei-

nen, wo der Fabrikbesitzer Feudalherr, General, Polizeichef und absolutistischer Monarch in einer Person ist, sogar in dieser Fabrik hat sich bereits ein proletarischer Sauerteig gebildet, der die künftige Geschichte des Landes wird aufkeimen lassen.

Die Weber sind hochqualifizierte Arbeiter, die im ganzen Lande zur Hebung der örtlichen Industrie angeworben sind.

Sie haben unter der halb feudalen, halb europäischen Wirtschaft am meisten zu leiden. Ihre Webstühle sind ein eigenartiges Gemisch des 19. und 20. Jahrhunderts: die Elektrizität unterstützt nur den Meister, aber seine geschickten Hände sind wie ehedem das ausschlaggebende Produktionsmittel. Das Schiffchen wird mit einem Bindfaden in Bewegung gesetzt, dessen Ende am linken Handgelenk angebunden ist, während die Füße des Webers die Farben des Gespinstes entsprechend der Eigenart des Musters unausgesetzt wechseln. Die Arbeit erfordert kultivierten Geschmack, Rhythmus, gespannteste Aufmerksamkeit. Das industrielle Tempo tritt lediglich in der unbarmherzigen Mechanisierung dieser echt handwerklichen Kunst in Erscheinung, in der Festsetzung eines unendlichen Arbeitstages, kurz, in der Verwandlung des lebendigen Meisters mit seinem Können, seinen individuellen Fähigkeiten und Methoden in eine zweibeinige Maschine.

In dieser Abteilung der Fabrik verschwindet plötzlich der freche Stock des Aufsehers, und sogar der majestätische Bauch des Direktors vermißt die ge-

wohnten Ehrungen. Niemand hebt den Blick von seiner Arbeit, niemand lächelt. Nur die Schiffchen beginnen mit auffallender Ungeduld, mit einer Art Gereiztheit hin und her zu fliegen. Wenn Gegenstände ihren Besitzern Glück oder Unglück bringen, dann würde ich jene nicht beneiden, die diese vom gesunden Klassenhaß durchtränkten Mäntel und Decken ihr Eigen nennen werden. Es wird nicht mehr lange dauern, und diese feinen meisterhaften Künstler werden aussterben. Die Ursache für den Untergang ihres gemächlichen, von der Sonne der Bazare erwärmten bunten Lebens erblicken sie in der Fabrik und der Elektrizität. Wann werden sie verstehen, daß die Maschine ihr einziger Bundesgenosse ist, die sie, die Sklaven, zu Herren des Ostens machen wird?

Jetzt gelangen wir endlich in das Herz des „Hauses der Maschinen". Eine schwarze Höhle, so sengend heiß, daß die Kleider sofort am Körper ankleben, man taumelt im Schwindelgefühl, und der Geruch des Schmieröls vermischt sich seltsam mit dem Vanilleduft. Irgendwo, dicht hinter der Mauer, blüht ein junger Mandelbaum.

Große Kessel bis zur Decke hinauf, Feuerungen, die ab und zu ihren roten, von erbleichtem Eisen umringten Mund öffnen, endlose Transmissionsriemen und hastiges, ersticktes Atmen, als wenn dieser ganze gewaltige Raum von fieberhaftem Wunsch nach einem Meer kalten Wassers, nach der blauen eisigen Tiefe der Schneeberge erfüllt ist. Und da steht der Hüter dieses Allerheiligsten, der Be-

herrscher von Licht, Flammen und Energien. Ein fein gezeichnetes Gesicht, weiche Hinduzüge, ein symmetrisch wie bei einer Buddhastatue gewundener Turban.

Sobald er uns sah, gleich nachdem er sich umwandte, überzog sich sein Gesicht mit feinen Streifen der Blässe, jener Blässe, wie sie die Metalle im Augenblick ihrer gesteigerten Verbrennung bedeckt; es war ein seltsam zärtlicher, verklärt-brüderlicher Gesichtsausdruck. In dieser lärmenden Hölle war ja ohnehin kein Wort zu hören. Aber es war, als wenn der Meister es dennoch vermocht hätte, uns einige besonders menschliche Worte zuzuflüstern, die wir niemals vergessen durften. Als wenn er, jahraus jahrein in dem unterirdischen Feuer seiner Kessel auf den Frühling der Welt wartend, diesen Augenblick herbeigesehnt hätte, um uns zu sagen, daß sein verdorrtes Leben in diesen Flammen aufgehe.

Welche Einsamkeit muß dieser Mensch empfinden, hier, zwischen dem Stock des Aufsehers, dem Bauch des Direktors und den unterwürfigen, verprügelten Massen, deren Klassenbewußtsein noch nicht über den primitiven Haß der ruinierten Handwerker gegen ihren Quälgeist — die Maschine — hinausgekommen ist.

Der Direktor bemerkte das seltsame Lächeln und die Unruhe seines hochqualifizierten, kostspieligen und gefährlichen Sklaven, rückte näher heran und spitzte die Ohren.

Stumm in diesem Dröhnen der Maschinen, durch die Anwesenheit des Sklavenhalters beengt, fand der Meister keine Worte: er drückte uns nur fest die Hand und wandte sich schnell ab, wer weiß, vielleicht fürs ganze Leben, das in diesem einsamen, fast mystischen Vorgefühl der Revolution vergehen wird.

VANDERLIP IN RSFSR

Er ist sechzig Jahre alt, dieser Vanderlip, aber die zahllosen Millionen, die er besitzt, hetzen ihn auf seinem Lebenswege weiter, gönnen ihm keine Atempause, lassen ihm keine Zeit, über sein Seelenheil nachzudenken.

Der goldene Dollar rollt um den Erdball, ihm folgt der geniale Ausbeuter, der Händler mit roten, gelben und weißen Seelen, der große Vanderlip. Der Dollar ist launisch, er ist kapriziöser und eigenwilliger, als das klassische Glücksrad. In den Tiefen der Stahltresors, in dem glänzenden Bienenhaus der Banken findet er keine Ruhe. Den sichersten Unternehmungen entgleitet er über Nacht, der vernünftigsten Spekulation entquillt er in brodelnden Goldbächen. Der amerikanische Dollar hüpft durch die Welt, huscht verführerisch über das schmutzigblutige Spielfeld Europa, schleppt den großmächtigen Vanderlip in das Arbeitszimmer Lenins.

Nun sitzt der alte korrekte und bigotte Spitzbube da und handelt. Er handelt mit dem Genie der Revolution um die Urwälder Sibiriens und Archangelsk, um die kostbaren Störe des Kaspischen Meeres, um Räume und Zeiten der unermeßlichen russischen Gebiete, um Naphtha, Salz und Kohle und — wenn die rote Farbe erbleichen, wenn die Revolution das bürgerliche Fegefeuer nicht umgehen sollte — um Arbeiter- und Bauernschweiß, für den

dieser gutgelaunte amerikanische Globetrotter, dieser hellklingende, sonniglachende Dollar nachgewiesenermaßen eine große Vorliebe hat.

Was unter ihnen gesprochen wurde, ganz genau weiß das im Grunde genommen niemand. Man weiß nur, daß sie einander gegenüber saßen, dieser übergroße Räuber im Gewande eines freiwilligen Quäkers, mit eingezogenen rasierten Weiberlippen, mit dem geräumigen, kurzgeschorenen grauen Buchhalterschädel, der alle Aktiva und Passiva des Weltalls zu errechnen weiß, der aus allen Bankrotten, aus allen Gräbern des „unbekannten Soldaten" und allen Siegen der Welt Profite zu ziehen wußte, dieser großartige Vanderlip, der Königen und unterwürfigen Präsidenten der verschiedensten Republiken in der lässigsten Weise Grobheiten zu sagen wußte, dieser Vanderlip, bei dem alles unwahr ist außer den Augen, denn es sind die jungen, unerschrockenen Augen eines Bereiters von Prärie-pferden — und Lenin.

Es ist zu vermuten, daß Vanderlip nicht gleich erfaßte, wen er vor sich hatte.

Er wird vermutlich grob geschwindelt, verführerisch zugeblinzelt, vielleicht sogar seine pergamentenen, mit goldenen Siegeln verzierten Atteste seiner Trusts auf dem Tisch ausgebreitet haben, auf denen große Namen — von Königen und Prinzen, von Kohlen-, Baumwoll-, Maschinen- und Kanonenmajestäten prangen.

Aber als Iljitsch endlich lachte ... als der alte Amerikaner sich plötzlich dessen bewußt wurde,

daß er splitternackt in seinem Sessel saß, nackt wie der König aus dem Märchen Andersens, so absolut nackt, daß sein Gegenüber alle Zahlen und geheimen Berechnungen, alle Pläne und Regungen der amerikanischen Gehirnwindungen zu lesen vermochte, da hörte Vanderlip zu lügen auf. Er wurde auf einmal schlicht, ungeheuer, wie seine ungeheuren Unternehmungen, kühn und offen.

So ging er in die Attacke.

„Ich kaufe die Hungersnot. Was verlangen Sie dafür?

Was verlangen Sie für die sterbenden Kinder, für ihre Felder ohne Maschinen, für die verfallenen Häuser, für die mit Schnee und Sand verschütteten Straßen, für die Brandwunden ihrer verfluchten Revolution; was verlangen Sie für Ruhe und Ordnung des kommenden Tages ... Reden Sie, reden Sie, Wladimir Iljitsch, machen Sie es billig!"

Und der göttliche Dollar begann in diesem spartanischen Arbeitszimmer in allen Farben zu spielen, zu singen, zu klingen. Einige Worte, eine Unterschrift, Kommunismus, der der Welt der Wirklichkeit auf hundert Jahre in das Gebiet der Utopien und des Idealismus entflohen war, und das Kapital befruchtet, verleiht neue Kräfte, sprüht neues Lebenswasser, liefert alles fertig, an Stelle des unendlich schweren, vom Grund aus aufbauenden Ringens.

Göttliche Leichtigkeit im Kauf und Verkauf — Internationale des Freigeldes und des Freihandels.

Verzeihung, Versöhnung, brüderliche Unterstützung Rußlands. Nicht des besiegten Rußlands — nein! —, sondern eines Landes, das dem Hunger, den Naturgewalten, der Barmherzigkeit Rechnung trägt. Die hehren Kränze des Oktobers und der drei Jahre des Bürgerkrieges — auf dem Altar der humanen Menschenliebe. Karl Marx, an Vanderlip verkauft, um der Errettung der hungernden Kinder willen.

„Und dann ist das morgen da! Sehen Sie, Lenin, Sie, die Seele der Fabriken und der Fabrikaera, Sie, der Vater der Maschinen, Sie, Ideologe des internationalen Arbeiterzusammenschlusses. Ihr Arbeiter-, Ihr proletarisches Herz wird jenem werktätigen Paradies nicht widerstehen können, das ich, Vanderlip, der russischen Republik an Stelle der leeren verbrauchten sozialen Phantastereien bringen werde. Sehen Sie, Ihre RSFSR . . ." der Dollar singt und malt, „ist etwas größeres, als das Amerika Withmans", und der Dollar malt Maschinen und Kohle und Naphtha . . .

Das Uralgebirge, entzaubert, wie die Höhlen Aladins, Smaragden, Saphire, Diamanten und das geheimnisvolle Radium, dem Tod und Leben, die Flamme der Zerstörung und die sich selbst heilende Sonne innewohnen.

Das gelbe Kaspienland, bunt schillernd in Naphthaflecken, das heiße mit Reis und Baumwolle gesegnete Persien, mit Teppichen und Wein überfüllte Astrachan mit dem Geschrei der unter ihrer Last ächzenden Kamele.

Die Sandwüsten beleben sich, bis zum Toten Meer dehnen sich Wein- und Obstgärten; das raue Transkaspien blüht wie Mandelhaine im Frühjahr.

Und Sibirien — sein Golderz, das bisher so kleinlich und grausam, die Erde beleidigend und vergewaltigend, geraubt wurde.

Eureka!

Ein neues Eldorado an den Küsten des Eismeeres, in schweren Strömen fließt das Gold die großen nordischen Flüsse entlang. Und das Brausen der hundertjährigen Fichten. Urwälder mit ihren Fellen und kostbaren Hölzern, wie eine gewaltig fruchtbare szythische Sklavin auf die europäische Börse geworfen.

Das ist ja Europas Rettung, Verjüngung der erschöpften weißen Menschen.

Fischreiche Flüsse, harziges Wäldermeer, funkelnde Erze, das ist die Zukunft, das neue Epos, die neue Religion der siegreichen Arbeit und des schöpferischen Kapitals!

„Lenin, Sie haben die Elektrifizierung ausgedacht, ich werde sie verwirklichen! Gemeinsam, nur gemeinsam werden wir Ihr Maschinenparadies, Ihr Rußland, aufbauen, das unter der Last der zahllosen Schienenstränge ächzen wird, dessen Schneeebenen im Schein der spasmatischen elektrischen Willensenergie sich mit leuchtendem Blau überziehen werden.

Ihre Fabriken werden Zentralen der Spannkraft sein, Ihre Werften werden die reine salzige Seeluft

mit den von Peter dem Großen ersehnten Hammerlauten erfüllen. Ihre Häfen werden aufleben, Harz und junge Kraft und unermeßlicher Reichtum werden die endlosen Ballenreihen, das wütende Geheul der Sirenen ausströmen; eingepfercht zwischen dem Stahl der zahllosen Ozeanschiffe und dem Granit der Petersburger Kais wird das Wasser ungeduldig aufbrodeln.

Sie waren immer ein Mann der Praxis, Lenin. Drei Jahre lang haben Sie mit Blut und Tränen überflüssige Theorien und Gesetze fortgespült und die tückischen Unterschriften der annullierten Anleihen und Verträge, die ihre wahrhaft idiotische zaristische Diplomatie abgeschlossen hat, in Flammen aufgehen lassen.

Seien Sie auch jetzt ein Praktiker, bringen Sie der Theorie, auch wenn sie eine marxistische ist, die große Realität der Arbeiterrepublik nicht zum Opfer.

Gewiß, wir waren im Unrecht. Wir haben Sie nicht verstanden, und dann die Intervention und so weiter ... Aber das wird nicht mehr vorkommen. Aber seien auch Sie ehrlich und konsequent: machen Sie endlich Ihren Experimenten mit dem Privateigentum und der Dritten Internationale ein Ende.

Sie sind ein gewaltiger Mensch, Lenin, Sie haben einen erstaunlichen, echt amerikanischen Schädel. Jetzt, da es keine Mißverständnisse zwischen uns gibt, will ich Ihnen ruhig zugestehen: diese Ihre Spekulation mit der sozialen Revolution war eine

geniale Idee. Und vor allem — absolut neu und originell. Sogar mein Dollar begann zu schwanken, gar nicht zu reden von dem traurigen Franken usw.

Ich bin Geschäftsmann, und rate Ihnen als solcher: zahlen Sie keinen Pfennig Schulden, fordern Sie noch mehr, spekulieren Sie noch kühner. Die Leutchen werden nachgeben.

Aber bei einem Spiel, wie es das Ihre ist, darf man nicht allein sein. Sie und ich, wir werden uns verständigen, wir müssen Kompagnons werden, und dann . . ."

Jetzt begann der Dollar so durchdringend und ohrenbetäubend zu singen, daß es klang, wie das Pfeifen einer Peitsche, die auf eine in die Knie gezwungene Welt niedersaust.

Es mag jetzt im Arbeitszimmer finster geworden sein, das Fenster sich mit blauer Dämmerung überzogen haben. Die ersten Abendlaternen blitzten in Moskaus Straßen auf, Glockentöne ergossen sich durch die Luft. Statt zu antworten, schaltete Wladimir Iljitsch das Licht ein — und es wurde hell.

Vanderlip, der inzwischen wieder seinen üblichen, einem Ausländer geziemenden, korrekten Gesichtsausdruck angenommen hatte, sah Lenins Gesicht vor sich — die tatarischen, ein wenig schräg gesetzten Augen, die lachend unter der gewölbten Stirn ihn anblickten. Es war, als wenn diese Stirn keine Stirn, sondern die Wölbung eines Birkenstammes war, unter der diese heidnischen, hellen,

fröhlich-gelassenen Augen hervorsahen. Es war der freundlich-spöttische Blick eines Waldgeistes, der zu Johanni die Menschen narrt.

Vanderlip erhob sich unwillkürlich, machte eine grüßende Bewegung, wie nach einem beendeten Duell, nahm Hut und Stock und verzog sich.

VANDERLIP IN AFGHANISTAN

Vanderlips Millionen hetzten ihren Besitzer von Moskau nach dem Osten.

Wie alle alternden Eroberer, begann auch er an einen Feldzug nach Asien zu denken, an eine ungeheure Vereinigung Chinas, Afghanistans, Persiens, Mesopotamiens und der Türkei zu einem geschlossenen Bank- und Eisenbahnreich.

Er wollte die Siegeswege Alexanders des Großen, der Großmogule und der Cäsaren mit Eisenbahnschwellen pflastern, die zerrissenen Bruchstücke der von der nationalen Gärung erfaßten mohammedanischen Reiche an die elektrische Stromfessel legen, alle Märkte Zentralasiens und des Nahen Ostens verbinden, Amerika ein neues Tor nach Asien verschaffen, seinen Waren einen Siegeseinzug durch den ganzen Osten bahnen. Er wollte den englischen Indienhandel mit einem Schlage brachlegen, ihm ein für allemal ein Ende machen, wie ein guter Torero den Stier zu Boden werfen. Und seine Waffe sollte die funkelnde Klinge des großen, sich in das Herz des blauen Asiens einkeilenden Schienenweges sein. Nich nur den goldenen Nacken Indiens sollte er treffen — nein, Vanderlips Pläne waren weit kühner: er wollte den ganzen Osthandel Englands liquidieren, seine Märkte erdrosseln, sie mit der allmächtigen Schleuderware überschwemmen.

Von Schanghai bis Kaschgar, von Teheran bis Konstantinopel wird im Gebrüll der die Wüsten durchquerenden Lokomotiven der sieghafte Hymnus der billigen Streichhölzer, der billigen Strümpfe, des preiswerten Rasierapparats und der unüberwindlich praktischen Hosenträger erklingen. Und im Austausch gegen diese Kulturgüter wird sich Amerika die feine krause Baumwolle, die wie ein zartes Kinn gespaltenen Reisperlen und das Mossulöl, diese schwarze Seele der Bewegung, der Geschwindigkeit und der Kraft, nehmen.

Unter dem Krachen und Heulen der zusammenbrechenden englischen Unternehmungen, unter dem Rauschen des in die versandeten Flußbetten Asiens einströmenden amerikanischen Kapitals, unter dem Donner eines neuen Krieges will Vanderlip seine Aktien und Wechsel der Geschichte auf hundert Jahre im voraus aufzwingen, und aus diesem Grunde hält sich Vanderlip heute in Kabul, in der Hauptstadt Afghanistans, als Gast auf.

Vanderlips Zeit fliegt mit der Geschwindigkeit eines Expreßzugs. Vanderlip lebt tage- und wochenlang im Zeitmaß seiner wild kreisenden Uhrzeiger — im Schlafwagen der internationalen Luxuszüge —, stets in ruhiger Gelassenheit, stockgerade, tadellos rasiert, nur ein wenig verstaubt.

Die Geschwindigkeit der Bewegung und die schwindelnden Ausmaße seiner abenteuerlichen Unternehmungen hindern ihn nicht, gemächlich an seiner Pfeife zu saugen, die Nachmittagszeitung zu lesen und lange Spazierritte zu machen. Der ihn

begleitende afghanische Offizier schlenkert vor Müdigkeit mit den Beinen, rutscht seinem Pferde auf den Hals. Der Amerikaner dagegen ist in bester Verfassung; seine sehnigen Knie umklammern die Flanken des Hengstes, wie eine patentierte Bureauklammer ein Paket Wertpapiere zusammenpreßt. Er schwitzt nicht, er ermüdet nicht.

Er überläßt sein Pferd einem Soldaten, kraxelt Gebirgshöhen hinauf, stopft seine Taschen und Sattelbehälter mit Steinen an, schnüffelt und schmeckt das trübe Wasser der Mineralquellen. Dann folgt zuhause eine Dusche und die ölig-süßen, gewürzten Gerichte der orientalischen Küche, mit denen sein eiserner Magen unbedenklich fertig wird, und am Abend — Pfeife und Grammophon, das in die dämmernde Nacht des Landes der Puschtun glückselig hinausbrüllt: „Everybody is crazy on the fox-trot".

Vanderlip ist es vollkommen gleichgültig, durch welches Land, durch welche Völker sein Expreßzug saust — nur verspäten darf er sich nicht. Alles muß sich kursbuchartig abspulen, ohne Zeitverlust, ohne überflüssige Worte.

Das war bisher so, aber hier, in Kabul, war es anders: ein langer, qualvoller, unvernünftiger Aufenthalt.

Vanderlips Tempo versinkt im Flugsande der östlich-gewundenen Redekunst, in der Trägheit und süßlichen Langmut der Afghaner. So fühlt sich ein Zug, der entgleist ist und im Sande steckenbleibt.

Man gibt ihm eine Audienz im Ministerium. Er macht sich auf den Weg, bewaffnet mit Zahlen,

kurzen und schlagenden Argumenten, kargen, den hastigen Gedanken nur andeutenden Worten.

Aber man bietet ihm Tee an. Man traktiert ihn mit triefenden Melonen und erkundigt sich unter Zuhilfenahme einer schimmernden Strophe des großen Dichters Saadi nach der unschätzbaren Gesundheit des amerikanischen Freundes.

Momentweise gelingt es Vanderlip, diesen süßen Spuk zu brechen ... Er setzt seine gewaltigsten Hebel an, er stemmt sich mit aller Kraft gegen den Widerstand.

Alles umsonst. Der Duft der Wasserpfeife und die Liebenswürdigkeit bleiben unüberwindlich; die tükkische Parade der Logik zerschellt an der lächelnden Luft; drei geschlagene Stunden kämpft der praktische Vanderlip mit dem unfaßbaren Gespenst, er kommt sich lächerlich vor wie ein Don Quichotte; seine Uhr zerstört ihm jede Illusion, sie behauptet, daß auch der heutige Tag einfach verloren ist, und daß der Lebenszug Vanderlips nach dem vorschriftsmäßigen Aufenthalt von einer Minute achtzehn Sekunden ohne ihn weitergegangen sei.

Kamele, glühender Himmel, reiche Bazare. Sticker und Juweliere, Sattler und Töpfer, Seide, Teppiche aus Kaschmir, persische und bucharische, tausend lebendige Nichtigkeiten, Sonnenflecke und dichte Schattengebilde, in denen alte Waffen schimmern und Wachteln in ihren bogenförmigen, an Zaubererhüte erinnernden Käfigen schwanken: Sie wippen und schwanken, sie sehen die Sonne nicht, aber sie singen vom ewigen Frühling.

Vanderlip besichtigt die Bazare, er besichtigt die Gärten und ärgert sich. In der Tat, in anderen Ländern war er es gewohnt, schnell und wirtschaftlich zu arbeiten. Vierzig Jahre lang zog er den Wilden ihre kostbaren farbigen Felle über die Ohren, und noch nie war es ihm passiert, daß er auf unpassende Neugierde und zumal auf Widerstand gestoßen ist. Er hat, im Grunde genommen, ihnen die Felle gar nicht über die Ohren gezogen, sondern mit einem geschickt geführten Seziermesser einen entschlossenen Schnitt in den Rücken gezogen, und alle diese Gelben, Schwarzen, Braunen und Roten ließen es dann an der erforderlichen Dienstfertigkeit nicht fehlen und krochen selbst aus ihrer Haut heraus, an Stelle derer sie Papiermanchetten an die Füße, Glasperlen, Whisky und überhaupt Zivilisation erhielten:

Und diese Afghaner hier wollen nicht! Sie handeln stundenlang, verlangen für ihre Wüsten und Steinberge, für ihren Schmutz, ihre Unwissenheit und Armut Bezahlung. Vanderlip geht zum Angriff über — und sofort verschwindet das Ministerium im Dunst süßlicher Liebenswürdigkeit, und wieder rennt der Milliardär durch die staubigen Straßen, verbringt schlaflose Nächte, schluckt Chinin und Eisstücke.

Er fühlt, daß hinter der Gier und dem Mißtrauen, die gewillt sind, stundenlang um ein Komma zu markten, und ihre und vor allem seine, Vanderlips, Vorteile zu erraten, irgendeine Kraft lauert, etwas Starkes, Selbstsicheres und Unbestechliches. Ja, Un-

bestechliches, trotz der notorischen Bestechlichkeit aller Beamten durch die Bank. Eine Unbestechlichkeit, die trotz aller Armut und der wachsenden Ausgaben für Armee, Schulen und die neuen Gerichte nicht zu überwinden ist. Es gibt Augenblicke, wo man wähnt: jetzt ist der Sieg da! Und schon streckt sich eine feige Hand mit dunklen, gierigen Nägeln nach der Tasche des Amerikaners aus. Aber etwas weit Stärkeres als der Eigennutz, irgendeine Vanderlip ganz unverständliche Naturgewalt läßt die Hand wieder zurückfahren, zwingt zum Opfer und zur Ehrlichkeit sogar dort, wo tausend unbefriedigte Wünsche nach Gold lechzen.

„Und trotzdem," denkt Vanderlip, „wer weiß? Vielleicht doch."

Schon ermüdet, schon durch die tagelangen Pausen zwischen den geschäftlichen Verhandlungen erkrankt, fährt er dennoch nach der außerhalb der Stadt gelegenen Residenz des Emirs, um am Fest der Unabhängigkeit teilzunehmen. Vor verhaltener Ungeduld zitternd, bewundert er die Sprünge der Elefanten, die Widderkämpfe, das Scheibenschießen und lächelt über den tückischen Kleinkrieg der afghanischen Großen. Aber die vorzügliche Uhr in seiner Westentasche markiert mitleidslos die verlorenen Stunden.

Vanderlip ist ein Zelt am Ufer eines künstlichen Sees zur Verfügung gestellt worden, an dessen Ufern ein misanthropischer, verärgerter Pelikan tatenlos umhertorkelt — ein Produkt der westlichen, oft

grotesken Naturphantasie und nicht der östlichen, die stets exakt und zweckmäßig ist.

Dieser freche Vogel, dieser Auswurf einer Baudelairephantasie, wackelt seit einer Woche um den Millionär Vanderlip, um diesen genialen Geschäftsmann und Gentleman, faucht seine gelben Stiefel an, knallt mit seinem ungeheuren hohlen Schnabel und blinzelt ihn aus seinen kleinen weißen Fischaugen wütend an. Der Pelikan malträtiert Vanderlip! Vanderlip sieht sich gezwungen, die Gesellschaft dieses Pelikans zu ertragen, der im Augenblick seiner höchsten Verachtung ihm seine roten Eingeweide, das Innere seines fleischigen Kropfes zeigt.

Vanderlip ist krank. Er liegt in seinem Zelt und ersinnt den letzten, entscheidenden Angriff gegen seinen gallertartigen Gegner. Zwischen zwei Malariaanfällen sieht er alle Einzelheiten dieser Angelegenheit klar vor sich, dieses Geschäftes, das der Geschichte eine ganz neue Wendung geben wird; er bringt sich die Überzeugung bei, daß dieses ungeheure, komplizierte Unternehmen, das wie ein Industriekrieg, wie die Entdeckung eines neuen, goldhaltigen Erdpols, um den sich die ganze kapitalistische Welt drehen wird, nicht an dem Mißtrauen der Afghanen und an diesem niederträchtigen Pelikan zerschellen wird.

„Uekk," schreit der Pelikan, „uekk, uekk", und knallt mit dem Schnabel.

Um den endgültigen Mißerfolg voll und ganz zu verstehen, muß man sich klar machen, was das Unabhängigkeitsfest in Afghanistan ist.

Regierungen und ausländische Gesandte verleihen ihm einen offiziellen Charakter. Elefanten, Manöver, Rennen und Reden bleiben im Rahmen der im Osten üblichen „Tomascha", d. h. des althergebrachten Festes. Der unwiderstehliche Reiz und die große Bedeutung dieser, der Unabhängigkeit geweihten Tage besteht in anderem.

Wenn der Emir am vierten Tage seine prunkvolle Uniform auszieht und in der Tracht der Grenzstämme erscheint: im grauen Turban, in einer dunkelblauen Leinenjacke, in Sandalen auf bloßen Füßen, die Brust mit Patronengürteln durchkreuzt, dann weiß ganz Kabul, daß der brennend aktuelle, mystische und tief nationale Teil des Festes beginnt. Der Anblick des altmodischen Gewehrs hinter der Schulter des Emirs pflegt den englischen Gesandten stets in einen unpäßlichen Zustand zu versetzen, worauf dieser nach freundlichen Entschuldigungen in der Regel in einer Autostaubwolke verschwindet. Die Hupe seines Rolls-Royce entschwindet dann eilig dem Geleit der gehässigen Hornsignale der kriegerischen Stämme, die seit hundert Jahren in den Schneegefilden des Hindukusch liegen.

Seit dem frühen Morgen haben sich die Vasire und Afridien in einen Zustand der kriegerischen Erregung versetzt, die gegen vier, fünf Uhr ihren ekstatischen Höhepunkt erreicht. Dann führen sie, in Kampfbrüderschaften gegliedert, Tänze auf; es ist, als wenn Habichte große Kreise um ihr Opfer ziehen. Jeder Stamm unter seinem dreckigen, vom Pulverdampf der Aufstände und Überfälle verseng-

ten Banner. Die glänzend schwarzen Haarsträhnen der Tänzer fliegen auf und nieder wie eine Rabenschar über dem Schlachtfelde. Sie stoßen Schreie aus, versengt von der tropischen Sonne und dieser, die Eingeweide erhitzenden Musik.

Inmitten des Kreises steht einer, der kalt und behutsam und grausam ist. Sein Kopf ist rasiert, und die drei Haarsträhnen auf dem nackten Schädel erinnern an uralte chinesische Krieger. Am hellichten Tage, von tausendköpfiger Menge umgeben, tanzt er die Nacht, die Wüste, die einsame Verfolgung. Dann — den Mord und die Freude des von Blut geschwärzten Schwertes. Er trocknet es im Sande, bedeckt die uralten Schriftzüge auf seiner Klinge mit Küssen, schreitet mit nichtssehenden Augen, aber mit unfehlbaren, schnellen Schleichschritten im Kreise wie ein Bastard von Mensch und Panter.

Mittag ist vorüber, Abenddämmerung senkt sich, die Nacht ist da . . .

Und immer noch schreitet er, der unermüdliche Schnitter. Sein zweischneidiges Schwert lauert und richtet, strahlt die Schmerzen zahlloser Wunden aus, zaubert Feind um Feind aus dem Erdboden und tötet.

Und die Hauptsache ist: dieser Tanz der Stämme ist kein uralter Brauch, keine künstlerische Tradition — er ist die Wahrheit des Tages. Diese Grenzstämme tanzen, was sie gestern am Haiberischen Gebirgspaß erlebt haben, was sich morgen unter den Mauern des Fort Makin wiederholen kann.

Sie tanzen nicht den Krieg schlechthin, sie tanzen den Krieg gegen England. Die unter den Schwerthieben des einsamen Kriegers zusammenbrechenden Phantome — sind konkrete, lebendige Menschen mit weißen Tropenhelmen und staubigen Khaki-Uniformen; es sind die jetzt lebenden Mister Humphrey und Sir Dobs, es ist der vor fünfzig Jahren in Kabul getötete General Kavagnari — es sind die tausend anderen Namenlosen, die in den Dschungeln, Gebirgspässen und Wüsten Afghanistans, Pamirs und Indiens spurlos verschwunden sind.

Unter den Füßen der tanzenden Vasire wirbelt kein Staub, es sind Legionen khakifarbene, von Süden und Westen gekommene Heuschrecken, die die Weiden der Grenzstämme vernichtet, ihre Brunnen vergiftet haben. Die Stämme zerstampfen sie mit den Füßen, aber die zahllosen, namenlosen Schädlinge sickern überall durch. Diese Parasiten fürchten sich nicht vor dem Schwert, das zu Alexanders Zeiten geschmiedet wurde ...

Plötzlich öffnen sich die Reihen der Tanzenden, die Musik geht in ein flammendes Gebrüll über, die Krieger werden zu einer glühenden Mauer, zu einer drohenden, blauschwarzen Flamme, und die Schwerter schwirren über den Köpfen wie Staub, wie Rauch, und der Tanz ist wie Feuerbrand.

„Wir brennen, wir brennen", ächzt die Musik, und reine, mitleidslose Haßflammen ergießen sich über die khakiuniformierten Heuschrecken, über die Legionen der bisher siegreichen Parasiten. Es brennt die Tribüne, der ganze Platz, der Himmel, die Berge,

das Land und das ganze Volk brennen, und durch das Dröhnen dieses wild dahinstürmenden Sieges ertönt auf einmal die alles überwindende Stimme des Emirs:

„Salamat bad isteklal-i-Afghanistan! . . ."

„Ich werde keine Konzessionen kriegen: ich muß fort." So sagte Vanderlip, knipste den Emir mit seinem Kodak und wandte sich seinem Zelt zu.

Er, diese Verkörperung der Geschwindigkeit, verließ Kabul in einer altmodischen, erstaunlich schwerfälligen Kutsche. Vor ihm in der Ecke saß sein Dolmetscher, der wie alle Dolmetscher des Ostens unerträglich war — durch seine süßliche Zuvorkommenheit, durch seine neugierigen Blicke und spitzen Knie, an denen man sich fortwährend stieß.

Vanderlip dachte bereits an einen Umweg seines Schienenstrangs, der weitere Verhandlungen mit Afghanistan überflüssig machte. Der Lärm der wackelnden, dröhnenden Räder auf dem Kies der Landstraße hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit den pulsierenden Stößen eines Eisenbahnzuges; die Gedanken zogen sich in unendlichen parallelen Linien hin, die gleich Telegraphenleitungen Stützpunkte von Zahlen erhielten, Form und Struktur gewannen.

Vanderlip pflegte niemals an einen einmal verlassenen Ort zurückzukehren und das Geschehene zu bedauern. Aber in diesem Falle beunruhigte ihn nicht die Tatsache des Mißerfolgs als solche, sondern die absolute Unmöglichkeit, sie zu begreifen. Auf dem ledernen Wagenverdeck trommelte beruhigend der Regen, als wenn ein anderer, auch ein

Großer, im Dunkel dieser Nacht dasaß, versonnen mit den Fingern trommelte und ebenfalls dachte: Warum? ... warum ist es eigentlich nicht geglückt? ...

„Nein, nein," raffte sich Vanderlip auf, „sie sind nicht so dumm, wie sie aussehen."

Draußen auf dem Bock sitzt der Kutscher und peitscht die nassen, heißen Pferde.

„Sie sind eigensinnig, gewiß, aber der Eigensinn allein ist es nicht. Und dieser Emir ist ein tüchtiger Kerl. Ich könnte einen solchen energischen Burschen bei mir in Kalifornien gut gebrauchen. Diese ewigen Streiks in den Gruben. Ja."

Die Kutsche sprang in die Höhe, knarrte bedenklich und neigte sich hart zur Seite.

„Der Widerstand macht alles. Das ist es! Der Widerstand gegen alles Fremde. Wenn man bedenkt, daß England sich hundert Jahre lang abmüht, dieses Völkchen zu verdauen, und es nicht fertigbringt!"

Auf einmal lächelte der Mann, denn er fühlte, daß jetzt alles klar sei, so klar, wie ein paar neuer gerader Schienen:

„Herr Dolmetscher, was heißt das Wort ‚isteklal'? Isteklal?"

Der Dolmetscher neigte den Kopf auf die Schulter, legte die Hände auf das dicke Bäuchlein und lächelte ein feines, östliches Lächeln:

„Unabhängigkeit, Euer Gnaden."

III.

KOHLE, EISEN UND LEBENDIGE MENSCHEN

1923

IM LANDE DES PLATINS

I.

Kytlym bedeutet auf wotjakisch — Kessel. Es ist wirklich ein Kessel. Eine große, auf ewigem Schnee ruhende Bergschale. Die Wolken kraxeln über ihre zackigen Ränder, lassen Fetzen ihrer wallenden, üppig verzierten Röcke zurück. Jäger pflegten hier von jeher herumzuwandern — auf der Jagd nach Bären und allerlei Getier. Aber auch die sah man selten. Die Wege waren fast unpassierbar. Waldbrände nicht selten, und der Gutsbesitzer bewachte eifersüchtig sein Land. Ein sonderbarer Kauz, dieser Worobjoff. Er saß auf seiner Scholle und kämpfte mit dem Nachbar, Monsieur du Parc, um die Landstraße.

„Wenn du Landwirt und Edelmann bist — dann bau dir deinen eigenen Weg."

Viele Tage verbrachte der Edelmann Worobjoff im Gebüsch, auf das Schellengeläute des Dreigespanns seines Nachbarn du Parc wartend, um eine tüchtige Schrotladung ihm nachzuschicken oder, wenn er ihn selbst nicht traf, wenigstens dem neben dem Wagen herlaufenden Windhund des Franzosen einen Denkzettel mitzugeben. Du Parc fühlte sich von dem Kytlym-Leben sehr ermüdet. Er pflegte wochenlang in seinem Hause zu sitzen, nur ab und zu sich in seinen Wagen zu schwingen, sich gegen Schrotschüsse von allen Seiten und zumal von hinten mit

Daunenkissen zu panzern, eine dicke Pelzmütze aufzusetzen und auf dem verbotenen Worobjoffschen Weg mit lautem Schellengeläute dahinzustürmen.

Aber das Schrot des Herrn Worobjoff hat eine merkwürdige Durchschlagskraft — die Daunenkissen hielten ihm nicht stand. Der Edelmann war ein guter Jäger, der seine Munition aus einem weißlichen Metall selbst zu fertigen pflegte, das sich in Mengen in Sümpfen und Wäldern seiner unfruchtbaren Ländereien vorfand. Man darf sich die Sache natürlich nicht so vorstellen, daß der Edelmann in eigener Person in seinem Gelände umherlief und das Metall einsammelte — aber er schenkte den Dorfjungen einen Groschen, wenn sie ihm einen Sack voll davon ins Haus brachten; diese besagten Säcke sammelten sich unbarmherzig an, und die Gnädige pflegte, wenn das große Reinemachen war, sie auf den Müllhaufen hinauswerfen zu lassen. Sie duldete es nicht, daß die Taschen ihres Ehegemahls mit schweren Mengen dieses Schrotes gefüllt waren: es war unvornehmes Metall, denn es zeichnete sich durch seine übernatürliche Schwere aus, und die besten neuen Anzüge des Herrn Worobjoff bekamen sehr bald löcherige Taschen. Wie dem auch sei, aber das Worobjoffsche Schrot war hart, sein Auge und seine Hand sicher, und das führte schließlich dazu, daß Monsieur du Parc sich doch gezwungen sah, einen eigenen Weg durch den bisher unpassierbaren Sumpf anzulegen.

Aber Worobjoff hatte trotzdem seinen Spaß: der Franzose war sparsam, die schwache Bebohlung

faulte bald durch und brach zusammen. Schon im ersten Jahre verletzte sein ausgezeichneter Hengst das Vorderbein und versank im Sumpf.

In eben diesem Jahre verschwand plötzlich der Verwalter des Herrn Worobjoff, nachdem er — wohl aus lasterhafter Trunksucht und Unwissenheit — bei den Bauern einen Sack mit weißem Schrot für fünfzig Kopeken erstanden hatte. Der Dumme hatte Glück. Bald verbreitete sich ein Gerücht von den außerordentlichen Reichtümern dieses Verwalters, die er, man weiß nicht wie, erworben hatte.

Zwei Jahre lang lag das Leben in der Taiga und lutschte an seiner Bärentatze — bis Herr Worobjoff eines Tages ein unerhörtes Geschäft machte. Für drei Silberrubel kaufte er einem Jäger ein Geheimnis ab. Erstens: daß das Metall, mit dem man von jeher Rebhühner zu schießen und ferner den Wagen und den Hund des Nachbars du Parc zu belästigen pflegte, nichts anderes als — reine Platina sei, weißes Gold sozusagen, das kostbarste aller kostbaren Metalle. Das zweite war: daß in allen Nachbartälern, nach Norden und Sosnowka zu, reiche Lager dieses Metalls vorhanden seien. Von allen umliegenden Bergen stürzen schäumende Bäche in den Kytlymkessel, und alle bringen Platina mit, um sie unterwegs auf dem Grunde eines Flusses oder, mit ein wenig Moos nachlässig zugedeckt, liegen zu lassen. Eine große Summe haben die Engländer und Franzosen dem Herrn Worobjoff für seine Wüstenei gegeben. Man erzählt sich, daß er 3000 Rubel in bar, eine Wohnung mit Heizung und Licht und warmem

Klosett und noch dazu eine lebenslängliche Stellung — man wußte nicht, was für eine — bei der Gesellschaft erhalten habe. Seit dieser Zeit erschütterte Kytlym, das durch hohe Berge, Wälder und Sümpfe von der ganzen Welt abgesperrte Kytlym, die ganze Menschheit mit der Nachricht von seinen Platinreichtümern, von seinen legendären Schätzen, die in einem Umkreise von Dutzenden von Kilometern verstreut lagen, und mit Legenden von Barbaren, die wilde Enten mit Platinkugeln zu schießen pflegten. Es war kein kleiner Mann, der sich an die Sache machte — es war der allmächtige Urquarth, der die Errichtung eines Platinakönigtums im Ural übernommen hatte. Auch das russische Kapital beteiligte sich daran, aber nur in unbedeutendem Umfange: man gestattete ihm gnädigst, an dem Triumphzuge der ausländischen Aktionäre teilzunehmen. Fünf Baggermaschinen wälzten sich über den Kytlym-Paß. Eine jede von ihnen kostete über 300 000 Goldrubel. Man schleppte sie auf Bärenpfaden, und die eisernen gedeckten Wagen brachen unter der unerhörten Last der Kraftmaschinen, Räder, Kessel und Kisten bei jedem Schritt in den Sumpf ein.

Die Maschinen machten ihre Reise mit einem Luxus, den man früher nur bei den Hochzeitszügen der kleinen Prinzessinnen von Anhalt-Zerbst gewohnt war, die irgendwoher aus Riga oder Reval in unser Land kamen, um zu regieren — in goldenen Kaleschen, in Zobelpelze gehüllt, wie sie sie in ihrer Heimat nie zu Gesicht bekamen, und mit den letzten

Preisen für Schnupftabak, Fleisch und Gemüse in ihren deutschen unschuldigen Mädchentagebüchern. Dieser Triumphzug der Maschinen! Jeder der Wagen — mit 200 Pferden bespannt; das abends aufgeschlagene Lager erinnerte an das Lager eines reisenden Großmoguls. Noch ein Jahr darauf brannte der Wald auf einer Fläche von Hunderten von Werst — es waren Waldbrände, die die Wächter des Maschinenzuges verursacht hatten, die brennende Zweige in die Finsternis schleuderten, um ihre wachsende Angst und die in Dunkelheit eingerahmten Wolfsaugen zu vertreiben.

1904 und 1905 begann die Kompanie, märchenhafte Dividenden herauszuschlagen. Nahezu im ersten Jahre machten sich alle Maschinen und alle mit ihrem Transport nach Rußland verbundenen Unkosten bezahlt. Damals, als das Land seine erste Revolution durchmachte — zur Zeit des unerhörten Finanzkrachs und Zerfalls der gesamten Wirtschaft —, damals pflegte ein wildes Dreigespann einmal wöchentlich durch den Urwald zu stürmen und aus Kytlym die siebentägige Beute — gegen eine Million Rubel — dem Westen zuzuführen. Sind es nicht diese leichtverdienten Gelder gewesen, mit denen Europa unsere kaiserliche Regierung, die bettelnd an ihren Finanztüren wartete, versorgte? Seinen Höhepunkt erreichte der Raubbau in den Vorkriegsjahren 1912, 1913 und 1914. Man kann in der Tat sagen, daß es die Kytlymschen Millionen und Milliarden waren, mit denen der Weltkrieg vorbereitet wurde — und diese Millionen und Milliarden

sollen wir jetzt noch einmal bezahlen! Die Platina-Ausbeute stieg auf eine phantastische Zahl — 20 bis 21 Pud jährlich. Rußland lieferte 90% des auf der ganzen Erdkugel erbeuteten Platins und eroberte so den Weltmarkt. Immer reicher, immer schwerer fiel der Platinaregen nieder. Erfahrene Geologen erforschten die umliegenden Berge. Und obwohl die Ergebnisse ihrer Untersuchungen streng geheim gehalten wurden, verbreitete sich bald das Gerücht, daß alles um Kytlym — Wälder und Sümpfe, Lehm und Stein — Platina war. Ein Wahnsinn ging von Kytlym aus. Einer nach dem andern wurden die Fundorte Tylaj, Kosswa, Ssosnowka, Obodrannyj-Lossnok entdeckt. Um die methodisch arbeitenden Riesenbagger siedelt sich eine Armee von Platinagräbern an, die auf barbarische Weise in der Erde herumstochert. Die Hälfte von ihnen geht zugrunde, ruiniert sich, gerät in die Klauen der Aufkäufer und der Polizei, trinkt, gräbt, sucht und findet, aber die Funde nützen ihnen nichts, denn es fehlt ihnen an Geld, um sie sorgfältig auszubeuten; sie verbergen eifersüchtig die Fundstellen, verstecken sie unter Moos und Laub. Aber nicht alle, die die Luft des Platinafiebers eingeatmet, wurden seine Opfer. Rußland war in diesen Jahren von einem noch stärkeren Gift infiziert. So sehr es auch in diesem Kytlymkessel brodelte — es fanden sich dort doch Leute, die ihre Platinagräberarbeit nur wie jede andere Tagesarbeit leisteten — nur zu dem Zwecke, sich ein Stück Brot und einige Bücher zu kaufen: auf den ersten Baggermaschinen, die die Gesellschaft aufgestellt hatte,

arbeiteten, bauten und lernten die künftigen Kytlymer Partisanen, Kommissare und Wirtschaftler.

Es war auch der Geologe Ditkowski dabei — ein Bolschewist — der von der Kompanie in alle Pläne und Entdeckungen eingeweiht war; man ahnte natürlich nicht, daß dieser von Ideen der sozialen Gleichheit besessene Schwärmer — übrigens ein ausgezeichneter Fachmann — kaum drei Jahre später diesem Platinakönigreich der Engländer einen vernichtenden Schlag versetzen würde.

Noch immer können die Ausländer das Jahr 1917 nicht vergessen. Welche Dividenden! Welche Aussichten! Eine wohlwollende Regierung, eine im kolonialen Rußland wohlfeile Arbeitskraft, Urwald und 500 Tagelöhner, die von der ganzen Welt abgeschnitten und der Gnade und Ungnade des Unternehmers ausgeliefert sind. Und nun sollte das alles plötzlich ein Ende nehmen!

Wozu hätte Koltschak es nötig gehabt, nach Kytlym zu marschieren? Wozu die Sümpfe mit den Leichnamen seiner Soldaten pflastern, den Dunst der Waldbrände einatmen, von allen Seiten die Stiche der Freischärler abwehren, mit seinen Kanonen und seinem Train in Sümpfen versinken? Aber der Feldtelegraph, der sich von Tanne zu Tanne hinziehende Stahldraht — brachte aus Paris und London lange, gebieterische Befehle.

Zum Teufel, Herr Admiral — wozu haben wir Sie denn engagiert?

Der Telegraph schüttelt sich vor dem ausländischen Kauderwelsch, vor diesem wütenden „urgent,

urgent, urgent", mit dem Europa der silbrigen, friedlich in der Erde unter zottigem Moos, Fichtenzweigen und Schnee schlummernden Platina beizukommen suchte. Angespornt vom Auslande, langten die Weißen im Dezember 1918 tatsächlich in Kytlym an. Die Arbeiter, die es gewagt hatten, die ausländischen Abenteurer ein ganzes Jahr lang ihrer märchenhaften Profite zu berauben, mußten sich eine grausame Lehre gefallen lassen. Es wurden erschossen: Orechoff, Ssergejeff, Ikanin, Schumajeff, Naimuschin, Grebionkin, Jaroslawzeff, die beiden Ismogiloffs — Vater und Sohn —, der junge Kassatkin, Senkoff, der Bäcker Korobkoff, Chomutoff, Beloglasyj, Dyldin, Nowossioloff, Alexander Starzeff, der Schlosser Kriukoff, der Platinagräber Bolosnikoff, Pokryschkin, Rogatschoff, Manssuroff, Wanja Ssergejeff und Kolodkin. Diese Bluturteile führten dazu, daß die Arbeiter und das umliegende Volk begannen, die Gegend zu verlassen. Ganze Gebirgsdörfer mit Kind und Vieh machten sich auf den Weg. Ganz Ssosnowka verließ den Ort trotz Winter und tiefen Schnees. Aber es fehlte ihnen an Wagen, man gab ihnen nur fünf Pferde, das viele Hab und Gut konnte nicht mitgenommen werden. Die Familien kehrten wieder zurück, die Bauern aber gingen weiter. Damals war es, daß Ditkowsky seine Freischärlertruppe organisierte. Es ist wahr, es war nicht viel mit ihnen los. Das ganze Heer hatte zehn Gewehre, die übrigen waren unbewaffnet, sie hatten dem Feind nur ihre Stirn zu bieten. Sie stiegen ins Tal hinab, aber schon zu spät: man kam ihnen auf

der Ssolikamsker Chaussee zuvor. Der Ausgang aus dem Kessel war abgesperrt. Es blieb ihnen nichts übrig, als auf dem direkten Wege im Winter durch metertiefen Schnee zu waten. Die Abteilung zerfiel. An der Kosswa, nach dem ersten Zusammenstoß mit Dutoffs Patrouillen, ließ man den Train fahren. Die Abteilung teilte sich: Berittene und Fußvolk gingen in einer Richtung, während die übrigen siebzehn Mann, mit Ditkowski an der Spitze, einen anderen Weg einschlugen.

Genosse Jermakoff, ein stämmiger Mann mit starkem, runden, mit blondem Haarkranz umgebenen Kopf, erzählt:

„Der Zeitpunkt war da, wo wir uns treffen sollten. Auf einmal hören wir unweit von uns Kugeln pfeifen. Aber wir gehen weiter, halten uns nicht auf. Wir treffen keinen Menschen, niemand rührt uns an. Schnee und Wald. Ein Pferd haben wir schon aufgegessen. Mit den Pferden ging es nicht mehr weiter, wir ließen sie unter der Obhut der älteren Leute zurück. Da sagte Ditkowski zu Ssakanzeff: ‚Du wirst der Chef über die Pferde bleiben. Sobald wir draußen sind, werden wir dich holen.' Wir nahmen etwas vom Pferdefleisch mit, machten uns Schneeschuhe, die trotz des frischen Holzes zu gebrauchen waren. Es waren unserer dreizehn Mann. Ich weiß nicht, wie wir gingen, aber wir kamen doch vorwärts. Am sechsten Tage höre ich Schüsse. Alle waren in einem Zustande, daß sie nichts mehr zu verstehen vermochten. Da sagt Ditkowsky: ‚Sag, was du willst — es sind Maschinengewehre!' Also

gut, wir halten uns an die Richtung. Schleppen uns noch einen ganzen Tag weiter. Am Morgen gehts von neuem los: wir hören Schüsse, ganz deutlich. Wir gehen weiter und kommen an einen Weg — die Moltschanowskaja-Straße. Ditkowsky gibt uns wieder zu denken: wer weiß, wer da schießt, meint er. Jetzt merken wir, daß das Schießen gegen uns geht. Unsere Leute lassen ihre schweren Schneeschuhe nicht im Stich, sie weinen, aber wie Ditkowsky befiehlt, schleppen sie sie doch mit. Jetzt höre ich ein Knarren. Ein Train. Wohin? Nach Kosswa. Für wen? Für die Armee. Für welche? Für die Rote. Da gab er uns zwei Brotlaibe für unsere dreizehn Mann, mehr wollte er nicht geben. Wir ziehen weiter, aber ehe wir den Roten Kommandeur erreicht hatten, war dieser schon von den Vorposten unterrichtet. Man empfing uns, wie es sich gehört. Links und rechts Maschinengewehre, Schützenketten. Während Ditkowsky seine Papiere vorzeigt, halten es einige von uns nicht länger aus und brechen zusammen, die Aufrechten sehen auch halbtot aus. Endlich kommt der Divisionskommandeur und ruft uns zu: ‚Schafft zuerst jene her!' Man hob die Ohnmächtigen auf. Der Arzt träufelte ihnen Bouillon ein. Es waren keine Soldaten mehr — nur abgerissenes Fleisch!"

Ein Jahr darauf besetzte die Republik zum zweiten und letzten Male den Kytlym-Kessel mit seinen Platinaminen.

II.

Der Prozeß der Platina-Gewinnung ist häßlich, unsinnig und empörend. Man denke sich: durch einen Urwald, durch undurchdringliche Sümpfe und Höhenzüge schleppt man in eine Wildnis wundervolle Maschinen. Man pflanzt sie in einem Bergkessel auf, der mit ungeheuren Sümpfen und Steinmassen gefüllt ist. Man gräbt in der Mitte eine Grube, die sich sofort mit schmutziggelbem Wasser füllt, und baut ein Floß. Auf diesem Floß errichtet man eine zweistöckige Baggermaschine, die mit Elektrizität angetrieben, knirschend und kreischend, 200 bis 300 Kubikmeter Steine, Schmutz, Moos und Wasser durchkauen muß, damit endlich auf der Filzplatte der Schleusenabteilung ein kaum merkliches Häuflein Metall zurückbleibt. Die Bagger arbeiten Tag und Nacht, schürfen und fressen Berge von Erde, Gestein, Bäume und ganze Haine auf; das ganze Tal wird in einen Friedhof verwandelt, und das alles nur wegen einiger Körner eines Metalls, das von der Menschheit aus irgendeinem Grunde für außerordentlich wertvoll erklärt worden ist. Wenn man diesen relativen Wert der Platina einen Augenblick außer acht läßt, bekommt man die Vorstellung von einer geradezu tollen Verschwendung. In einem Lande, dessen Produktion nach elektrischer Energie schreit, werden fast 3000 Kilowatt in einen Sumpf, in ein Loch voll Lehm und Dreck geworfen, das im Winter unbewohnbar, im Sommer von Mückenwolken erfüllt ist, das gesundheitsschädlich, kalt,

von ewigem Schnee umlagert ist. Ein ganzer Kontinent Ackerland wird mit primitiven Pflügen bearbeitet, während hier fünf Maschinenriesen, in den trüben Lachen wie Schwachsinnige in ihren eigenen Exkrementen schwimmend, mit der Hartnäckigkeit eines Tobsüchtigen die umliegenden Ufer auffressen, um reihenweis aufgeschichtete verdaute und ausgestoßene Breihaufen zurückzulassen. Es ist, als wenn die Bagger ein seltsames Spiel spielten. Von allen vier Seiten von Sümpfen und hunderte und tausende Kilometer breiten Bergmassiven umgeben, spielen sie auf ihren trostlosen Pfützen „Schiffahrt". Sie schreien mit Stimmen, als wenn sie echte Dampfer wären, werfen Anker und holen sie wieder ein, betrachten von dem Deck, von der hochmütigen Kommandobrücke aus das „Land", an das sie fortwährend stoßen. Graue, breitknochige Schaufeln tauchen unausgesetzt ins Wasser; im letzten Augenblick, ehe sie seine Oberfläche erreichen, kippen sie um und verschwinden mit leisem Aufplätschern. Wie unermüdliche, eigensinnige Stahlkröten sehen sie aus, wenn sie auf der Oberfläche erscheinen, mit ihrem mit Schmutz und Steinen vollgepfropften Maul. Im Grunde genommen besteht die ganze Maschine aus diesen Schaufeln und aus einem riesigen metallischen Darm, den diese mit Erde füllen. Wasserströme schlagen jeder neuen Schaufel wütend entgegen. Sie umspülen den Zylinder, der, sich langsam drehend, seine durchlöcherten Seiten der Dusche entgegenhält. Der Sand sickert wie durch ein Sieb durch und setzt sich unter Wasser auf be-

sonderen Filzmatratzen ab. Der Verdauungskanal des Baggers drängt die Steine dem Ausgang zu, wo ein Gummiriemen — lang und schmal wie ein Schweif — die von dem Bagger verdauten Granittrümmer ans Ufer trägt. Es ist die alte Goldgräbermaschine, aber nur in gigantischen Ausmaßen. Berge von Erdreich werden im Baggerbauch verarbeitet, ein ganzer Fluß spült aus ihnen einige Pfund Platina heraus. Die Abteilung, in der die endgültige Spülung vorgenommen wird, heißt die Schleusenabteilung, sie ist von der ganzen übrigen Welt mit Gittern abgesperrt. Die Tür ist verschlossen und versiegelt. Bei jedem Schichtwechsel wird das Siegel abgenommen. Der Kontrolleur — ein Kommunist — sitzt mit herabhängenden Beinen in wasserdichten Stiefeln dicht über dem Spültisch, seine Hand ruht auf dem Revolvergriff. Der zweite Kontrolleur steht an der Tür. Der sonst fast menschenleere Bagger füllt sich mit Arbeitern. Die in Persenning und Leder — wie Taucher — genähte Mannschaft betritt diesen Löwenkäfig, der nur einige unsichtbare, im Schmutz verlorene Platinakörner enthält. Jetzt werden die unsauberen Matratzen aus ihrem Wasserbett geholt und mit der schmutzigen Seite nach unten in das Hauptbassin getaucht. Das Wasser schlägt in Fontänen und spuckt Schaum, während man sein Bett durchwühlt und die vom Fluß zurückgelassenen Körner aus ihnen herausklopft. Die Hähne sind geschlossen, die Abflüsse ebenfalls. Es würde eine tiefe Stille herrschen, wenn die Baggermaschine nicht fortfahren würde, mit erdbebenartigem Lärm zu

arbeiten, wenn die Baggerschaufeln nicht auf und nieder, kreischend und schmatzend wie eiserne Schweine, kriechen würden. Das Platinafieber erfaßt die ganze Abteilung. Die Mannschaft ist, ohne es zu bemerken, vom Wasser betrunken geworden, daß das kostbare Metall umspült. Sie ist trunken vom Anblick der Tische, von denen das Wasser herabrieselt, die leichten Steine fortschwemmend und einen schweren, erstaunlich schweren Schmutz zurücklassend. Sie ist trunken, man kann wohl sagen stockbetrunken — die ganze Mannschaft, ebenso wie ganz Kytlym. Hier unterliegt alles dem periodischen Trunk, dem unheilbaren Fieber. Die Kommunisten panzern sich mit Büchern, lesen spät nachts — nach einem langen Arbeitstage — Lenin, nachts, wenn die elektrischen Alleen Kytlyms aus der Wildnis der Uralnacht leuchten: die Kommunisten schlucken Lenin wie Chinin gegen das Fieber. Alle sind krank. Der Bauer, der des hohen Arbeitslohns wegen nach Kytlym kommt, um sich das Geld für den Ankauf eines Häusleins oder eines Pflugs zu erarbeiten, kommt im nächsten Jahre wieder, ohne zu wissen warum, nur von der Lüsternheit nach dem Metall hergetrieben. Auch er ist trunken — ein Arbeiter und Kommunist —, der, begabt, wie er war, in der staatlichen Universität studiert hat, aber, da ihm die Mittel für den Unterhalt seiner Familie fehlten, wieder in die Kaserne zurückgefallen ist. Auch er ist für sein ganzes Leben von Platina gezeichnet. Dann — ein seltsamer Arbeiter — eigentlich kein Arbeiter: entweder ein für seine Sünden

degradierter Tschekist oder ein Krimineller, der sich den glühend heißen, uringelben Tee mit verbissener Wut in den Schlund gießt und mit dem unauslöchlichen Ärger eines Hinausgesäuberten an der Sowjetregierung herumnörgelt — auch er ist Kytlym verfallen. Und auch die Hunderte von Arbeitern, die auf den stinkenden, von Wanzen wimmelnden Pritschen ihrer Kasernen einen todähnlichen Schlaf schlafen, während ihre durchnäßten Stiefel auf dem großen Herd langsam trocknen; die Menschen schlafen ausgestreckt auf ihren Brettern, den Schafpelz über den Kopf gezogen und die nackten, im Baggerwasser durchfrorenen Füße weit vorgestreckt — sie alle atmen Platina, leben für die Platina und nur für die Platina.

Wer ist von diesem Fieber frei? Nur ein kleines Häuflein Arbeiterkommunarden, die die großen Weltereignisse im verzerrten, trüben Spiegel der allwöchentlichen Referate verfolgen, scheinen gegen das Fieber immun zu sein; außer diesen Menschen, die von ihren Sümpfen und Baggermaschinen kilometerweit in ihre Parteiversammlungen rennen, um den Bericht der Rayonkonferenz, dessen einziges Exemplar sicherheitshalber an der Tischplatte gekettet ist, zu lesen — außer diesen wenigen Menschen, die die Partei der Platina abzugewinnen vermochte, ist wohl keiner fieberfrei.

Höchstens Gurjan Maltzeff, der älteste Spieler und Abenteurer Kytlyms. Nur er bewahrt in der Schleusenabteilung seine Ruhe. Er ist unverkennbar: abstehende Ohren, wie bei einer Eule, und helle,

feinfühlige Spielerhände, die leidenschaftlich und behutsam im Sande wühlen. Er allein sieht die unsichtbare Platina in einem Haufen Schmutz. Sein Rechen bewegt sich mit erstaunlicher, lässiger Kühnheit. Nachdem er die letzten Steinchen entfernt und dem Wasserstrom überlassen hat, schmiert er auf einmal alles, was nach den endlosen Spülungen übriggeblieben ist, gleichmütig über den Tisch und läßt es von der Welle forttragen. Dann ergreift er eine Bürste, eine gewöhnliche Küchenbürste, streicht damit über die Oberfläche seines Tisches, und behutsam, wie weiße Katzen, jagen seine Hände die silbernen Mäuse zurück, im glatten, weichen, gleitenden Wasserstrom. Noch immer ist keine Platina zu sehen. Aber immer vorsichtiger behandelt er den heller werdenden Schmutz, spielt damit im Wasser, als liebkose er eine Geliebte, streichelt ihn wie ein Kind, jagt und fängt ihn wie das Wild. Man könnte stundenlang zusehen, und die ganze Mannschaft verfolgt, wie verzaubert, diese erstaunlichen Hände mit dem überfeinerten Tastsinn, sie sind wie zehn weiße Blinde, die sich führerlos, aber sich umherbewegen, wie zehn schneeweiße Windhunde, die die Spur eines silbernen Hirsches verfolgen. Endlich hält er sie fest, die Platina, schüttelt sie, lockert sie wie aufgelöstes Haar. Im Wasser sammelt sich ein weißbläuliches Häuflein, das trüb funkelnd und still daliegt. Kein noch so starker Wasserstrom vermag es fortzuschwemmen: schwer wie Eisen, noch viel schwerer ist es. Die Menschen zittern, als der Kontrolleur es mit einer Schaufel aufnimmt, am

Feuer trocknet und, wie der Getreidehändler sein Korn, hochwirft.

Gurjan aber sieht vollkommen ohne Interesse zu. Er hat ein Gesicht, uneigennützig, wie das eines glücklosen Spielers, eines Spielers, der zu spielen aufgehört hat. Sein ganzes Leben lang suchte er die Platina und fand sie auch in großen Mengen. Mit Kleinigkeiten gab er sich nicht ab, wenn es aber eine große Beute galt, dann kämpfte er bis aufs Blut mit der Regierung, überließ ihr schließlich die Hälfte und verlor die andere beim nächsten Spiel.

Und außerdem: Maltzeff spielte mit dem Feuer und verbrannte sich nicht. Das ist nicht so einfach.

Der Urwald um Kytlym herum brennt Jahr für Jahr, niemand weiß warum. Der Brand wälzt sich durch den Wald, verzieht sich für lange Zeit und kehrt plötzlich wieder zurück. Hunderte von Kilometern frißt er sich durch: man könnte meinen, er sei für immer verschwunden, aber da springt er plötzlich zurück, um über eine wundervolle, zufällig stehengebliebene Mastkiefer herzufallen und sie zu fällen, oder um die zarten, grünen, wie zum Schwur erhobenen Finger einer Tanne zu brechen. Der Waldbrand ist wie ein Tier und hat seine Launen. Heute rührt er einen nicht an, morgen macht er einem den Garaus. Mit unter dem Kopf verschränkten Armen rekelt er sich auf der verkohlten Erde, raucht gelassen an einem pfeifenförmig gebogenen Stamm und ergötzt sich an seinen Kindern, an den Flammeneichhörnchen, die über die Nachbargipfel hüpfen. Er kann einen Fußgänger oder einen

Reiter auf seinem furchtsam schnaubenden Pferde wohlwollend passieren lassen, friedlich wälzt sich der Rauch seiner riesigen Pfeife über die versengte Taiga. Aber trauen darf man ihm nicht. Er ist wie der Tod. Plötzlich gerät er in Wut, plötzlich taucht sein rotes, phantastisch böses Gesicht hinter dem Stamm einer gefallenen Birke oder hinter einer gelben Kiefer hervor, in deren Leib er den ganzen Tag über, den Regen abwartend, gesteckt hat. Wie ein Matrose stürzt er dann von Ast zu Ast in die Höhe, seine roten Hände fliegen nur so; oben angelangt, rollt er seine lange Rauchflagge auf und läßt sie im Winde flattern. Ringsumher, wie nach einem Gemetzel. Tausende von Bäumen mit abgebrannten Wurzeln, zerschundenen Stämmen fallen ächzend über die Waldpfade. Es gibt Wälder, die wie eine kaum verheilte Wunde mit zartgrüner Haut überzogen sind. An Stelle der alten Fichten wächst junger Laubwald. Von Zeit zu Zeit stoßen die toten Bäume ein knarrendes Stöhnen aus, ihre Zeit ist gekommen, sie müssen zusammenbrechen. Der Brand hinterläßt immer ein Andenken: der Wald, der ihn durchgemacht hat, erzeugt zahllose schwarzweiße Schmetterlinge, schwarzweiß, wie Briefmarken, zum Gedenken eines Notjahrs herausgegeben. Ihre Flügel sind weißer als das Weiß der Birken und schwärzer als Kohle. Die auflebenden Wälder bevorzugt der Brand ganz besonders. Wie eine Erobererhorde in die eben eingenommene, verbrannte und verlassene Stadt, kehrt er tückisch zurück, um die Überlebenden abzufangen, die

Flüchtlinge zu ergreifen, die unvorsichtig genug waren, zur Trümmerstätte zurückzukehren. Er sucht seine alten Lagerstellen auf, seine von Heckenrosen überwucherten Vorpostenfeuer, und die großen Schlachtfelder, wo die gigantischen Baumgerippe noch nicht verfault sind. Dann entgeht ihm kein Rebhuhn, kein noch so flinker Hase und auch nicht das schnellste Pferd.

Gurjan hatte viele Begegnungen mit dem Brande und ist ihm immer glücklich entgangen. Er folgte den Platinaspuren und, seiner glücklichen Hand vertrauend, schlichen ihm die anderen nach. Aber im Jahre 1917, als die Revolution kam, packte ihn die große Sehnsucht nach anderen Dingen. Dieser Platinagräber hörte auf, ein Platinagräber zu sein, und ging aus, zu suchen, wo es besser war. Er kämpfte, geriet nach Sibirien, fand nicht was er suchte, verlor das Gehör und kam wieder zurück. Der alte Jäger mag vielleicht das neue Leben wie ein Abenteuer, wie eine neue, reiche Platinaader gesucht haben. Er stocherte eine Weile im menschlichen Gestein, fand nur Stein, Schmutz und Wasser, und hörte auf, zu suchen. Aber die Platinagräberei nahm Gurjan nicht mehr auf. Die Revolution entkräftete das Platinafieber. Der schon alte Mann kam zurück und ließ sich auf dem Sowjetbagger anstellen. Sein Spielergesicht neigt sich mit vollkommener Ruhe über das schäumende, feuchte, ausgewühlte Platinabett. Er nimmt es mit seinen ruhigen Händen, entblößt und wäscht es, wie ein neugeborenes Kind.

Gegen 600 Arbeiter leben in Kytlym, in seinen Kasernen, die so schmutzig, morsch und eng sind, daß man keine Lust hat, darüber zu schreiben. 600 von der Welt abgeschnittene Menschen sind der Verpflegung einer miserablen Konsumgenossenschaft verfallen, in der es weder Mehl noch Rosinen, dafür aber Damenpuder und Haarfarbe gibt. 600 Menschen in diesem Bergkessel, im Sumpf, im ohrenbetäubenden Lärm der Bagger. 600 Menschen, die immer durchnäßt und häufig krank sind, denn das Klima von Kytlym ist hart und verräterisch. Wie machen sie das?

Die Kasernen murren, und, es muß offen herausgesagt werden, murren noch zu wenig, denn sie sind durchaus im Recht. Es geht nicht, es ist absolut unzulässig, daß man die Arbeiter in den alten, von der Kompanie geerbten Baracken wohnen läßt. Damit erspart man Groschen, aber betreibt dabei eine solche gegenrevolutionäre Agitation, wie es die Weißgardisten sich nicht haben träumen lassen. Ein paar Schritte von den Kasernen entfernt lebt ein Platinadieb, ein Freigräber, der sich einige Pfund Platina zusammengestohlen hat: er lebt sauber und sonnig, in steinernem Hause, seine Familie wird täglich von zwei dicken Kühen ernährt, brennt Selbstgebrannten und verlustiert sich an einer wundervollen Harmonika. Und gleich daneben — ein Kommunist, ein Freischärler Ditkowskis, der 1920, 1921 und 1922 mitten in den Platinareichtümern sich halb zu Tode hungerte, der im Dienst an der Baggermaschine Gelenkrheumatismus und

Tuberkulose davontrug, und der jetzt in der empörenden Kaserne bei lebendigem Leibe verfault, weil er sich nicht soviel verdienen kann, um ein kleines Holzhaus zu kaufen. Ringsherum brennen die Wälder, Hunderte von Quadratkilometern für Millionen von Rubeln werden vernichtet, ohne sich erst die Erlaubnis der Hauptholzstelle zu holen. Der Arbeiter aber kann es nicht erreichen, daß man ihm das wenige Bauholz unentgeltlich oder gegen geringe Bezahlung zur Verfügung stellt. Es ist wirklich ein himmelschreiender Unsinn. Die Menschen sitzen in dieser Taiga, wo die Bäume, wenn sie nicht abbrennen, zu Tausenden dem Alter verfallen, wo keiner Lust hat, die gefallenen Stämme aus dem Walde zu schaffen (die sogenannte Säuberung der Wälder, die wir als Ideal anstreben, besteht darin, daß der gefallene Baum seiner Äste entblößt wird, damit der Stamm unmittelbar auf dem Boden liegt und auf diese Weise s c h n e l l e r v e r f a u l e n k a n n); der Arbeiter aber wird in ein Wanzennest eingepfercht, weil wir auf dem Papier beschlossen haben, die von der Revolution stark angegriffene Waldwirtschaft zu retten.

Und was wird geschehen, wenn irgendwo in der Nähe von Kytlym eines Tages eine ausländische Konzession, z. B. eine Urquarth-Konzession auftaucht, wenn sie den Arbeitern Stiefel gibt, innerhalb vierundzwanzig Stunden gutes Bauholz herbeischafft, sonnige großfenstrige Arbeiterhäuser errichtet, Konserven und Arbeitskleidung zur Verfügung stellt? Es wird ja kein Mensch mehr bei

uns bleiben. Sie werden entweder davonlaufen oder, wenn sie es nicht können, grün vor Neid werden. Sie werden ihren Produktionszweig hassen. Ein alter Kytlym-Arbeiter, auch einer, der mit den Freischärlern mitgefochten hat, sprach mir davon mit dem erschütternden Ernst, wie von einer heraufziehenden gegenrevolutionären Gefahr. Eine Kleinigkeit, z. B.: im Ural laufen die sogenannten Gebirgszügle — ein Spielzeug, wacklig, langsam —, es genügt ein Kuhfladen oder eine Streichholzschachtel, um sie zum Entgleisen zu bringen. Alle Augenblicke rollen sie den Abhang hinab. Es gibt keinen anständigen Einheimischen, der nicht eine Beule an der Stirn oder Schrammen hätte. Aber darum handelt es sich nicht. Die Sache ist die, daß diese berühmte Eisenbahn die Republik jährlich einige Millionen Goldrubel kostet. Oder ein anderes Beispiel: es gibt ein Dekret, das irgendwer irgendwann erlassen hat, nach dem die Schornsteine der Lokomotiven unbedingt Netzhauben zu tragen haben, um zu vermeiden, daß die fliegenden Funken die Wälder in Brand setzen. Aber solche Hauben gibt es nicht, alle Lokomotiven laufen ohne sie herum, weil es an „speziellen Krediten" zu diesem Zweck fehlt. Der bureaukratische Ring schließt sich mit dem Gefühl der größten Befriedigung, und die alten Kaffeekannen fahren fort, ihre ungeheure Brandstiftungskampagne zu betreiben. Der Arbeiter aber muß für einen Balken 18 Rubel bezahlen — bei 11 Rubel 50 Kopeken Monatslohn (ein Lehrling) kann er sich also freudig der Arbeit hingeben im

Bewußtsein der Tatsache, daß er monatlich minus 6 Rubel 50 Kopeken zurücklegen kann.

Bei uns arbeitet man immer sprungweise, mit krankhafter Anspannung nach irgendeiner bestimmten Richtung hin. In der Produktion z. B. sind erstaunliche Resultate erzielt worden. Nicht nur die alten Baggermaschinen sind aus eigener Kraft instand gesetzt worden, man hat auch noch zwei neue Bagger in Betrieb genommen. Das Kraftwerk von 1400 Kilowatt ist auf 2900 Kilowatt verstärkt worden; trotz des kürzeren Arbeitstages wurde der von der Kompanie 1913/14 aufgestellte Leistungsrekord beibehalten. Und was noch wichtiger ist, Kytlym ist solide Produktion geworden. Statt des abenteuerlichen Raubbaus von ehedem herrscht nüchterne intensive Wirtschaft. Die Ausbeute hat nicht mehr den alten phantastischen Charakter, man arbeitet in einer Atmosphäre des ruhigen Besitzes und — mit sauberen Händen. Es wird nicht gestohlen. Sechshundert Menschen sitzen auf dieser Sowjet-Platina, die niemand und allen gehört, und leiden die schwerste Not. Das sündhafte Fleisch dieses Metalls, sein betäubender Geruch und sein aufreizender silbriger Schimmer sind damals verblaßt, als die Kytlym-Arbeiter, noch ehe sie in den Parteiprogrammen Bescheid wußten, Nr. 6 wählten. Schon damals von dem geheimen Gedanken an die Verstaatlichung geleitet, verhinderten sie, daß die Grubenverwaltung Ditkowsky den Laufpaß gab.

„Es ging damals ein Gerücht: es soll über die Bolschewisten abgestimmt werden. Wir sahen, daß

die Entscheidung nicht mehr fern war. Die Aktionäre wollten Ditkowsky um jeden Preis loswerden. Aber unsere Leute stellten sich wie eine Mauer hinter ihn und wählten ihn zum Sowjetvorsitzenden. Wir sammelten Unterschriften für ihn: wir brauchten ihn, um die Bagger in unsere Hände zu bekommen. Er wurde einstimmig gewählt."

Kytlym ist bis auf heute gesund geblieben, dafür sorgen Schljachtin, der Parteisekretär, Ssolowjoff, ein ehemaliger Freischärler und jetzt Miliz-Chef (ein Mann von außergewöhnlicher Energie, war früher Matrose und Zuchthäusler), dann Genosse Gawrilow, der Gehilfe des Direktors; aber alles, was das Alltagsleben der Arbeiter betrifft, ist entsetzlich vernachlässigt. Strengste Disziplin und Verantwortungsgefühl gehen Hand in Hand mit einer geradezu phantastischen Schlamperei, mit einer alle Grenzen übersteigenden Sorglosigkeit gegenüber den Bedürfnissen und elementarsten Forderungen der Arbeiter. Es soll kein Vorwurf sein, der sich nur gegen Kytlym richtet — Kytlym ist in dieser Hinsicht nicht schlimmer als die Industriemetropole des Urals, als das herrliche Nadeschdinsker Werk. Aber die Partei riskiert durch diese Politik jeden politischen Kredit einzubüßen.

Es gibt auch „freie" Platinagräber — Freigräber — in Kytlym, an die zweihundert. Das ist die Kleinbourgeoisie Kytlyms.

Erstens fehlt es an Geld für neue Baggermaschinen, obwohl sogar der Weg, der Kytlym mit

dem Kraftwerk verbindet, auf lauter Platina gebaut ist. Es ist ein ganzer Kontinent, ein ganzes in Sümpfen gebettetes Bären-Amerika. Des Nachts, im fahlen Licht des schlaflosen Urals, sind seine Wälder und Wasser, Steine, Gräser und Sümpfe von weißlichem Schein überflutet, alles leuchtet platinafarben, im schneeigen Glanz unermeßlicher, in flüssiger Erde versunkener Reichtümer. Uns fehlt einstweilen noch das Geld, um für jeden in den Sumpf geworfenen Rubel hundert oder tausend herauszuholen. Es fehlt an den paar hunderttausend Rubeln, um sie dieser Erde gegen märchenhafte Wucherzinsen und mit der Bürgschaft von vier Gebirgsflüssen, vier Bergen aus reinem Dunit und des ganzen, mit Platina gefüllten Kytlym-Kessels zu leihen.

Die kleinen, hoch oben im Gebirge gelegenen Fundorte sind es nicht wert, daß man die Bagger hinaufschleppt. Die Lager sind nicht reichthaltig oder sehr verstreut, und es ist möglich, daß die Mechanisierung der Ausbeute sich nicht rentieren wird. Überall dort, wo wir keine Baggermaschinen aufstellen können oder wollen, arbeiten größere oder kleinere Gruppen von Freigräbern.

Sümpfe kommen sogar oben auf den höchsten Bergen vor. Es gibt Sümpfe auf der Kosswa, Ssosnowka und auf dem Konshak. Die uralten Berge leiden an Schädelerweichung. Ihr Gestein ist naß, fettig, morsch. Pferde kraxeln wie Hunde von Stein zu Stein, mit tief gesenktem Kopf suchen sie nach einer Stelle, auf der sie Fuß fassen können. Erst

Ende Juni, wenn die Wasserratten ihren gedehnten Schrei in den Wäldern erschallen lassen, Rebhühner sich auf die Eier setzen, wird die Taiga für Fußgänger passierbar. Dann wirft Gen. Ssolowjoff die Büchse über die Schulter, steckt sich ein silbernes Pfeifchen zum Anlocken von Wild ein und beginnt die Freigräbernester zu inspizieren. Mädchen, die er auf seinem Wege trifft, Mädchen, die alles wissen und schweigen, erkennen ihn und grüßen ihn mit listigen, lächelnden Augen. Der alte Kontrolleur auf der Kosswa, der ehemalige Kommis Abamelek — ein feiner, noch nie ertappter Dieb —, traktiert ihn, das Gesicht in scheinheilige Falten gezogen, mit Fischsuppe. Aber ein Pferd hat der Alte nicht.

„Wir wollen gleich hinreiten", sagt Ssolowjoff, und versetzt seinem sibirischen Pferde einen Hieb mit der Nagaika. „Sie können ja zu Fuß, gehen, es sind kaum drei Werst."

Und obwohl unsere Pferde im leichten Trab gehen, langt der Alte fünf Minuten nach unserem Eintreffen an Ort und Stelle an. Auf seine saffiangelbe Stirn treten einige Tropfen öligen Schweißes, sein Ikonenmund lächelt spöttisch, und der älteste der Freigräber richtet seine samtweichen Zigeuneraugen auf den Alten und entziffert aus seinem Gesicht die stumme Weisung.

Ssolowjoff bindet sein Pferd leicht an — um keine Sekunde zu verlieren, wenn es gilt, schnell fortzukommen —, betastet seinen Revolver und geht, um die Inspektion vorzunehmen.

Diese Freigräber arbeiten langsam, mit tierhafter

Hartnäckigkeit. Auf das Suchen läßt man sich nicht gern ein. Wie der Bär an Himbeeren, setzt man sich an einen Fleck und nascht an Platina: man will reiche Fundorte haben, sich auf ihnen festsetzen und sich nicht mehr vom Fleck rühren. Der Älteste befiehlt ihnen, auf Kundschaft auszugehen, an neuen Stellen zu schürfen, Proben zu spülen, aber die Freigräber, lauter junge Bauernburschen, gehorchen ihm kaum, wollen keinen Groschen für das Zweifelhafte riskieren: sie werden lieber den alten unfruchtbaren Schurfplatz mit stierhafter Hartnäckigkeit um und um wühlen, aber beileibe nicht ein neues Arbeitsfeld suchen. Bei dieser Jagd nach der unsichtbaren Beute, in der alles Instinkt, Gefühl, Erraten ist, schleppen sie sich widerwillig hinter dem Ältesten, weil sie seine geheimen Kenntnisse schätzen; aber sie hassen ihn tötlich für seine diebische Beweglichkeit, für die ewige Unruhe, die er ihnen zufügt. So haßt der eingesessene Bauer den Nomaden.

Die heutige Ausbeute ist über dem Durchschnitt und fast um das Doppelte größer als es der gestern eingesandte Bericht anzeigt. Aber man lügt mit gelassener Frechheit: das Schurffeld tauge nichts, aus 10 Kubikmetern kriege man nur soundso viel Platina heraus. Aus zehn oder fünf? Ssolowjoff erhebt nicht die Stimme, aber die Burschen, die ihre Mittagspause flachgestreckt um ein Feuer verbringen und die Wage des Kontrolleurs mit stierer Aufmerksamkeit beobachten, erheben sich plötzlich und richten ihre gierigen Blicke auf ihn.

„Übrigens," sagte Ssolowjoff, „Sie werden bald einen neuen Kontrolleur haben, einen Kommunisten."

Auf der anderen Seite des heißen Flüßchens sieht man einen Rotarmistenmantel mit Aktentasche und Revolver hinter den Büschen vorbeistreichen. Unter der durchnäßten Mütze bemerkt man ein gebräuntes Gesicht mit quadratischem Kinn. Die Leute am Feuer rühren sich nicht, die ganze Bande, die tierhaft, ohne irgendwelche Bedürfnisse lebt und nur für das Interesse hat, was auf der Hornschale ihrer kleinen Taschenwage Platz findet, verfolgen den Mann drüben mit den Blicken, um festzustellen, welche Gefahr ihnen von dieser Seite droht.

Man pflegt jeden Fremden mit Mißtrauen anzusehen. Alte, erfahrene Bauern vergraben sich mit ihrer ganzen Familie, mit ihren Söhnen, deren Frauen und ihren Töchtern, in die Erde. Ihr Arbeitstag endigt, wenn die Nacht niedersinkt. Ihre Arbeit ist schwer, kleinlich, erfordert viel Geduld; sie wird weder mit Worten noch Liedern, noch Ruhepausen unterbrochen. Weiber mit zusammengekniffenen, gierigen Mündern kneten dreist die Erde wie trockene Saugwarzen einer kranken Kuh. Bauern zerkleinern wütend das Gestein; sie hassen diese käufliche Erde, die sich jedem ergibt und lange unfruchtbar bleibt.

Ganz alte, einsame Freigräber sind wie die alten Alchimisten. Von der Sonne verdorrt und leicht geworden, wie eine vom Vogel verlorene Feder, von dem ewigen Wechsel von Glück und Unglück un-

gläubig geworden, sitzen sie mit skeptischer Miene am Rande der Schurfstelle und treiben ihre unerfahrenen Schüler bei ihrer schweren Arbeit an: „Grabe tiefer, Mitjucha, tiefer unterm Wasser!“ Mitjucha ist schon schweißdurchnäßt; gehetzt von seiner jungen Gier, holt er ein Kubikmeter nach dem anderen heraus, wäscht Erde und Gestein und stürzt sich, wenn er nichts gefunden, mit neuer Wut auf den Sumpf. Der Alte aber lächelt über die Vergänglichkeit des Daseins und raucht. Selbst ein großes Glück könnte ihm nichts mehr geben: er hat ja schon lange mit dem Leben abgerechnet. Er hat sich davon überzeugt, daß das Leben ihm weder die Schulden ankreidet, noch seine eigenen Schulden bezahlt.

Niemand wird so von Gott betrogen wie der Gläubige. Meistens ist es kein Russe, sondern ein Wotjake. Mit unendlicher Demut rennt er der Platina nach, er trägt ihren Verrat mit stiller Geduld. Jahrzehntelang erleidet er die Mißerfolge, fest davon überzeugt, daß das Schicksal sich eines Tages seiner erbarmen und das ihm zugefügte Übel korrigieren wird. Schließlich kommt es soweit, daß der alte Freigräber freudig und liebevoll die neuen Niederlagen zur Kenntnis nimmt; eine jede von ihnen vergrößert nämlich die märchenhafte Summe, die das Glück ihm als Vorschuß genommen hat.

Jede verlorene Hoffnung ist ein Recht auf neuen Gewinn. Jede Kränkung bringt den Tag der Vergeltung näher. So vergehen Jahrzehnte eines erniedrigten, durch nichts belohnten Fleißes. Ein

solcher Freigräber ist vollkommen einsam, noch immer verjagt er die ungebetenen Kompagnons. Wozu hat er diese fremden Menschen nötig? Er will ihnen keinen einzigen Deut von jenem Unglücksschatz schenken, der sich eines Tages in ungeheure Platinamengen verwandeln wird. Aber der Sumpf bleibt wie ehedem nur Sumpf. Von Tag zu Tag wird das Wasser kälter und die verschwollenen Augen in dem von Mücken zerstochenen Gesicht suchen vergeblich die silberne Ernte. Endlich, an einem heißen Tage, wenn der Sumpf siedet und dampft und von Grün überzogen, verliebte Vogelstimmen schmettern, steht der Wotjake mit dicken, von Rheumatismus aufgedunsenen Beinen vor dem ikonenhaften Kontrolleur, bettelt um einen Platz im Krankenhause und weint.

Er ist fest davon überzeugt, daß er in der Tiefe der letzten Grube, die er gezwungen war, heute zu verlassen, sein ihm verschriebenes Glück liegen gelassen hat. Das Schicksal bleibt dort zurück, in diesem Loch, das schon von den herabgefallenen Fröschen bewohnt wird, die da glückselig schwimmen, herumtummeln, die Hinterbeine auseinandergeworfen, wie träge Ruder, und mit den aufsteigenden Sumpfblasen spielen.

Pitschugin, der berühmte Platinagräber von Ssosnowka, sieht wie ein Pferdedieb aus. Er hat Zigeuneraugen von nicht zu schildernder Schlauheit und einen Zigeunerbart. Bei der Vernehmung benimmt er sich mit weiser Zurückhaltung. Wie ein kluges Tier, beschnuppert er die Fragen und

tritt, das Fußeisen bemerkend, in seinen eigenen Fußtapfen den Rückzug an. Und wenn er die gefahrlose Distanz erreicht hat, blickt er von dort mit seinen freundlich streichelnden Augen, während die Wolfsohren noch immer ihre gespannteste Aufmerksamkeit verraten.

Kaum hatte Gen. Ssolowjoff das Zimmer verlassen, wandte Pitschugin mir sein Gesicht zu, mit dem geräuschlosen Lachen eines alten Jagdhundes, mit einem Lächeln, dem die Gutmütigkeit an den scharfen, weißen Zähnen entlangtröpfelt.

„Und wissen Sie, wieviel Platina ich in Wirklichkeit habe? Zwanzig Pfund. Findet es Ssolowjoff, dann soll er es haben, findet er es nicht — nichts für ungut."

Gewöhnlich pflegt der reich gewordene Freigräber sich ein steinernes Haus mit grünem Blechdach zu bauen. Pitschugin aber lebt noch immer in seiner alten Holzhütte, seine Familie nährt sich noch immer von Kohlsuppe, und mit dem Bräutigam seiner Tochter feilscht er schon seit langem um die Aussteuer.

„Wie können Sie in diesem Schmutz leben, Pitschugin? Wollen Sie denn wirklich nicht einmal herauskommen, in ein anderes Leben?"

„Dafür werden die Söhne und Enkel genug haben."

Er denkt mit Liebe an seine Familie, die von Generation zu Generation in kargem Bauernwohlstand leben wird, trotz dieser Platina, die, wie ein erdrosseltes Kind unter den Dielenbrettern seines

Holzhauses vergraben liegt; die mit einem täglichen Laib sauren Brotes für hundert Jahre gesichert ist, und die bis auf die dritte Generation die Hoffnung hat, mit der Langsamkeit und Gelassenheit einer über die Wand kriechenden Wanze durch das Leben zu gehen.

„Wissen Sie, Gen. Ssolowjoff, was mir Pitschugin eben gestanden hat? Daß er zwanzig Pfund Platina besitze!"

Der Zigeuner nahm die Mütze ab, fand das, statt der Heiligenbilder in der Ecke hängende Leninbildnis, bewegte rührselig seine von Munterkeit, Spott und dem Bewußtsein seiner Sicherheit sprechenden Augen und sagte, sich bekreuzignd:

„Was fällt dir ein, liebe Frau! Bei allen Heiligen, so etwas kann ich nicht gesagt haben. Das wird mir auch niemand beweisen können!"

DIE SCHWARZE UND DIE WEISSE KOHLE

(Kiselstroi)

Wie ein Buch sind die grünen Wälder in der Mitte aufgeschlagen. Und damit es nicht zuklappe, liegt zwischen den Seiten ein blaues Lesezeichen — der klare, muntere Uralfluß Kosswa. Seine gebirgigen Schultern, alles, was ringsherum im blauen Dunst des Traumes atmet, ist Kohle und Erz, Erz und Kohle. Dieses natürliche Rohstofflager ist noch wenig erforscht, die Industrie schwach und verbraucht nicht die Hälfte von dem, was diese Gruben ihr liefern könnten, die Jegorschinski-Minen, die Gruben von Kisela, Gubacha und Tscheliabinsk. An eine Erweiterung der Produktion ist einstweilen nicht zu denken.

In zehn Jahren werden die Bärenberge von Kisel eine gewaltige Industriemetropole sein. Jetzt sind sie nur eine Taiga, wo statt Kohle Himbeeren eingesammelt werden und statt Erz schlanke Kiefern. Bis jetzt arbeiten nur die Gruben von Kisel. Es ist wahr, das ist ein ungeheurer Betrieb, in deren Mittelpunkt drei Zechen stehen, „Lenin", „Trotzki" und „Wolodarski", dann die ausgiebige Grube in Polowinka und drei Gruben in Gubacha, zwanzig Kilometer von Kisel entfernt. Solche Entfernungen spielen hier keine Rolle, die Arbeiten unter Tage erstrecken sich auf Dutzende von Kilometern, und die Jahresbeute erreicht Millionen von Pud.

Die Zeche „Kisel" ist ein ganzes unterirdisches Reich mit der Hauptstadt „Lenin", einem Hauptschacht, der bis zu 400 Meter Tiefe mißt; außerdem kommt noch die Trotzki-Zeche, in der die Adern sich in launischen und dünnen Schichten hinziehen, in deren niedrigen Schachten man auf den Knien, mit gesenktem Kopf, arbeiten und der Kohle tückische Hiebe von unten nach oben versetzen muß. Kisel hat ihren Mittelpunkt und ihre Randgebiete, die ferngelegene Polowinka, ihre unterirdischen Chausseen mit elektrischen Lokomotiven und typischen Straßenbahnsignalen; sie hat in ihrem unterirdischen Urwalde Landstraßen und Pfade, die in der ewigen Nacht von kurzsichtigen Pferden befahren werden.

Es gibt Flächen, Straßenplätze, die mit fünf bis sechs Meter starken Mauern aus bestem Heizmaterial umgeben sind, das glänzend wie ein Panzer, mathematisch genau wie das Granit der Kais sind, die die Ufern dieses Kohlensees umfassen.

Kisel hat ihre Zeit, ihre Ewigkeit, die derjenigen des Tages nicht gleicht. Dort gibt es keine Sonne, keinen Tag, keine Nacht. Es gibt dort nur Arbeit, die immer schwarz, immer nächtlich ist, gebrochen in drei gleiche, achtstündige Stücke, deren jedes Hunderte von Pud wiegt. Oben, wo es Grün und Weiß, wo es Licht und Sommer gibt, ist der Anfang des Tages mit Tau gezeichnet. Der unterirdische Tau aber trocknet niemals. Die Erde schwitzt unausgesetzt; die Stollen befeuchten sich um so mehr, je tiefer sie sich senken. Die Wände werden eisig

und feucht, wie lasterhafte Hände. Dem Schweigen der Erde gesellt sich anfangs das gleichgültige und klingende Tropfen des Wassers, dann das leichte Geflüster und laute Geschwätz der übermütig gewordenen Bäche und endlich ein kaltes, bedrohliches Rauschen der unausgesetzt in die Tiefe stürzenden Wasser.

Die unterirdische Kisel hat ihre Zeiten, ihren Taufall, ihr Wasser und auch ihr Feuer. Unter der Erde leben Feuer und Wasser in Eintracht und helfen sich gegenseitig im Kampfe gegen den Menschen. In den nässesten Stollen beginnen die Flammen der sonst so ruhigen Lämpchen auf einmal zu zittern und ihre gelbe Zunge unruhig und ängstlich ans Netz zu drücken: der ätzende Atem der plötzlich veränderten, unterirdischen Luft wird bedrohlich. Die zudringliche Wärme taucht die Menschen in zwiefaches Naß: in Wasser und Schweiß.

Auch die Luft ist in diesen Gruben eine besondere, mit keiner anderen zu vergleichen. Mag sich ein Bergmann auch noch so sehr verirrt haben, aber wenn er eine Weile stillsteht und in die Dunkelheit hineinhorcht, so vernimmt er mitten im Plätschern, Rauschen und Schweigen ein leises Zischen der Luft, die den unsichtbaren Löchern des Luftrohres entströmt. Auch wenn die Laterne erloschen ist — es bleibt sich gleich, die ausgestreckte Hand wird in der Dunkelheit den langen, gestreckten gußeisernen Hals unfehlbar heraustasten, durch den die Luft in diese unterirdische Welt hineingepumpt wird.

Diese Rohre sind allgegenwärtig: im Gangstollen, neben den fieberhaft zum Licht aufstrebenden Geländern, im Sumpf der nassen Schächte, in Sackgassen, wo nur Wasser und Schweigen ist, in den von der unsichtbaren Glut erstickenden Strecken: überall, wo der Mensch seine Keilhaue schwingt oder die Harpune der knirschenden Bohrmaschine: überall, wo er erschöpft seine Laterne hebt, um die noch nicht zurückgelegten Stufen über seinem Kopf zu zählen: überall, wo die Arbeit mit den eisernen Krallen ihrer Maschinen die Kohle aus dem tauben Gestein herauszerrt: überall, wo der Mensch schweißtriefend sich erholt, mit auf und nieder gehender Brust, die von dem Andrang des Blutes zu platzen droht — überall zieht sich neben dem Bergarbeiter und begleitet ihn in seinem Kampf gegen die schwarzen, funkelnden Mauern dieser sein getreuer Bundesgenosse — die lebenspendende Luft.

Die Maschine, die den lebendigen Atem unter die Erde pumpt, wohnt hoch oben in einem der hellen, aristokratischen Etagen, in einem sorgsam gehüteten, sauberen Raume. Die Menschen tun alles Erdenkliche, damit sie, kostbar wie sie ist, sich ihrer Gefangenschaft nicht bewußt wird. Ihr Haus ist lichtüberflutet. Die Decke hoch. Der Boden betoniert, die Kohle darf ihren Fuß nicht über die Schwelle dieses weißen Gefängnisses setzen. In einem Kilometer im Umkreise wird die nasse und schwere Finsternis von dem warmen und gesunden Atem der lebendig begrabenen Maschine erwärmt. Die Erde drängt sich von allen Seiten vor, in ihrem

uralten Traum ahnt sie dumpf das unaufhörliche, gewaltige und freudige Beben der Kraft, die aus der Einzelzelle der Kompressoren ausgeht. Und wankend, ihre von Feuchtigkeit entzündeten Augen schließend, weicht die ewige Nacht vor dem göttlichen, aus den Toren und Fenstern dieser einsamen Wohnung flutenden Schein der Elektrizität zurück.

Aber Kisels Kraftanlage ist verbraucht und überlastet. Ihre Energie reicht kaum hin, um die Lungenzellen der Kiselgruben zu durchlüften. Immer häufiger werden Störungen, der Atem setzt aus, aber nach einigen Stunden fieberhafter Arbeit gelingt es immer, die Störung zu beseitigen. Doch häufen sich die Fälle, wo die Stollen und Strecken sich mit dichtem, grünlichem Dunste füllen: es ist das giftige Schlagwetter der Grubenkatastrophen, das langsam von Stufe zu Stufe an den Mauern entlang, seine Rauchmähne schüttelnd, emporkriecht. Ängstlich ziehen sich die Lampen der Steiger vor ihm zurück. Dieser süßliche, vanilleartige und bittere Geruch hat etwas Gewaltsames an sich, etwas, was das Leben mit würgenden, wütenden Klauen an der Kehle packt. Schon wieder ist im Kraftwerk etwas nicht in Ordnung — die Ventilation funktioniert nicht. Unruhe verbreitet sich mit blitzartiger Schnelligkeit im Bergwerk. In der „Wolodarski"-Zeche, wo die Menschen gebückt, wie Weihnachtstannen in niedrigen Stuben, arbeiten müssen, wo ihr Kopf gegen die Decke stößt, laufen die Lampen ängstlich von Stollen zu Stollen. „Kein Strom!" Vergeblich hängen die Bergleute am Hebel der Ventilationshähne. Ihre

Waffen verden ohnmächtig, kraftlos, lösen sich aus der Wunde, die dem Kohlenflöz eben geschlagen wurde. Heiße Trägheit verbreitet sich durch die Stollen, erstickende und gereizte Menschen liegen rauchend auf der Kohle. Das Blut hämmert laut in den Schläfen — wie ein verschütteter Bergmann, der die Mauern abklopft, um einen Ausgang zu finden. Die alten Leute lassen die Arbeit liegen, drücken die Hand auf die Augen und kriechen ein-, zweihundert Meter höher: um zu trinken und aufzuatmen. Die Jungen werfen die Hemden ab und lassen sich von dem schwefeligen Wasser berieseln, von dem sich die Haut anfangs rötet und — wie der Speichel vom Zitronensaft — zusammenzieht, dann aber nachgibt und rissig wird.

Wieder kein Strom!

Die Pumpen saufen gelangweilt und träge das Wasser, das rauschend hinzufließt. Der ganze Berg ist asthmatisch geworden.

Diese Erstickungsanfälle haben in Kisel schon während des Krieges begonnen. Vielleicht hat man sie bisher, im Hinblick auf die allgemeine Not, den Hunger und die Gleichgültigkeit, die den beiden folgt, weniger bemerkt. Außerdem arbeitete man damals nicht so angestrengt wie jetzt, man arbeitete nur, um die Gruben nicht zugrunde gehen zu lassen und auch selbst nicht zugrunde zu gehen. Aber jetzt, wo die ganze Zeche vom Direktor bis zum letzten Stürzer an dem Kampf um die Vergrößerung der Arbeitsproduktivität beteiligt ist, wo auf dem Kohlenmarkt plötzlich der Koks aus dem Kusnetzki-

Bassin aufgetaucht ist, der trotz der tausend Kilometer Eisenbahntransport konkurrenzfähig geblieben ist; jetzt, wo man sich innerhalb zweier Wochen gezwungen sah, das Pud Kohle fast um drei Kopeken billiger auf den Markt zu werfen — jetzt ist jede Störung der Arbeit gleichbedeutend mit einer Katastrophe. Die Zeit hat einen Wert bekommen, und dieser Wert steigt unausgesetzt. Und nun ist die ganze Zeche von tödlicher Übelkeit erfaßt und gezwungen, Spaten und Keilhaue hinzuwerfen und zum Ausgang zu kriechen, um das Bewußtsein nicht ganz zu verlieren.

Luft, Luft, Luft!

Die Zeche Polowinka hatte in diesen Tagen die Arbeit fast ganz stillegen müssen. Mit der Uhr in der Hand standen die Ingenieure an den kranken Maschinen, zählten den Puls und berechneten den Augenblick, wann sie stillstehen würden. Im Augenblick der höchsten Gefahr, als Wasser und stickige Luft schon die anderen Stollen zu überfluten begannen, flutete durch die altersschwachen Leitungen der Zeche Polowinka eine mächtige, alles verjüngende elektrische Kraftwelle. Woher kam sie?

Vor etwa zwei Jahren, damals, als Hunger und Typhus am ärgsten wüteten, wurde 20 Kilometer von Kisel entfernt — auf dem wildbrausenden Flüßchen Kosswa, das toll und übermütig den Berg hinabstürzt — mit dem Bau eines gewaltigen Kraftwerks begonnen. Es sollte vor allem den altersschwachen Maschinen der Zechen zu Hilfe kommen, aber geplant und gebaut war dieses Kraftwerk nicht

jener 600 Kilowatt wegen, mit welchen es schon jetzt die Kraftversorgung der Zeche Kolowinka und Kubacha verbessert, und auch nicht wegen jener 6000 Kilowatt, die der Trust in seiner Gesamtheit von diesem Kraftwerk künftig beziehen wird.

Mit dem Bau dieser Energiequelle im Bärengebirge von Kisel sicherte die Republik einem großen Industrierayon mit einem Radius von dreihundert Kilometern eine billige Kraft. Die Errichtung Kiselstrojs oder des G. R. E. S. (die gekürzte Bezeichnung dieses Kraftwerks) wird nicht nur jene vierzig Millionen Pud Kohle verbilligen, die Genosse Ssaschin in diesem Jahr zu gewinnen hofft — der Bau des G. R. E. S. wird zur Folge haben, daß in dieser Gegend in kurzer Zeit ein neuer Kohlenrayon, eine ganze Reihe von Minen, Bergwerken und Betrieben mit gesteigerter mechanischer Erzeugung und billiger Produktion entstehen wird.

Von dem Glasdach des G. R. E. S. bietet sich ein prachtvoller Ausblick. Links, auf dem mit Forsten bedeckten Berge, leuchtet ein breiter Weg — das ist der Weg, den die elektrische Leitung nach Kisel nehmen wird. Diese Wälder werden in fünf Jahren verschwinden; dort, wo jetzt, einer Erdbeere im Rasen gleich, das rote Dach des Krankenhauses hervorschimmert, dieses kläglichen Feldlazaretts mit seinen hölzernen Pritschen, auf denen im Laufe von zwei Jahren über dreihundert Arbeiter starben, wird vielleicht ein großes Eisenwerk oder eine Bahnstation liegen. Rechts ziehen sich die eingeengten Reihen der Arbeiterbaracken hin, wo die

Menschen in dem ewigen Schmutz schlafen, essen und ersticken, wo Familien und Unverheiratete durcheinandergewürfelt sind und also weder die einen noch die andern einen Augenblick Ruhe haben. Wo die Menschen so leben, wie das Proletariat, wenn nicht gerade im ganzen industriellen Rußland, so doch jedenfalls im ganzen industriellen Ural, lebt — bettelhaft und elend. Und unter diesen Verhältnissen bringt es das Proletariat doch fertig, die russische Industrie -- die Sowjet-Industrie — aus dem Sumpf herauszuziehen. Was wird nun an Stelle dieser Kasernen sein — ein Betrieb, ein neuer Schacht oder ein Arbeitspalais? Wenn das russische Proletariat in diesen Jahren der Armut großherzig genug war, ein herrliches Kraftwerk mit dreihundert Menschenleben zu bezahlen, ein Werk, das in den nächsten Jahrzehnten die umliegenden neugeborenen Betriebe ernähren wird — wozu wird es fähig sein, wenn es sich ein wenig ausgeruht, sich satt gegessen, bequemer eingerichtet und zugelernt hat? Man kann vor Stolz und Freude toll werden — beim Anblick dieses herrlichen grauen Gebäudes, dessen riesenhafte Fenster den zottigen, zerhauenen, auf das andere Ufer zurückgedrängten, vom Dröhnen der Äxte und Maschinen erschreckten Urwald betrachten.

Das Kraftwerk hat sich noch nicht herausgeputzt. Der ganze Platz rings herum trägt Spuren und Reste seiner Geburt. Erschöpfte chinesische Arbeiter schleppen wankend den Schutt weg und verbrennen ihn. Aus dem Wasser ragen die nassen Köpfe

der Pfähle, die das Hochwasser noch nicht fortgeschwemmt hat — die Erinnerung an den schwersten Teil der Arbeit, als man einen Kanal von 200 Meter Länge und 12 Meter Tiefe graben mußte, um den Fluß unter das Gebäude zu leiten. Der Bau des Betonbetts unterhalb des Wasserniveaus bei stärkstem Andrang des Gebirgswassers, bei dem Arbeitslohn und den Rationen des grimmigen Jahres 1921/22, fast ohne Maschinen, ohne Arbeitskleidung und Geld — und das alles in Kisel mit seinem harten, veränderlichen Klima, wo trotz der verbesserten Lebensverhältnisse 90% der Kinder mit ausgesprochenen Anzeichen der Tuberkulose geboren werden — das ist eine wahrhaft großartige Leistung. Die Inneneinrichtung des Gebäudes ist fast fertig. In dem Aschenkeller läßt sich, trotz des unhörbaren Aschenregens und des starken Schwefelgehalts der Kohle, leicht atmen. In der Kesselabteilung — ein freudiges Chaos von frischem Gerüstwerk. Von dem mit Betonstaub bedeckten Fußboden bis zur Glasdecke des zweistöckigen Saals erhebt sich das weiße Kiefernholzgerüst, das mit wimmelnden Menschen bedeckt ist und unter der Last der Maschinenteile bebt. Nur die Hälfte des Palais ist mit vier Kesseln ausgefüllt (Babcock-Wilcox, Schiffstypus vom Jahre 1917, Heizfläche 350 qm), die andere Hälfte steht noch leer, bereit, die zweite Kesselserie aufzunehmen. Alles ist von Licht überflutet, alles ist ungeheuer wie im Kinderzimmer eines Riesen; die Kraftanlage kann beliebig erweitert werden. Einstweilen dürfen noch Kohlen-

wagen in das Gebäude hinein, um ihre elenden 5—6 Pud in den Mund der Öfen zu schütten. Die Heizer beseitigen unzufrieden den Kohlenschutt, den die unsauberen Wägelchen in das helle Maschinenhaus tragen. Aber bald wird ihnen der Eintritt verwehrt werden. Der Turm und das eiserne Band, das die Kohle mechanisch in die Feuerung tragen wird, werden bald zu Ende gebaut sein. Arbeiterbataillone schleppen behutsam schwere Maschinenteile heran. Auf den Gerüsten, zwischen Holz und feuchtem Kalk, zwischen Sägen, Äxten und biegsamen Holzrippen singen die Zimmermeister. Die kleine provisorische Schmiede verbreitet einen fürchterlichen Lärm. Ein schlanker Monteur in langen Uralstiefeln klettert leicht nach oben zu dem großen Wasserbassin.

Nur auf dem Dach angelangt, fühlt man die herrliche Höhe — 40 Meter — dieses Gebäudes. Aber auch hier mischen sich in die festliche Stimmung und in das Fieber der letzten Arbeiten trübe, bittere Dorfgedanken, Worte von Acker und Brot — man spricht nicht nur von diesem Palais, in dem die Elektrizität wohnen wird. Ein Maurer murrt leise vor sich hin, ohne in der Arbeit innezuhalten:

„Das ganze Gebäude bin ich in diesen zwei Jahren um und um gegangen, von unseren Leuten war noch Jekimow da — wir haben mit ihm zusammen am Betonfundament gearbeitet. Eines Tages erkältete er sich und starb."

„Ich will zurück nach dem Kasanschen — wer aus der Erde geboren ist, der muß auch wieder in

seine Erde zurück. Wenn alle Proletarier sein werden, wer soll dann das Feld bestellen?"

So spricht und klagt am Vortage eines großen Arbeitssieges ein auf seinem vollendeten Werk stehender Maurer, ein Arbeiter, der ein Bauer ist.

Die Turbogeneratoren — schwarz, glänzend, jeder von 8000 Volt, ruhend, wie Löwe und Löwin nebeneinander. Sie liegen auf einer schweren Betonbrücke. Jede Maschine hat ihren besonderen Pulsschlag und ihre Stimme — aber nichts kann sich mit dem gleichmäßigen Ton der Kraft und Ruhe vergleichen, mit dem die Turbinen das ganze Haus erfüllen. Sie können nicht warten, bis der Fußboden trocken ist. Sie brauchen nichts außer dem Fundament, das fähig ist, ihre majestätische Last und die unmerkliche Vibration zu tragen, die einen Felsen erschüttern könnte. Mögen die Betonarbeiter am nassen Betonfußboden weiterarbeiten: kaum das schwere Reisekleid abgeworfen, arbeiten schon die Turbinen zwischen den nackten Mauern vor einem riesigen, himmelerfüllten Fenster.

Die Arbeiter dieser Abteilung sind keine in einer Fabrik beschäftigten Bauern, sondern echte Proletarier. Da sind z. B. die Maurer und Betonarbeiter: Genosse Schewrin kämpfte und siegte am Perekop-Paß — dann grub er den Kanal in Kiselstroj —, in die Armee kann er nicht mehr zurück. Der Rheumatismus hat seine Kavalleriebeine geschwächt und entstellt. Genosse Anjapow kämpfte um Polozk — dann baute er die Decke im Aschenraum und festigte das Fundament des G. R. E. S. Jetzt bauen

diese beiden Soldaten — in Maurerschürzen und über und über mit Kalkmehl bestaubt — den Fußboden in der anderen Hälfte des Gebäudes, der in ein paar Jahren weitere 16 000 Volt tragen wird.

Jetzt — vom Allerheiligsten Kiselstrojs, von der Hauptschalttafel, von der besonderen Schalttafel für eigenen Bedarf, von den geschlossenen Kammern, in denen die Umformer wohnen! Wie soll ein ungebildeter und selbstbewußter Journalist diese stillen Säle beschreiben, in welchen man nichts berühren darf, wo die Wände mit einem Gewirr von blauen, roten und weißen Adern — den Stromleitern der Bewegung, der Kraft und des Lichts — bedeckt sind. Man muß ein Techniker, und zwar ein hochqualifizierter Techniker sein, um den Tisch mit Meßinstrumenten richtig einschätzen zu können, um das Beben der Zeiger mit ihren stets gleichen Anschlag, die ausdrucksvolle Sprache der Skalen in ihren goldenen Manschetten, die — gleich Sonnenblumen den rosiggeäderten Marmor umgeben, verstehen zu können.

Die stillen, menschenleeren Räume und die kleinen, gebrechlichen Apparate, die einen Wind von Wärme und Kraft ausströmen, drücken den hier beschäftigten Menschen ihren besonderen Stempel auf. Beim Anblick der schweigsamen Gestalten an den Tischen, die das Beben dieser für einen gewöhnlichen Sterblichen unfaßbaren Zeigerausschläge in Abständen von dreißig Minuten in das Buch des Lebens notieren, dieser von dem grellen Licht bläulich angehauchten Mathematikerhände — wird nie-

mand zu der Vermutung kommen, daß die Leute alte Soldaten der Revolution sind, die vier lange Jahre mit dem Gewehr in der Hand gekämpft haben. Da ist Genosse Olechow, der gerade jetzt an der Schalttafel Dienst hat: er ist Kommunist seit 1918, Soldat der V. Armee, der mit dieser Armee von Glasow bis zum Baikalsee marschiert ist.

Da ist Pschennikow, der Chef aller Schalt- und Meßapparate, der bei Ufa gekämpft hat; da sind viele andere, die zwei Jahre lang dieses Kraftwerk Stein um Stein aufgebaut haben, die endlich ihren ständigen Platz in den geräuschlosen Sälen gefunden haben, deren andächtige Stille von diesen 6000 Volt getragen ist, die den Raum mit sorgfältig in Seide gehüllten Leitungen durchschneiden.

Der an der Spitze Kiselstrojs stehende Genosse verbindet in seiner Person — ebenso wie die an den Schalttafeln beschäftigten Menschen — Eigenschaften, die nicht oft zusammen anzutreffen sind: Kommunismus und die Erfahrung eines glänzenden Ingenieurs. Es ist Genosse Tischewski, ein altes Mitglied des Zentralkomitees und einer der besten polnischen Elektrotechniker.

In der Nähe des Kraftwerks, inmitten von Schutthaufen, die jetzt verbrannt werden, liegt ein kleines Holzhaus, das nach Bedarf von einer Stelle zur anderen transportiert wurde. Es ist der Betriebsrat von Kiselstroj. Die Genossen haben in diesem transportablen Schneckengehäuse nicht nur gearbeitet, viele haben dort auch gewohnt, um in jedem Augenblick in der Nähe der Bauarbeiten zu sein. Aus Mangel

an Raum ist es mir leider unmöglich, die Arbeit eines jeden von ihnen ausführlicher zu schildern, trotzdem die von ihnen geleistete Arbeit ganz außerordentlich war. (Im Jahre 1922 begonnen, wurde Kiselstroj in zwei Jahren nicht nur gut, sondern auch erstaunlich schnell gebaut.) Da ist einer, der im G. R. E. S. alle seine Kräfte aufgebraucht hat und aus diesem zweijährigen Arbeitskrieg als Invalide hervorgegangen ist. Es ist Genosse Polygalow, der Vorsitzende des Betriebsrats. Es ist charakteristisch, daß Genosse Polygalow nicht einmal ahnt, daß er aufs äußerste erschöpft und nervös ist. Sein Lebenslauf als Arbeiter und Parteikämpfer: in der Partei seit 1917, seit August 1917 in der Roten Garde, dann in der 20. Division Blüchers, im Feldzug von Bogojawlensk — bereits Gehilfe des Militärkommissars im 263. Regiment; 1921 ist Polygalow Militärkommissar in einem Truppenteil zur Bekämpfung des Banditenunwesens; 1922 — Kiselstroj; 1925 — entweder Urlaub und ein Jahr Sanatorium oder — das Ende.

UNTERWELTLER

Es gibt eine Grenze, an der angelangt, der Mensch das letzte Band mit der Erdoberfläche verliert: das ihm angeborene Gefühl für die Richtung.

In den Stollen Nr. 48 muß man auf dem Bauch kriechen, sich mit Knien und Händen gegen die Pfeiler stemmen, deren endlose Reihe im dunklen Nichts verschwindet. Wo ist der weiße Lichtfleck geblieben, wo der Ausgang, wo die Oberfläche? Eine Wolke von Staub, Schutt und warmer Stickluft schwimmt einem entgegen. Von Zeit zu Zeit stürzen große Kohlentrümmer in die hölzernen Mulden. Den Kopf kann man nicht heben — die Decke liegt auf den Schultern; zwischen der Brust und dem glatten, fließenden, zerfallenden Kohlenbett findet die am Rock hängende Lampe kaum Platz. Die vom Menschen verfolgte Erde flieht nach oben, nach links und rechts, aber endlich eingeholt, gefangen, ergibt sie sich der Keilhaue des Bergmanns — der wie ein Habicht in den aufgeschwollenen Bauch eines gefallenen Pferdes eindringt.

Michail Matwejewitsch ist der Verwalter der Zeche. (Sein Gesicht hat etwas Hartes und doch Flaumiges; er besitzt die bemerkenswerte Fähigkeit, mit den Tataren arbeiten und gut auskommen zu können.) Michail Matwejewitsch hängt seine Lampe an einen Balken neben die andern Lampen — wie leuchtende Fledermäuse an schwarzen

Krallen hängen sie da. Man unterhält sich, diskutiert — andere schweigen und rauchen. Aber man weiß nicht, wer da spricht, diskutiert oder raucht. Gesichter sieht man nicht. Unmittelbar aus der Finsternis tauchen Augen hervor, rote, feuchte Lippen, die wie Morgenrot schmalen Streifen der Stirnen. Da ist einer — der Häuer Wassili Michailowitsch Kotelnikow.

Die Rede ist kurz, ärgerlich — man spricht davon, daß die Arbeit nicht recht vorwärtsgehen will.

Das Artel arbeitete früher in der bequemen Leninzeche — an die engen, gewundenen Stollen „Trotzkis" hat es sich noch nicht gewöhnt. Die von ihm erzielte Ausbeute sank plötzlich auf eine lächerliche Menge herab. Man könnte den Mißerfolg sehr leicht mit rein äußeren Gründen erklären. Wer auch nur eine Viertelstunde in diesem heißen Spalt verbracht hat, der versteht es ohne alle Erklärungen sofort, daß die Leistungsnorm oder gar die Überleistung hier unendlich schwieriger oder gar unmöglich zu erreichen sind. Aber solange die Arbeiter fühlen, daß es nicht nur an den äußeren Ursachen, sondern auch an der Unfähigkeit liegt, seine Atemzüge, die Schläge seines Herzens und die Bewegungen der Arme den neuen Bedingungen anzupassen, solange die „Schuld" auf ihrer Seite liegt — wird niemand ein Wort sagen. So ist die eigenartige Bergmannsethik beschaffen. Morgen wird der menschliche Körper der unerträglichen Schwere der Arbeit gerecht werden, sich den an ihn gestellten Anforderungen spielend anpassen — dann aber erst

werden die Bergleute eine gerechtere Entlohnung fordern.

Der zweite Bergmann wendet sich von der Wand ab. Sein Gesicht ist zur Hälfte schwarz, zur Hälfte weiß, als wenn sich diese weiße Hälfte in diesem Augenblick erst von dem Urgestein abgelöst hätte. Im Mund steckt ihm eine Zigarette — oder ist es eine glimmende Kohle? Das Flämmchen der Lampe flackert qualvoll hinter ihrem Netz. Es wird von dem leicht spürbaren Gasgeruch in Unruhe versetzt. Die rauchenden Bergleute löschen aus Vorsicht ihre Zigaretten aus.

Der im niedrigen Raum wie ein Taschenmesser zusammengeklappte Häuer richtet sich plötzlich auf, ergreift eine Axt mit seiner Hand, die an einem unmäßig langen Arm zu hängen scheint, und schlägt die Axt in einen niedrigen Balken ein. Die Lampen erwachen aus ihrem unruhigen Schlaf und beginnen zu rußen.

„Seit dem Jahre 18 kämpfte ich als Freiwilliger an der Front. Als ich 19 nach Hause kam, wurde ich auf eine Denunziation hin verhaftet. Da flog ich aus der Partei — daß sie der Teufel hole . . ."

Der Mann kann es nicht vergessen, daß er damals gezwungen wurde, gemeinsam mit den „unerwünschten Elementen" Kartoffeln zu verladen, daß er dabei von einem grünen Jungen kontrolliert wurde. Noch lange hören wir das zornige Brummen des Zimmerlings. Der Stollen erscheint von weitem wie ein Käfig, in dem ein lebendig Begrabener mit

einem Hammer in der Hand vergeblich nach einem Ausgang sucht.

Jetzt ist der Stollen Nr. 25 zu Ende. Feuchtigkeit und Finsternis. Hier arbeitet ein erstaunlicher Mensch — Genosse Derewnin. Er ist noch jung, seine listigen weißen Zähne blinken übermütig aus der Kohlenmaske. Er ist kaum 34.

Das ist ein Fanatiker, ein Freiwilliger dieser Unterwelt. Ja, er ist ein Unterweltler, der das Tageslicht nicht nötig hat, der keinen Wind braucht, dem die grünen Hüllen, die die Erde mit Schatten, Feuchtigkeit und leisem Rauschen bekleiden, unangenehm sind. Keine noch so strahlende Sonne wird er gegen das tiefe Schweigen der Schächte, gegen diese Finsternis eintauschen, die der Lampe des Bergmanns überall unausgesetzt folgt.

Die Revolution rief Derewnin ans Tageslicht zurück. Die Roten und die Weißen machten sich das Recht streitig, diesen Mann unter das Gewehr zu stellen. Bald kämpfte er mit der einen, bald mit der andern Partei: beide blieben ihm völlig fremd, unverständlich, beide schienen ihm überflüssig.

Im Transportzug, auf dem Patrouillenritt, im Lazarett, im Kursus für politische Aufklärung — der bald von einem Kommunisten, bald von einem pfiffigen Intellektuellen aus der Informationsagentur der Weißen erteilt wurde — hörte der Häuer nicht auf, über die Ursachen des menschlichen Leids nachzudenken. Und er hielt es für das beste, wenn dies ganze qualvolle und nichtige Dasein von der stillen Finsternis seiner Unterwelt liebevoll umhüllt

wäre. Unruhig ist der Wind der Erde — viel schöner ist das tiefe, feuchte Atmen der Stollen. Wie beruhigend sind die dicken Mauern der Gruben im Vergleich mit der Leere des offenen Raums, wie gefahrlos die Enge der unterirdischen Straßen und Gäßchen, verglichen mit den vollkommen überflüssigen Feldern mit ihren Stürmen, Kugeln und Gefahren! Dort oben ist Winter, elende Soldatenmäntel, Stahlgewehre, die den erfrorenen Händen glühend heiß vorkommen. Hier unten — ewige irdische Wärme, auch in der grimmigsten Neujahrskälte ist die Luft hier warm, trocken wie im Hochsommer: die Ernte der Unterwelt hat nie ein Ende, tagaus, tagein, das runde Jahr arbeitet man schweißüberströmt, mit nacktem Oberkörper auf dem schwarzen Kohlenacker.

Man kann sich vorstellen, wie er an der Front gekämpft hat!

Er selbst drückt sich so aus: „Man mußte halt ein wenig schuften, aber gar zu arg war es nicht . ."

Mehrere Male mobilisiert, wußte er es immer so einzurichten, daß er der Front den Rücken kehrte und das Weite suchte. Endlich gelang es ihm, dort unterzukommen, wohin man die Menschen seit Jahrhunderten als Sühne für die schwersten Verbrechen zu verbannen pflegte: in die Stollen, nach Kisel, in das liebe schwarze Loch, das inzwischen einen neuen Namen bekommen hatte — „Trotzki".

Es war ein Name, den er, als er noch „oben" war, tief gehaßt hatte. Aber hier versöhnte er sich mit ihm. „Oben" war er ein Feigling, hier ist Derewnin

— der leidenschaftlichste Soldat der unterirdischen Armee, ein energischer, unermüdlicher, opferfreudiger Frontsoldat. Dort schüchtern und kurzsichtig, hier ein scharfblickender Jäger, ein Häuer, der noch nie seine Keilhaue fortgeworfen hat. An der Spitze seiner unterirdischen Sturmkolonne unter den schwersten Bedingungen arbeitend, hält er sich für geborgen, gerettet, endlich in einem vollkommen gefahrlosen Zustande.

„Hier sieht man wenigstens, was einem über dem Kopf hängt, und kann dem Ding ausweichen. Da oben aber — da gibt es kein Ausweichen."

Besucher kann er nicht ausstehen. Er fürchtet immer, daß man gekommen ist, ihn zu holen — daß man ihn nach oben ans Licht zerren wird. Im Schatten des Kohlenfelsens schimmert das gespannte Gesicht dieses ewigen Deserteurs weiß wie ein Stück weißen, vom Raucher gebrauchten Papiers.

In der Zeche „Wolodarski": unter dem geneigten glatten Gangstollen, in dem man Gefahr läuft, zwei- bis dreihundert Meter tief hinabzustürzen; noch tiefer als das unterirdische Kloster — die stille, feuchte Dynamitzelle, wo ein chinesischer Einsiedler im Schein einer elektrischen Kerze tief unter der Erde frische, duftende Bastschuhe aus weißem Bast flicht und von Zeit zu Zeit seinen Kopf in der Pelzmütze und auf schlankem Halse vorsichtig zum Dynamit wendet; noch tiefer als die feuchten Holzkorridore, wo die Luft und die Schaumflocken an der Decke die Vorstellung erwecken, als wenn hier

soeben eine Überschwemmung vorübergegangen — noch viel tiefer, ganz unten, im Stollen Nr. 61, in dem Zwergsaal, wo sich kein Mensch aufrichten kann, wo die Wände hart wie Achat sind, wo der schmale rechteckige Kohlenflöz sich im Granitspalt verbirgt, wo das Licht im Nebel des feinsten Kohlen- und Wasserstaubs trübe wird — hier kann man Kisels eigentliche Einwohner zu Gesicht bekommen. Sie sind gerade mit der Vorarbeit fertig geworden, aber der vorstehende Kohlenblock, dem der Schemel schon unter den Füßen fortgenommen ist, will noch immer nicht stürzen. Die Bohrmaschinen arbeiten mit brüllendem, jedoch gleichmäßig pulsierendem Geräusch, von dem das Licht zittert und das Trommelfell zu platzen droht. Es ist, als wenn eine Lokomotive sich in diesen Keller verirrt hätte, sich gegen die Mauer stemmte und fortfahre, in vollem Tempo weiter zu arbeiten, ohne sich jedoch vom Fleck zu rühren.

Genosse Motorgin liegt auf den Knien vor der Mauer und betastet den Spalt unter dem Kohlenflöz; man sieht seinen gebückten, mit gesteppter Weste bedeckten Rücken und die nassen Sohlen der schwarzen Bastschuhe. Iwan Jegorytsch ist ein älterer Mann von etwa fünfzig Jahren. Er hat hängende Schultern, einen Bart, der in Kohle eingeweicht schein, und vollkommen schwarze Hände, deren Fingernägel rosig hervorschimmern — wie Fingerspitzen in zerrissenen, schmutzigen Handschuhen. Vom zerfetzten Hemd kaum bedeckt, leuchtet ein Stück Brustkorb hervor, eine Brust

mit einer so eingefallenen, bleichen Vertiefung in der Mitte, als wäre es keine Brust, sondern eine von den Füßen vieler Generationen ausgetretene Stufe oder eine Stelle an der Wand, wo die Arbeiter seit uralten Zeiten ihre müden Köpfe anzulehnen pflegen.

Dieser Genosse spricht beschämt und mit der größten inneren Erregung von seinem Ausschluß aus der Partei. Von Zeit zu Zeit unterbricht er seine Erzählung und verfolgt aufmerksam die Arbeit zweier Anschläger, die die von ihm ausgehauenen Kohlenmengen kaum bewältigen können. Schwaches Licht spiegelt sich auf ihren glänzenden Schaufeln und auf den Schirmen ihrer Ledermützen.

Iwan Jegorytsch fährt fort:

„Ja, die Partei — wir streben ihr ja alle zu. Aber ich bin ein alter Mann — kommt man nach Hause, gießt man gern eins hinter die Binde. Ich habe allerlei Kurse besucht, einen ganzen Monat hielt ich mich tapfer, aber es kommen ja auch Feiertage vor, man hat den ganzen Tag nichts zu tun ... Wenn man ausspuckt, ist es lauter Ruß ..."

Kurz, der Alte hat gegen die Parteidisziplin gefehlt, er ist nicht in Versammlungen gegangen und hat vielleicht einige obligatorische „Samstage" nicht eingehalten. Bei der Parteisäuberung ist er dann mechanisch herausgeflogen. Wahrscheinlich nur für kurze Zeit: für die Verletzung der Parteidisziplin kann und muß man die Jungen hinauswerfen (obwohl den Bergarbeitern mildernde Umstände nicht abgesprochen werden können) — aber nicht Leute

wie Iwan Jegorytsch. Menschen, die immer „über Tage" leben, Kommunisten der frohen, sonnigen Erde, werden niemals die grenzenlose Müdigkeit dieser Unterweltler verstehen können. Man muß den Schichtwechsel mit angesehen haben, wenn die Bergleute ans Tageslicht kommen; einer nach dem andern tauchen sie aus der Luke auf und blasen ihre trüben Laternen aus. Auch sie selbst sind wie trübe, erloschene Lampen. Die Anschläger, die die Kohle in den Holzrinnen weiterfördern — sie tun es rücklings —, stemmen sich mit Händen und Füßen gegen die Holzränder und schieben mit dem Rücken, mit dem ganzen Körper die Kohle vorwärts. Diese Anschläger haben hinten am Rock ein Stück Lammfell. In dieser ihrer Arbeitskleidung laufen sie nun durch den sonnigen Tag, schläfrig, mit blinzelnden Augen, wie aus einer Erdhöhle herausgezerrte, müde, weiße Tiere. Die haben's nicht leicht mit der Parteidisziplin!

Eine der einfachsten und glänzenden Methoden, mit denen die Produktivität der Kiselzechen gehoben werden konnte, bestand darin, daß Gen. Ssashin es verstanden hat, dem aussterbenden Stamm der alten Häuer die junge Arbeitergeneration aufzupfropfen. Ebenso, wie der Kommandobestand der Roten Armee in seiner überwiegenden Mehrheit aus den Reihen der alten Feldwebel hervorgegangen ist, ebenso füllten Hunderte und Tausende in die Kategorie der Häuer versetzten Anschläger die Reihen der alten Bergleute auf. Auch jetzt noch kann man irgendwo in einem dunklen Winkel der

Gruben auf einen jungen Arbeiter stoßen, der seinen „Hund" — den Kohlenkarren — extra schnell ausgeladen und so einige Minuten gewonnen hat, um sich wie ein Tobsüchtiger auf die erste beste Wand zu stürzen und sie mit einer Keilhaue zu zertrümmern, während sein müdes Pferd den Kopf auf die entstellten Beine senkt und ein Schläfchen zu machen versucht. Das ist ein Anschläger, der ein Häuer werden will, der seine jungen Zähne am schwarzen Knochen der Kohle versucht.

Aber die alten Bergleute sind um so wertvoller, je weniger es ihrer gibt. Es sind Menschen, für die weder Zeit noch Geschichte existiert. Wie das Meer liegt die Erde über ihnen, in seiner Tiefe gibt es weder Sturm noch Wechsel. Sogar die Kürzung des Arbeitstages von 12 und 10 auf 8 und 6 Stunden, dieses große Ereignis, das für jedes lebende Wesen in den Tiefen Kisels von ausschlaggebender Bedeutung war, sogar sie schien diese Patriarchen des Kohlenreichs nicht sonderlich berührt zu haben. Kein Zeitmaß vermag das Tempo ihrer Arbeit zu beschleunigen oder zu verlangsamen. Sie besitzen die Kunst des Rhythmus, der ihren Arbeitstag wie Kautschuk ausdehnt oder verdichtet. In vier Stunden können sie eine sechsstündige, in sechs Stunden eine achtstündige Ausbeute bewältigen. Meister und Künstler, deren Arbeit das stete Tempo eines straffgehaltenen Pferdes einhält.

Der junge Ingenieur unternimmt keinen Schritt ohne diese Veteranen, wenn es gilt, einem Kohlenflöz auf die Spur zu kommen. Diese alten Leute spüren

die Kohle, wie das schlechte Wetter von weitem. Was sollten die jungen Techniker z. B. ohne Tatarnikow anfangen, der in seinen 27 Arbeitsjahren tausende von Kilometern in den Strecken und Stollen der Lenin-Zeche zurückgelegt hat? Was wird Kisel ohne ihren alten Steiger anfangen, ohne diesen Mann, den die ganze Zeche kennt und verehrt? Eine charakteristische Figur! Seine hervortretenden Schläfen wölben den Rand der altmodischen Mütze, die ungeheure Stirn ist dicht über den Brauen von drei tiefen Rinnen durchfurcht. Über den nervigen, dicht anliegenden Ohren — ein schütterer gelber Haarkranz. Die scharfblickenden Augen sind fast farblos, wie Kerzen bei Sonnenlicht. Der lange dünne Körper, wie eine Serviette durch den Ring, in einen schweren Ledergürtel gesteckt. Wenn man den gewölbten Deckel dieses Schädels öffnete, würde man dort gewiß die ganze Zeche erblicken, so wie sie auf den Betriebskarten gezeichnet wird: mit eckigen Zeichen und Figuren, wie aus Streichhölzchen gebildet.

Auf dem Gebiete der Revolution und der Partei sind diese Alten schlecht beschlagen. Wenn man mit der unvorsichtigen Frage zu ihnen in den Stollen kommt: Genossen, wer gehört hier zur Partei? — dann wird man sicher mit einem saftigen Kraftwort empfangen werden. Dasselbe gilt auch von der Frage nach der Teilnahme am Bürgerkrieg. Ein Nikita Fadeitsch Tatarnikow wird nur mit einem spöttischen Lächeln antworten. Auf der ganzen Erde gibt es sicher keinen zweiten Ort, wo diese Leute

mit ihren Erfahrungen und Kentnissen so nötig wären, wie gerade hier, in ihrem Stollen.

Von allen Geboten der Revolution gelangte vielleicht nur das eine bis zum Bewußtsein dieser alten Tatarnikows: das Gesetz, das die Häuer zu rechtmäßigen Besitzern dieser Gruben gemacht hat. Und mögen sie noch so sehr jeder Politik aus dem Wege gehen und sich um alle direkten Fragen drücken, aber diese Eigentumsübernahme vollzog sich fast ohne ihren Willen. Der rechtmäßige Herr sorgt schon beizeiten für einen Erben und gewöhnt ihn an den Wirtschaftsbetrieb — ebenso, aber noch sorgfältiger bringen diese alten Bergleute den jungen und dummen ihr Handwerk bei und bilden so neue Arbeitergenerationen aus.

„Wenn wir Alten abfahren, dann wird es schlimm. Wer wird dann die Jungen lehren?"

Ein Tagelöhner wird so nicht sprechen. Ihm ist es gleichgültig, wer nach ihm sich mit dem Gestein abquälen wird.

Aber auf den unteren Kommandostufen dieser Zechenhierarchie ist die Frage der politischen Überzeugung von der größten Wichtigkeit. Der Ingenieur kann parteilos sein, der Führer des Rettungskommandos muß vor allem ein mutiger, findiger und erfahrener Mann sein, aber es ist nicht zu schildern, wie wichtig die Parteizugehörigkeit in den niederen Kommandostellen ist. Es ist vor allem der kommunistische Steiger, der dem Stamm der alten Häuer eine neue Arbeitergeneration aufpfropfen kann, die nicht nur technisch qualifiziert, sondern

auch politisch reif ist. Dort, wo ein Steiger-Kommunist an der Spitze steht, ist der alte Stamm der Unterweltler, die eine abgeschlossene Kaste bilden, die sich um die ganze übrige Welt nicht kümmern, zum unbarmherzigen Aussterben verurteilt. Die Jungen werden ihre Kenntnisse erben, die ewige Lampe und die Keilhaue aus ihrer Hand empfangen und die von den Alten begonnenen Strecken zu Ende führen; aber der Haß gegen die Sonne, diese völlige Gleichgültigkeit für die Erde und ihre Ereignisse werden den Alten ins Grab folgen und mit ihnen verschwinden. Ein ganz neuer Geist weht in den Gruben, die von lebendigen Menschen geleitet werden.

Die Zeche Wolodarsky zählt sowohl der Arbeit als der Qualität der Kohle nach zu einer der schwierigsten. In der ganzen Zeche gibt es keine Stelle, wo der Mensch sich aufrichten könnte. Ihre unteren Stockwerke schwimmen im Wasser oder ersticken vor Glut. Die schwierigsten Seiten dieses Arbeitszweigs treten hier besonders in Erscheinung. Und trotzdem wird man in diesem Stollen, auch in den niedrigsten und schwülsten, nur selten eine bereitwillige Antwort vermissen, wenn man eine politische Frage stellt. Auch hier wird man müde, aber Müdigkeit und Leiden haben gewissermaßen einen qualifizierteren und verwickelteren Charakter.

Zum Genossen Mindulajew gelangt man durch einen stillen unterirdischen Urwald, der nur von Geistern der Finsternis bewohnt ist. Er arbeitet in einer Sackgasse, die mit der benachbarten Strecke

durch einen niedrigen und verschlungenen Gang verbunden ist. Wenn man auf den zurückgelegten Weg blickt, ist es so dunkel und still, als wenn die Finsternis eine ihrer schwarzen Türen nach der anderen geräuschlos geschlossen hätte. Noch nie in meinem ganzen Leben habe ich einen Menschen mit fröhlicherer Rede und müderem, erdigerem Blick gesehen. Kommunist seit 1919, Rotarmist, alter Bergarbeiter, von der Revolution geweckt — nach oben gezerrt —, hat er das freie Leben der Menschen zu kosten bekommen, das Sonnenlicht liebgewonnen, sich eine Frau aus dem weißen Stamm der Erdenmenschen genommen, aber dann, der Parteidisziplin folgend, in den Schacht zurückkehren müssen. Er verdient trotz aller Anstrengung nur wenig; um sechs Uhr früh steigt er hinab und kommt um vier oder fünf wieder ans Tageslicht. Jedes seiner Worte hält Genosse Mindulajew in strenger Zucht, jeden gereizten Scherz löscht er wie eine brennende Zigarette sofort aus, damit er keinen Brand verursache. Einer, der in diesem Loch sitzt, muß entweder seinen Beruf grenzenlos lieben, oder, wie die chinesischen Arbeiter abstumpfen, oder, wie die Tataren, geduldig und gütig in der Arbeit sein oder sich in einer strengen Zucht halten, wie dieser dem Leben und der Freude gierig nachjagende Mensch, der sich durch Hunderte von Metern starke Mauern von der Sonne trennen ließ.

Man sagt, daß nur Feiglinge wirlich mutig sind, Feiglinge, die trotz des hysterischen Zitterns ihrer Nerven vorwärtsgehen.

Wenn also Kisel in diesem Jahre wirklich 45 Millionen Pud Kohle auf den Markt wirft und dabei den Preis von 14 Kopeken auf 11 herabsetzt, wenn außerdem Kisels Parteiorganisation erstarkt und wächst, so ist das ausschließlich der Arbeit solcher Menschen wie Gen. Mindulajew zu verdanken, die, trotz der Enttäuschung, Skepsis und Müdigkeit der Übergangszeit fortfahren, mit ihrem Fäustel dreinzuhauen und fest an den Kommunismus zu glauben.

„Es wird Zeit, daß man die Sache anders macht. Seit 19 schon warten wir auf Erleichterung . . ." Aber seine Hand drückt stark und langsam den Dampfhebel, und wie ein wilder Pferdeschweif schlägt ein Dampfstrahl an seinem Gesicht vorbei. Die Maschinen wecken einen Wind, der von Staub und Kohle durchsetzt ist. Die auf dem Boden hockenden Lampen sind wie goldene Kröten dieser unterirdischen Welt.

Auf dem breiten und festen Gesicht des Obersteigers, des Gen. Suslow (Kommunist seit 1917, Rotarmist und Bergarbeiter) liegt noch der Sonnenbrand der Jahre 1920/21: die zwei in dieser Unterwelt verbrachten Jahre haben diesen festen Organismus kaum berührt; oben, im Schein der Sonne sieht er wie ein Soldat nach überstandenem Typhus aus. Aber hier, im Licht der Grubenlampe, wirkt er wie ein zufällig hierher verschlagener Freischärler — stämmig, stark, untersetzt, seine breiten Schultern scheinen die ganze Decke zu stützen. Er kennt nicht nur die Zeche in und auswendig, sondern auch ausnahmslos alle hier arbeitenden Men-

schen. Das Lenin-Aufgebot bedeutet einem Steiger wie Suslow dasselbe, wie die Notarbeiten im Bergwerk bei einem Brand oder einer Überschwemmung. Hier unter der Erde wühlen in allen möglichen Richtungen dreihundert Menschen. Der Obersteiger kennt jeden von ihnen wie sich selbst. Er kennt die Fähigkeiten eines jeden Häuers und dessen besondere Arbeitsverhältnisse; er weiß, wie naß die Wände seines Stollen sind, wieviel Staub und Hitze die von ihm eingeatmete Luft enthält, wieviel Meter Gestein er über seinem Kopf hat, wieviel Kinder er ernähren muß, ob in seinem Stall eine Kuh oder eine Ziege steht, und welche Gedanken ihm durch den Kopf gehen, ob sie schwer oder leicht sind. Das Leninsche Aufgebot ist in diesen Gruben ein Alarmsignal, das alle — welchen Alters und welcher Nationalität sie auch sein mögen —, alle wirklichen Arbeiter auffordert, aus ihrer dunklen unterirdischen Welt herauszukommen und in die Reihen der Partei zu treten. Der Steiger muß jeden Arbeiter kennen, der dem Ruf gefolgt und „ausgefahren" ist und jeden, der es vorgezogen hat unten zu bleiben.

„Ein Mensch ist unten geblieben!" — der Bergarbeiter kennt keinen aufregenderen Ruf. Und nur der Steiger kann es beurteilen, ob das Ausbleiben des Arbeiters durch ein Unglück oder einfach durch Müdigkeit, Schwäche und Unlust verursacht ist. Er allein weiß, wie lange man braucht, um aus den feuchten und schwarzen Löchern ans Tageslicht zu gelangen, welche Zeit nötig ist, damit im tiefen Schweigen der Erde und zwischen dröhnenden

Maschinen die schüchterne, irgendwo von oben rufende Stimme des Lebens gehört wird. Um jeden, der „unten" geblieben ist, um jeden von der Müdigkeit Überwundenen muß die ganze Zeche kämpfen. Das ist das ungeschriebene Gesetz der Bergleute. Niemand hat ein Anrecht auf Ruhe, solange durch die zusammengebrochenen Trümmermassen der Unwissenheit, der Vorurteile und der Armut nicht die schwachen Klopftöne der Antwort erschallen. Der Steiger-Kommunist leitet diese Arbeiten. Hier die Ergebnisse seiner letzten Tätigkeit; vor dem Lenin-Aufgebot kamen auf 270 Arbeiter der Wolodarsky-Zeche nur 37 Kommunisten, jetzt gibt es ihrer 150.

Gen. Malyschew, der im Stollen Nr. 61 arbeitet, ist einer von jenen, denen es gelungen war, den Schacht zurückzuerobern. Die Jahre 1918—21 verbrachte er „oben", war Maschinengewehrschütze in der Roten Armee, marschierte kämpfend von Wjatka bis Irkutsk, beteiligte sich an dem Siege bei Ssiwasch. Durch eine weißgardistische List verlor er die Partei. Auf dem Rückzug von Kansk ließen die Weißen eine große Menge von Spiritus in der Stadt zurück. Gen. Malyschew war eines der Opfer dieser Provokation geworden. Die Trunkenheit bringt eine ganz eigene Logik mit sich.

Seit er wieder im Bergwerk arbeitet, denkt er nicht mehr an die Rückkehr in die Partei.

„Wenn Sie mein Zimmer sehen würden, dann würden Sie sich nicht weiter wundern."

Was sind das für Zimmer, die die Genossen daran hindern, in die Partei zurückzukehren?

Alle Arbeiterkasernen Kisels — ein Erbe der berühmten Fürsten Abamelek-Lasarew — gingen auf den Trust über. Der Architekt hatte eine erstaunliche Phantasie. Inmitten einer jeden Straße, in einer Entfernung von etwa zehn Schritten von den Hauseingängen, errichtete er mit feinem Kunstsinn eine Reihe von Bedürfnisanstalten, die die ganze Luft der Umgebung verpesten. Die Kasernen schließen sich an ein steinernes Gebäude an, an die sogenannte „Arrestantensiedelung", wo die Zuchthäusler lebten, die in Ketten zur Arbeit geführt wurden. Während des Krieges gesellten sich ihnen Kriegsgefangene zu, die man versuchte, als Arbeitsvieh zu verwenden. Aber sie erwiesen sich als sehr eigensinnig: sie zogen es vor, die Hände unter die Räder der elektrischen Triebwagen zu legen, um dieser Zuchthausarbeit zu entgehen. Später, infolge des Widerstandes der weißen Sklaven, füllte sich das Bergwerk mit gelben. Gegen 3000 Chinesen überschwemmten die Kiselkasernen. Auf die noch warmen Pritschen der einen Schicht stürzte die ermüdete nächste Schicht, die von der Arbeit zurückkehrte. Tuberkulose und Syphilis lichteten bald die Reihen der gelben Artels. Diese Kinder der Sonne waren für die Arbeit unter der Erde wenig geeignet.

Die Revolution nahm Ihrer Fürstlichen Durchlaucht alle weiteren Sorgen um die Beschaffung der Arbeitskraft ab. Aber der Fluch der alten Zuchthäuslersiedelung lastet noch immer auf der neuen Sowjetkisel. Diese verfaulten, entsetzlichen Bauten

vergiften das Leben Tausender von Arbeiterfamilien. An ihrer Schwelle liegt noch der alte Schmutz, dasselbe Abflußwasser sickert in die Küchen, dieselbe namenlose Armut schüttet ihre Abfälle unter die mit Holz, Eisenblech und mit Lumpen vernagelten Fenster. Kein Stuhl, kein anständiger Tisch, kein Regal, kein Waschtisch, kein einziges Buch in Hunderten von Gemeinschaftshäusern. Nur die ältesten Arbeiter haben eine gesonderte „Wohnung" (eine winzige Stube mit einem noch winzigeren Vorraum), wo sie nach der Arbeit, den Kopf in die Decke gehüllt, direkt auf dem Fußboden ausschlafen. Eine Kuh ist für die arme Familie eine Rettung. Aber sie können sich nicht einmal Federvieh leisten, da es bei diesen Häusern weder Kuhställe noch Scheunen gibt. Kurz, ein himmelschreiender Zustand, der nur zum Teil mit dem Mangel an Mitteln und mit der wirtschaftlichen Krisis erklärt werden kann.

Wenn es also gelingt, einen Menschen aus dieser Unterwelt herauszuholen, der gewohnt ist, in einem unterirdischen Käfig zu arbeiten, der mit der Stimme eines Menschen, der lange Jahre auf einer unbewohnten Insel gelebt, sagt, daß er glücklich sei, in die Partei zurückgekehrt zu sein, daß „hinter den Jungen man nicht zurückbleiben darf", so bedeutet das, daß es der Partei gelungen ist, einen wirklich vollwertigen und lebendigen Menschen aus dem unterirdischen Sumpf herauszuziehen.

In der Lenin-Zeche — vielleicht infolge einer gelegentlichen, ungünstigen Zusammensetzung der Arbeiter in diesen Tagen — kam mir die allgemeine

Stimmung weniger stabil vor. Aber auch hier gibt es irgendwo in der Tiefe einen merkwürdigen Ort, es ist der Schacht Nr. 3. Ein weitläufiger, nasser Korridor, der mit einem neuen Verbindungsgang mit der Oberwelt verbunden ist. Hier soll das ganze unterirdische Gebiet mechanisiert, die Förderung der Kohle mit Menschenkraft durch elektrische Förderung ersetzt werden. Aber einstweilen ist es nur eine eiskalte Grube, mit Wänden, an denen das schwefelige Wasser herabtröpfelt, wo die Arbeiter in durchnäßten Bastschuhen durch rostige Pfützen waten. Viele von ihnen pressen die Hand an die Stirn: die Arbeit in diesen Tiefen läßt furchtbare neuralgische Kopf- und Zahnschmerzen entstehen. An der Spitze des Artels steht Gen. Ossipow, Steiger und Kommunist, in der Partei seit 1905. Vor der Revolution beteiligte er sich an zwei illegalen Tagungen, 1907 warfen ihn die Unternehmer auf die Straße, 1918/19 befehligte er die II. Kompanie einer Abteilung zur besonderen Verwendung, kämpfte gegen die Weißen und stellte gleichzeitig die von diesen zerstörte Wirtschaft wieder her. Kaum mit ihrem Gegner fertig geworden, warfen die Soldaten ihre Gewehre hin, um in 52 „Arbeitssamstagen" die verbrannte Eisenbahnbrücke wieder aufzurichten. 1920, als die Heizmaterialkrise ihren schärfsten Höhepunkte erreichte, schickte die Partei den alten Bergmann wieder zurück unter die Erde. Er arbeitete gleichzeitig in der Produktion und im örtlichen Sowjet. Unten pumpt er die überschwemmten Stollen aus, repariert den Pfeiler- und Querbau,

mobilisiert Arbeiterrekruten, oben führt er einen erbitterten Kampf gegen Typhuslaus, Analphabetentum und Hunger. Aber die Zeche ist eifersüchtig, sie duldet keinen Nebenberuf, entweder Sowjet oder Schacht. Auch diesmal, wie schon so oft in früheren Zeiten, wählte Gen. Ossipow die der Öffentlichkeit entrückte Unterwelt, aber jetzt war es nicht mehr eine politische, sondern eine werktätige Unterwelt. Seine 53jährigen Schultern können diese Arbeit kaum noch tragen.

„Die Abbauarbeit im Bergwerk und der Sowjet haben mich ganz heruntergebracht . . ."

Gen. Ossipow its nicht der einzige Kommunist in der Tiefe des Schachts Nr. 3. Auch Gen. Juferow ist Kommunist, auch er, ein alter Steiger, mußte zwischen der Arbeit oben und der Arbeit unten wählen. Er verdient im Monat kaum mehr als 30 Rubel. Seine Familie teilt ihre kleine Wohnung mit vier unverheirateten Arbeitern.

„Ja, man lebt wie die Heringe, und überhaupt — es ist nicht leicht."

Auf die Frage, welcher letzte Gedanke, welcher äußere Anlaß ihn dazu brachte, in das Leninsche Aufgebot einzutreten, gab Gen. Juferow eine Antwort, die die Finsternis dieser Grube unwillig ihre schwarzen Brauen verziehen ließ, während die Wasser, die nassen Bastschuhe, der Arbeitslohn und alle das Dasein eines Arbeiters bestimmenden Partikelchen jedes Gewicht und plötzlich jede Bedeutung verloren:

„In die Partei bin ich eingetreten, damit die ausländische Bourgeoisie auf uns nicht schaut, wie auf irgendwelche."

Um seine Stirn zu kühlen, warf der Unterweltler seine Pelzmütze ab. Es zeigte sich sein ganzer Kopf, das zurückgestrichene Haar, die klaren Schläfen über den asiatischen Backenknochen und die mit Gedanken, wie mit Öl, eingeriebene, glänzende, gebräunte Stirn.

DAS NADESHDINSKER WERK

(Flüchtige Aufzeichnungen)

I.

Der Hochofen

Die Kohle ist dümmer, als Erz und Gußeisen. Widerstandslos nähert sie sich dem Hochofen. Wenn der vordere Wagen zufällig stockt, drängen die hinteren mit stumpfsinniger Eile vor. Von zwei Arbeitern bereits erfaßt, schwankt schon die Kohle zufrieden über dem Schlund, in den sie hinabgeworfen werden soll. Bis zur letzten Minute ahnt sie nicht, daß diese Schaukel nicht zu ihrem Vergnügen eingerichtet ist, sondern um sie bequemer in die Flammen zu werfen. Dröhnend kippt der Wagen um. Im Fallen versucht die Kohle, sich an die Ränder des Kessels anzuklammern.

Jessin, der Gichtarbeiter — mit einer roten Backenbarthälfte, die andere haben ihm die Flammen genommen —, schleudert die zerstreute Kohle mit leichten Schaufelbewegungen hinab. Hinten warten schon die nächsten Wagen. An sie gelehnt, erholt sich der zweite Gichtarbeiter.

Jessin und sein Gehilfe schwenken die eiserne Schale einige Male hin und her und werfen sie dann so stark gegen einen Eisenträger, daß sie, das Bewußtsein verlierend, die letzten Kohlenblöcke fallen läßt und betäubt weiterrollt.

Weit schwieriger ist es, das vorsichtige Erz auf diesen lärmenden Turm hinaufzubekommen. Voller Furcht vor Menschen und Licht — die Hiebe der Keilhaue, die sie gefangen genommen hatte, und die Kiefern des Masselbrechers sind noch nicht vergessen — verlangt sie eine ganz andere Behandlung.

Man läßt das Erz eine Weile in Schatten und Feuchtigkeit auf überdachten Brettern ausruhen, die die rötliche Farbe des Gesteins angenommen haben. Dann wird es in Förderwagen zum Hochofen gefahren. Unterwegs wird es unauffällig, um es nicht zu erschrecken, auf einer unter dem Boden versteckten Wage abgewogen und weitergefahren.

Nichts ahnend, fährt nun das Erz in einem besonderen, bequemen Lift zur Gicht hinauf — durch das Netz des Liftes wird das ganze königliche Werk sichtbar, mit seinen Eisenbahngeleisen, Schornsteinen, Rauchschwaden, Bergen von Kohle und Lehm, mit den Wolkenkratzern der Hauptgebäude, mit dem Brüllen, Pfeifen und Zischen seiner unbegreiflichen Maschinen, deren jede, in besonderem Gebäude untergebracht, wie ein Tobsüchtiger wütet, als sei sie bemüht, mit gleichmäßigen Schlägen ihrer eisernen Stirn die Mauern zu durchbrechen.

Und plötzlich, bereits mit den Vorderrädern auf der dröhnenden Brücke stehend und über die Dächer hinweg ferne Sümpfe und blauen Walddunst erblickend, den eisigen Wind und den leichten Kohlenstaubregen einatmend, nimmt das Erz die verräterische Glut des Hochofens wahr, bemerkt die Menschen, die es mit aufgekrempelten Ärmeln er-

warten und — weicht zurück, versucht den Wagen zum Entgleisen zu bringen und so der Hölle des Feuers zu entgehen.

Die Gichtarbeiter, erstickend vor Glut und schwarz, packen den Wagen wie einen Widder an beiden Hörnern, schleppen ihn vorwärts und halten ihn auf den Schienen fest, die, mit Kohlenschmutz bedeckt, wie eine Landstraße nach dem Regen, aufgeweicht sind. Endlich steht der Gichtwagen über dem Trichter. Jetzt ein letzter, listiger Griff: man neigt den Wagen ein wenig, eine seiner Wandungen erweist sich als eine Tür, die, aufgeschlagen, das schneeweiße Erz auf die aufgeschichtete Brennstoffgicht fallen läßt. Mit wütender Anstrengung werfen die Arbeiter den Gichtkarren zurück und führen ihn zum Lift, auf dem schon der nächste schweigsame Passagier herauffährt.

Jessin läßt jetzt einen schweren, runden Deckel zuklappen und befreit, mit seinem ganzen Körpergewicht an einem Hebel hängend, die Flamme des Hochofens aus ihrem Gefängnis.

Die hungrige Flamme schluckt im Nu die Beschickungssäule — drei Wagen Kohle und zwei Wagen Erz —, bricht durch einen schmalen Spalt nach außen, beleckt gierig den Fußboden und streckt ihre Arme dem Gichtarbeiter entgegen, der seine Wagenherde allzunahe herangeschoben hatte.

Jessin beobachtet unruhig einen besonderen Hebel, den Gichtanzeiger, der bis zum Griff in der Kehle des Hochofens steckt und den Grad seiner Sattheit

anzeigt. Der Gichtanzeiger macht schluckende Bewegungen und hebt sich. Der Ofen ist satt.

Aber das Feuer fährt fort, auf dem Dache des Hochofens zu wüten. Glühende Luft bricht pfeifend aus den Spalten. In der Mitte der Flammen schimmert schwärzlich ein kleiner, runder Deckel, dessen Schrauben nur lose angezogen sind. Und wenn die Gicht sich gesenkt hat?

Der Hochofen ist alt; in seinem Leibe haben sich schon längst Vertiefungen und Säcke gebildet, in denen die feurige Grütze stecken bleibt.

Während der letzten fünfzehn Jahre ist das an Kohle und Eisen übersatte Feuer schon öfters in einem Anfall von flammendem Erbrechen durch die Wandungen ausgebrochen. Wie ein Lavastrom bespülte es die Gichtbrücke, das ganze Dach, verbrannte alles, was sich ihm in den Weg stellen wollte, Menschen, Steine, Metall und Wasser. Aber nein, das Feuer beruhigt sich, es zieht sich zurück, man schließt hinter ihm die schwere, eiserne Tür.

Diese gefahrvolle, unsaubere Arbeit geschieht in freier Luft, bei unausgesetzten Temperaturschwankungen, von der tropischen Hochofenhitze bis zum sibirischen Wind; sie gilt als unqualifizierte Arbeit und wird schlecht bezahlt.

Dem Aussehen nach könnte man Gen. Jessin mit seinem roten Bart, den breiten Schultern und gewaltigen Fäusten für eine Verkörperung der menschlichen Kraft halten. Aber Feuer und Kälte kämpfen schon lange um seinen Körper und zerstören seine Muskeln. Noch immer ist er ein ausgezeichneter

Arbeiter; dank der Kenntnis vieler unauffäliger Handgriffe vermag er die größte Last der Arbeit auf die Schultern der Maschinen abzuwälzen. Unter der Kohlenmaske, unter dem Anflug einer künstlichen Röte, erblaßt sehr oft Jessins Gesicht, und der Schweiß, der ihm in den Kragen seiner miserablen Arbeitskleidung strömt, ist kalt und schwer, wie die Feuchtigkeit an Kellermauern. Der Teint, den die Hochofensonne auf diesen Gesichtern erzeugt, ist weiß wie Kalk, mit bläulichem Schein der abgerahmten Milch.

Gen. Pelnik arbeitet tief unten, zwischen den riesigen, den Sockel des Ofens umgebenden Rohren. Es ist der Atmungsapparat der Öfen. Durch die einen wird heiße Luft in das Innere gepumpt, durch die anderen werden verbrauchte Gase, denen die Luft alles Lebendige genommen hat, abgesaugt; von tollem Lebenswillen getrieben, streben sie dem Licht zu. Aber diese abgearbeiteten Gase müssen unterwegs schweres Lösegeld dem Ofen für ihre Befreiung zahlen. Sie haben keinen Sauerstoff mehr, bis auf den letzten Tropfen ist er ihnen abgezapft. Sie sind Bettler, denen außer ihrer Wärme nichts mehr geblieben ist. Diese Wärme müssen sie nun an den Ofen abtreten: man zwingt sie, den Weg zur Sonne durch lange, verschlungene, mit feuerfestem Stein ausgelegte Pfade zu nehmen. Diese Backsteine werden von den Gasen erwärmt, die ihnen die ganze Glut, den aus den Flammen mitgebrachten Purpur zurückgeben, und erst nachdem auch diese letzte Arbeit getan ist, steigen sie

langgestreckt, mit rauchigen, gen Himmel gestreckten Armen der Sonne entgegen.

Aber Gen. Pelnik befaßt sich nicht mit diesen Abzugskanälen. Er bewacht die Kehle des Hochofens, durch die frische Luft in seine Lungen eingepumpt wird. Vor Glut und Durst bereits erschöpft, jagt diese Luft pfeifend durch die Katakomben. Sie ist schmutzig, von Kohle verunreinigt, schwer geworden von dem mitgerissenen Mineralstaub. Sie muß vorerst gereinigt werden, ehe sie in die weiße Höhle des Feuers eingeht. Und am Fuß des schwarzen Luftrohres sind besondere Mulden mit tiefem, ruhigem Wasser untergebracht. Gierig stürzt sich der Wind auf diese kühle Oberfläche, die seinem kohlenbeschmutzten Gesicht die reine, ursprüngliche Farbe zurückgibt.

Von Zeit zu Zeit öffnet Gen. Pelnik in einem dicken Rohrdarm ein Fensterchen und versenkt — mit von dem heißen Wirbelwind abgewandtem Gesicht — eine lange, metallische Hand in die Eingeweide, mit der er Haufen von Asche und Kohle herausholt. Der Mann ist in einem Augenblick wie verbrüht; schwer, mit groß aufgerissenem Mund atmet er pfeifend die sauren Niederschläge aus.

Und für diese Arbeit wird er nach der fünften Lohnkategorie bezahlt. Gen. Pelnik steht auf seinem Posten fünfzehn lange Jahre, darunter volle fünf im Dienst der Sowjetrepublik.

II.

Am Hochofen und im Walzwerk

Am Hochofen kann man den Bauer von dem Proletarier nicht unterscheiden. Beide haben statt der ihnen zustehenden Stiefel Bastschuhe an. Die gleichen rohgewebten Hemden — verbrannt und ölig, die Gesichter mit Kohlenstaub und die Hände mit Brandwunden bedeckt, die Augen mit blauer Brille geschützt, oder aus der Tiefe der Hautfalten, wie Silber aus dem Taschentuch hervorblitzend. Einen Tataren aus dem Kasanschen erkennt man sofort. Seinen Sack wirft er über die Schulter, als sei er ein prunkvoller Mantel — so steht er da und wartet würdevoll auf das Erscheinen des Eisens, wie er das Erscheinen seines Mullas vor der Moschee erwarten würde.

Das flüssige Feuer in die Kokillen leitend, bewegen sich die der Erde noch nicht entwachsenen Bauern langsamer, als die anderen Arbeiter; die eiserne Stange in ihren Händen streicht über das Feuer, wie der Rechen über das frischgemähte Gras.

Wenn sie den Hammer heben, tun sie es noch immer, als hätten sie einen Dreschflegel in der Hand, mit dem sie die Funkenkörner sprühenden eisernen Roggenhalme zu bearbeiten hätten.

Und wenn sie das Ende eines eisernen Rohres mit der Zange halten, das von einer kleinen, wütenden Maschine abgehämmert wird, erinnern diese Bauern an Dorfschmiede, die das Hinterbein eines Pferdes halten, das beschlagen wird. Etwas

langsamer, als notwendig, haut das kleine Ungetüm einige Male auf den Amboß, bis der Arbeiter ihm eine neue Kokillenform zum Auffüllen hinreicht.

Der echte Fabrikarbeiter prägt dem Metalle mit schneller Bewegung das für die weitere Produktion erforderliche kleine Zeichen ein, der Bauer aber zögert einige Sekunden und drückt dem Metall dann ein Brandmal auf, das wie eine Schafmarke aussieht.

An den Betrieb fühlt sich der Arbeiter ebenso wie an seine Instrumente gebunden, d. h. er hat nur solange einen Wert für ihn, als er ihn in seinen Händen weiß. Wenn die Fabrik in Koltschaks Hände gerät, zieht sich der Arbeiter zurück, verläßt die Fabrik. Er tut es, um sich zu bewaffnen und dem Dieb die Produktionsmittel zu entreißen. Der zurückgebliebene Bauer dagegen bleibt bei jeder Regierung in seiner Fabrik. Er ist an sie wie an sein Feld gebunden, das gepflügt werden will und seine Früchte bringt — unabhängig vom Wechsel der Regierungsform. Dem Arbeiter ist die Revolution — nur eine Fortsetzung seines Produktionskampfes. Dem noch nicht proletarisierten Bauer ist sie — Dürre, Mißernte des Eisens, Hagel, der die Schößlinge des jungen Stahls niederschlägt.

Wenn so ein Bauer einen schlechten Organisator in seine Konsumgenossenschaft gewählt hat und für die Kartoffeln mehr bezahlen muß, als sie auf dem Markt kosten, so fürchtet er sich einen Skandal zu machen, zu protestieren und den Mann offen anzuklagen. Wenn der Arbeitslohn niedrig ist, die Tarifsätze unbarmherzig, wenn die Gesetze des Arbeiter-

schutzes verletzt werden, wenn ihm nicht einmal schlechte Arbeitskleidung gegeben wird, so betrachtet es der nichtorganisierte bäuerliche Arbeiter nicht als die Folge der allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Lage, der Krisis, der Übergangszeit, sondern als einen elementaren Notzustand, als die Fortsetzung der alten, vorrevolutionären „Mißernte".

Besonders unter den Arbeitern des Walzwerkes ist eine scharfe Trennung in zwei Gruppen zu bemerken. Ein rein bäuerliches Artel empfängt den Block gleich beim Eingang zum Walzwerkpalais. Der Block wird erwärmt und in die erste Maschine geworfen. Rot vor Wut dehnt sich das Eisen aus und kehrt in die Hände des Meisters zurück. Er wirft es auf den dröhnenden eisernen Fußboden. Dann — wieder zurück in den Ofen und in die nächste Maschine. Immer wieder kehrt es zu ihm zurück. Die Gesichter der Arbeiter werden bald von links, bald von rechts vom glutausstrahlenden Eisen beleuchtet, das auf einen Augenblick zum Vorschein kommt und klirrend wieder verschwindet. Jedesmal läßt es auf den Walzen eine Schicht seiner goldenen Haut zurück. Von alters her pflegt man im Ural eine Methode anzuwenden, die die Qualität des Eisens verbessert: die Blätter werden mit Zangen auseinandergenommen und mit Kohlenschutt bestreut. Das verhindert, daß sie zusammenkleben und gibt eine gute Blechhaut. Der Arbeiter, der die Druckschraube bedient, ein älterer Mann, bestimmt mit einer Drehung seines Rades das Maß der Folter,

die das Eisen zu erdulden hat. Während die Leute unten doch immerhin die Möglichkeit haben, ab und zu zum Wasserbassin zu laufen, einen Schluck zu trinken oder das Gesicht zu erfrischen, muß der Steuermann hoch oben auf seiner Kapitänsbrücke verharren. Nicht nur Hitze, Schmutz, Dunst und Feuchtigkeit sind hier qualvoll, sondern auch das fortwährende Dröhnen, Heulen, Knirschen, Klirren, Kreischen; die roten eisernen Schildkröten stürzen mit Wucht auf den eisernen Fußboden, die Maschinen lärmen dumpf, aus der Nebenhalle dringt das Klopfen der Dampfhämmer. Es gibt keine Stimme, die die Henkerskehle eines Walzwerks überschreien könnte. Von allen Tönen können nur die schwächeren, unmerklicheren, anders gearteten vernommen werden, die wie flinke Mäuse es fertigbringen, zwischen dem Riesengedröhn hindurchzuschlüpfen und das menschliche Bewußtsein zu erreichen. So der leise, kurze Pfiff des Meisters, mit dem er seinen Gehilfen, der einen Augenblick erschöpft niederhockt, zum Ofen oder zurück zur Walzstrecke ruft. Es ist das stille Signal der Arbeit und der Disziplin, dem niemals Gehorsam verweigert wird. Mögen die die Zange haltenden Hände noch so sehr ihren Dienst versagen oder das Schweißwasser noch so sehr über Gesicht und Körper rinnen. Und es ist nicht nur ein Befehl: das Pfeifen, das an die Stimme einer Goldamsel erinnert, bedeutet in diesem eisernen Walde noch etwas anderes: komm und hilf!

Ob Zufall oder nicht, aber bei den Blechwalzen arbeitet ein ganzes Dorf von Fabrikbauern, die aus

dem Bedinsker Werk nach Nadeshdinsk übergesiedelt sind. Alles ältere Leute, die ihr eigenes Häuschen und einen kleinen Wirtschaftsbetrieb gehabt hatten. Diese Bauern, die weder vor den Weißen, noch vor den Roten die Flucht ergriffen haben, sind jetzt durch den Ruin ihres ehemaligen Betriebsherrn, der sie zu Bettlern machte, wie ehemals dessen Großvater die leibeigenen Bauern im Spiel zu verlieren pflegte, auf die proletarische Straße hinausgeworfen worden. Sie können weder das alte Regime noch ihre verlassenen Dörfer vergessen, in welchen sie zwar unter der Knute, aber satt, im eigenen Häuschen und mit eigener Kuh gelebt haben. Und jetzt? Eine dumpfe, ewige Sehnsucht nach der Erde, nach dem Pfluge, nach den ersten spitzen grünen Nadeln, die im Frühling hervorschießen, quält sie unter diesen Maschinen. Versteinerte Bauern ohne Land, die das Leibeigenschaftsrecht zweihundert Jahre lang zwang, mit Maschinen zu arbeiten, das ihnen aber gleichzeitig unmöglich machte, ihre Wurzeln ein für allemal aus der Erde, aus dem Dünger, aus dem alten Glauben zu reißen: sie wurden künstlich durch die ihnen zugeteilte Zwergwirtschaft verhindert, sich zu proletarisieren.

Dieses an den Maschinen arbeitende Dorf hat keinen einzigen Menschen, nicht einen einzigen, in das Lenin-Aufgebot gegeben. Schweigend lehnten sie es ab.

Genosse Legotkin kehrte nach dreieinhalbjährigem Dienst, nach durchgemachtem Typhus, der ihn

für die Front untauglich machte, in die Werkstatt zurück. Auf der schmalen, durch die Arbeit entstellten Brust trug Legotkin den Orden des Roten Banners, den er für die Gefangennahme von fünf weißen Offizieren bei einem Patrouillengang erhalten hat. In der Partei war er auch, aber dann verlor er sie, wie man damals Leben, Gedächtnis, Paß und den eigenen Namen in den von Typhusbazillen wimmelnden Eisenbahnwagen verlor. Jetzt hat sich ein Blechwalzen-Artel fest zwischen ihn und die Partei eingeklemmt, die Partei, die ihn fallen ließ, den Verlust nicht bemerkte, keine Zeit hatte, einen über Bord gefallenen Menschen aufzufischen. Damals hatte sie an anderes zu denken.

Legotkin leistet seine Zuchthausarbeit und wird dabei von den Bauern gefoppt und gehänselt.

„Ordenskavalier! Hast für sie gekämpft — was haben sie dir dafür gegeben? Lebst schlimmer wie ein Hund. Versprechen tun sie viel, aber gehalten haben sie noch nie etwas."

Nur die wütenden Schläge des Dampfhammers unterbrechen das zudringliche Summen.

Da ist noch ein ehemaliger Kommunarde in diesem Blechwalzwerk — Genosse Furin, der ebenfalls wegen irgendeiner alten, noch nicht vernarbten Kränkung die Partei verloren hat. Dieses lange Nachtragen hat sein ganzes Wesen entstellt, das ganze Leben wie eine mitten ins Gesicht geschlagene Wunde verzerrt. Dem Lenin-Aufgebot hat er trotz seines dreijährigen freiwilligen Dienstes in der Roten Armee nicht Folge geleistet. Mit dem glühenden

Haß, wie ihn nur die verletzte Liebe kennt, spricht er von der Partei.

„Wenn es sein müßte — ich könnte sie alle auf der Stelle niederschlagen. Nein, ohne Kampf wird es nicht abgehen!“

Aber in allen Versammlungen spricht und stimmt dieser alte Arbeiter, dieser im Grunde genommen aufrichtige Bolschewist (seit dem Jahre 18) — für die Partei.

GORLOWKA

(„Donbass")

I.

Wenn man aus dem Fenster des Eisenbahnwagens blickt, könnte man meinen, daß der „Donbass" — das Donsche Kohlenbecken — sich vorgenommen habe, eine lange Reihe von Pyramiden zu errichten. Auf seinen wie ein Tisch glatten und mit einem staubigen Tischtuch bedeckten Feldern erheben sich in gleichmäßigen Abständen von einigen Kilometern gleichartige, spitzauslaufende Konusse, geometrisch abgezirkelte einsame Berge.

Auf der Spitze eines jeden von ihnen sitzt, die dünnen, gebrechlichen Beine vorsichtig eingezogen, ein großes eisernes Insekt. Es ist hilflos und schwach — kleine fleißige, an Ameisen erinnernde Wägelchen kriechen auf einer Schienenbahn herauf und nähren das Insekt mit aus der Tiefe der Gruben hervorgeholtem Gestein und Erde.

Der ganze Berg besteht aus Gestein, das von Tag zu Tag, jahraus, jahrein die künstlichen Abhänge herabrieselt. Die Fabrikschornsteine dieses Industriegebietes haben schon längst die Pappeln überholt, diese grünen lebenden Säulen des Südens, Berge tauben Gesteins, aus der Tiefe der Kohlengruben an die Oberfläche gebracht, beherrschen restlos diese Humusebene. Ein dichtes Netz von Eisenbahnlinien breitet sich am Fuße dieser Berge aus und überzieht

die ganze Steppe. Es verbindet die Kohlen- und Metalloasen dieser Wüste und erleichtert den Verkehr der schwarzen, zwischen Kohle und Erz, Hochöfen und Schächten hin und her pendelnden Karawanen. Das sind die großen Handelswege der südlichen Metallindustrie.

Gorlowka ist einer der größten Kohlenbrunnen des Donbeckens. Sein aus Abfällen entstandener Berg bildete sich im Laufe von Jahrzehnten. Der schwarze Konus lagert auf einem breiten Fundament aus rötlichen, wie Lava erkalteten und erloschenen Gesteinsarten. Die Spitze aus Schwefel, Dünger und Kohlenschutt fährt noch zu brennen fort. Des Nachts erinnert das rötliche Leuchten dieses stillen, niemals aufhörenden Glimmens an das Brüten eines erloschenen Vulkans, auf dessen Abhängen das Feuer, gierig umherwandernd, sich in dem Schutthaufen Nahrung sucht.

Aber wenn dieser künstliche Berg trotz seines unheimlichen Feuerrots vollkommen unschädlich ist, so ist die Zeche unter der Erde mit ihren 600 bis 700 Meter tiefen Schächten ebenso gefährlich, wie sie es 1890 und 1917 war. Mitten unter den Kohlenflözen lagern besondere Seen — von Sumpfgas erfüllte, unterirdische Raumsäcke, aus denen das Methan durch haarfeine Risse in den Stollen dringt. Die unterirdischen Brände vergiften die unteren Strecken mit Kohlensäure. Wie Regenwasser in einer Mulde sammeln sie sich in allen Vertiefungen. Vor sechs Jahren kam einer der Häuer, Genosse Ssenitschkin, zum Steiger und weigerte sich, wieder

in den Stollen zu gehen, wo seine Lampe ohne jeden sichtlichen Grund erloschen war, und wo ihm die Luft mit einer besonderen tödlichen Schwüle durchsetzt zu sein schien.

Aber damals wurde der geringste Aufenthalt, die geringste Verzögerung der Arbeit von der Verwaltung der belgischen Gesellschaft streng geahndet. Die Kosten „unnützer" Untersuchungen und Nachforschungen sparend, berichteten die Ingenieure schon seit Monaten phantastische Dinge über die Menge der in den Schächten angesammelten Grubengase. Der kleine Mann, ein Anschläger, dachte ebenfalls, daß Grubengas — nur Einzelfall, nur eine Möglichkeit sei, während Entlassung und Arbeitslosigkeit — eine verflucht reale Tatsache war. Das Glas seiner Lampe hatte einen Riß, eine dunkle Schramme. Ein älterer Kollege bemerkte sie und riet umzukehren. „I wo!" — und er jagte seinen lärmenden Zug dorthin, wo sich im Stollen bereits ein stiller See aus Grubengas gebildet hatte. Und als das fast blinde Pferd des Anschlägers um die Ecke bog, erhob sich dieser Teich und schleuderte auf seinen flammenden Schultern den ganzen Schacht mit sämtlichen dort arbeitenden Menschen in die Luft. Die Beimischung des Kohlenstaubs verlieh der Explosion eine außerordentliche Gewalt. Sieben Detonationen folgten mit kurzen Zwischenpausen einander.

Die Geschichte des Bergwerks kennt Fälle von beispiellosem und uneigennützigem Mut, Fälle, die sogar die Revolution überlebt haben. Ein solcher

war die Tätigkeit des Leiters der Rettungsmannschaften des Donbeckens, des Ingenieurs und Gelehrten Tschernizyn. Drei Abteilungen folgten ihm in die Tiefe des vergifteten Schachtes, um die Arbeiter zu retten, die vielleicht von Gestein und Kohle verschüttet auf Rettung warteten. Kein einziger kehrte auf die Erdoberfläche zurück. Die ersten Leute aus der Abteilung Tschernizyns, der sich weiter als die anderen vorgewagt hatte, fühlten schon die unheildrohende Übelkeit aufsteigen. Ihm selbst gelang es zum Ausgangspunkt zurückzukehren, die zweite Abteilung zu Hilfe zu rufen und die Zusammengebrochenen auf Tragbahren zu legen. Es blieben nur noch einige Dutzend Schritte durch den trüben Nebel der giftigen Ausdünstungen zurückzulegen. Aber in diesem Augenblick brach auch die zweite Abteilung zusammen. Die Leute fühlten das Aufsteigen des Schwindelgefühls und versuchten der tödlichen Ohnmacht zu entgehen. Sie ließen ihre Kameraden auf halbem Wege liegen, aber es half ihnen nichts — sie kamen nicht mehr heraus. Nur Tschernizyn allein gelang es, den Hauptschacht zu erreichen. Hier flehte dieser Mann, der schon zweimal dem Tode entgangen war, die dritte und letzte Abteilung mit Tränen in den Augen an, die zurückgelassenen Kameraden zu holen, deren Körper so nahe lagen und vielleicht noch nicht tot waren. Er selbst führte die letzten acht Freiwilligen in den roten Dunst des Schachtes hinein — und erst jetzt, sechs Jahre später, wurden die Körper dieses Helden und seiner Kameraden aufgefunden und

herausgeholt. Das neue Sowjet-Rußland, das geboren und gereift war, während die tödlichen Dünste irgendwo in einer Tiefe von sechshundert Metern vergeblich auf neue Opfer warteten — hat diese Menschen zu Grabe getragen.

In diesen sechs Jahren kämpften die Arbeiter Gorlowkas nicht mehr um die Rettung ihrer untengebliebenen Kameraden, sondern um das Leben des Schachtes selbst, dem endgültige Zerstörung drohte. Es ist schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, in welchem Zustande das Proletariat des Donbeckens im Jahre 1920 die Zechen — sein Erbe — übernahm. Die ganze Einrichtung war vollkommen zerstört. Das Grubengas erfaßte die wichtigsten Schächte. Die Ventilation war vollkommen vernichtet; der Kohlenstaub breitete sich wie eine Mottenwolke durch die ganze Grube und sorgte dafür, daß die unbedeutendste Explosion eine furchtbare Katastrophe werden würde. Die Wasserhaltung war ebenfalls so gut wie zerstört. Da trat der Arbeiter Korobkin, ein echter Grubenbär, an die Spitze dieses Trümmerhaufens und übernahm die Leitung; früher war er Scheidejunge, dann Lampenmann, Anschläger, Häuer, dann wurde er Rotgardist und kommunistischer Freischärler und endlich — Direktor der Gorlowka-Zechen. Die kleinste Reparatur, jedes Meter Kabel, jede Schraube und jedes Glas für die Grubenlampen mußten erkämpft werden: entweder mußte man sie selbst herstellen oder durch die Frontlinie durchschmuggeln. Die Arbeiter fuhren in den Schacht ein — in was für einen

Schacht! —, in einen Schacht, der mit Gasen vergiftet, mit Wasser überschwemmt, voller Kohlenstaub, weder durchlüftet noch beleuchtet war; jeden Augenblick riskierten sie, in die Luft zu fliegen oder in den unterirdischen Wassern zu ertrinken.

Vergegenwärtigen wir uns dazu die Lebensmittelrationen der Grubenleute im Jahre 1921: man wird diese Rationen einmal in Museen zeigen. Sie bestanden 1921 aus: $^1/_8$ Pf. Tabak, 1 Pf. Zucker, ¼ Pf. Fleisch, $^1/_{21}$ Pf. Fett, $^1/_{21}$ Pf. Gemüse, 1¾ Pf. Mehl — pro Tag und Familie. Nach zwei, drei Stunden Arbeit verließen die Leute den Stollen, weil sie vom Hungern geschwächt waren.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten hat sich die Wendung zur Gesundung dennoch vollzogen. Die Produktion der Hauptzeche Nr. 1, die 1921 2 280 535 Pud betrug, steigt 1922 auf 4 321 921 und 1924 auf 5 440 164 Pud. Die Arbeitsleistung eines Häuers betrug 1921 4 140 Pud, 1923 4 812 Pud. Die durchschnittliche Tagesleistung eines Häuers erreichte 1921 195 Pud, 1922 stieg sie auf 285 Pud, und 1923 erreichte sie 289 Pud.

Die Kohlenausbeute in den Zechen 1, 5 und 8 betrug 1921 5 850 025 Pud; 1923 hat sich die Ausbeute verdreifacht, sie erreichte die Zahl 15 430 431 Pud.

Aber auch jetzt, trotz der relativ günstigen Verhältnisse, kann die Arbeit in Gorlowka als eine der schwersten im ganzen Donbecken angesehen werden. Der Schacht geht senkrecht und vollkommen gerade bis zu einer Tiefe von etwa 600 Metern; im

geraden Winkel zweigen die Querschläge ab, die Stollen. Zwischen zwei gleichlaufenden Stollen liegt ein Bergmassiv von etwa 120 Metern. Aber die Kohle wird fast gar nicht in den senkrechten Stollen gewonnen. Die Kohlenflöze steigen im spitzen Winkel zur Oberfläche auf. Um ihnen zu folgen, muß der Bergarbeiter den bequemen Stollen verlassen, in die sogenannte „Strecke" hinaufsteigen und in einem schmalen, steilen, stufenweise aufsteigenden Spalt arbeiten.

Jemand, der in die Strecke nicht von unten, sondern von oben (durch den darüberliegenden Zentralgang) steigt, bekommt den Eindruck, daß er, nachdem er sich durch die enge Luke hindurchgezwängt und auf dem nächsten Querbalken Fuß gefaßt hat, plötzlich in das untere Deck eines Riesendampfers geraten ist, den der starke Wellengang auf die Seite geworfen hat. Wenn dieses Fahrzeug plötzlich seine normale Lage annehmen würde, dann hätten wir statt der berühmten Strecke „Masurka", in der die Menschen an dünnen Querleisten hängend phantastische Pirouetten vollführen, einen niedrigen Raum von etwas über einen Meter Höhe, dessen ganze Decke mit kurzen hölzernen Säulen gestützt wird. Aber der ganze Raum liegt leider schief, „Fußboden" und „Decke" stürzen im spitzen Winkel nach unten, und die das Dach tragenden Hölzer bilden Sprossen einer endlosen Leiter, auf der man hinaufsteigt, und auf die gestützt die Häuer arbeiten müssen. Damit der Obenstehende die Kohle nicht auf den Kopf des unter ihm Arbeitenden wirft, sind

im Gestein besondere Vorsprünge angelegt. Jeder Arbeiter höhlt also eine Art Kammer aus, deren Fußboden aber ein Loch hat, durch das die abgehauene Kohle dröhnend nach unten, direkt in den „Förderhund" fliegt. Denselben Weg, den die Kohle nimmt, und der aus diesem Grunde fast immer verstopft ist, muß auch die nach unten eingepumpte frische Luft machen. Man wird sich vorstellen können, wieviel Kohlensäure und Gefahren sich an den Stellen ansammeln, die den Arbeitenden mit der Außenwelt verbinden.

Im dichten Staub, der die Luft dieses unterirdischen Gefängnisses bildet, sind die Gestalten der Häuer fast unsichtbar. Eine Ventilation im strengen Sinne des Wortes gibt es nicht. Der unsaubere Atem dieser unterirdischen Höhlen wird von einer Maschine aufgesaugt, die am Ventilationsbrunnen steht. Häufig genug begegnet man im Schacht einem wütenden Strom dieser stickigen, vergifteten Luft, wenn er, die Türen dieser unterirdischen Stelle wütend zuschlagend, pfeifend nach oben schlägt. Wie eine warme Riesenschlange legt sich die schwere, trockene Gaswelle auf die Brust. In den Strecken fehlt es buchstäblich an Luft. Die fliegende Kohle fliegt in die Augen, und die Augen lernen, mit ätzendem Pulver bestreut zu sehen. Die Lungen arbeiten in einem Sack von Kohlenstaub, die von Schweiß durchtränkte und rußgepuderte Haut macht die Menschen zu Kohlenskulpturen, die Kleider werden gußeisern. In einer Entfernung von zwei Schritt leuchtet die Grubenlampe — dieses kalte,

gelassene Wesen, das seine volle Geistesgegenwart bewahrt, solange die Luft auch nur einen Tropfen Sauerstoff enthält — im verlorenen Licht wie ein gelber, in diese staubige Hölle gefallener Sterntropfen.

Der Häuer hängt an den dünnen Fichtensprossen. Die ganze Strecke mit ihrer Finsternis und ihren Nebelschwaden ist mit dem beißenden Geruch menschlichen Schweißes durchsetzt, der aus der weißen Haut strömt und wie Maschinenöl über die schwarzen Hüften rinnt. So hängt der schwarze Körper in einem schwarzen Käfig, schlägt mit der Keilhaue wild um sich, stößt seinen gleichmäßigen Ruf aus: „Hha — hha — hha" und zertrümmert die Kohle, die herabstürzend neue Staubwolken aufwirbelt. Die feinen Stückchen summen um den Körper und stechen wie schwarze Mücken eines unterirdischen schwarzen Waldes — Moskitos eines Kohlenafrika.

Genosse Gondarj hält seine Keilhaue am äußersten Ende des langen Griffs. Ihr Stahl funkelt, bald sich in die Kohle vergrabend, bald blitzt er weit hinter seinem Rücken auf. Immer dichter wird der Staub. Aufatmend und vor Müdigkeit ächzend, senkt Gondarj seine Waffe und speit zornig auf die vor seinen Füßen liegende Beute.

Diese unter den Füßen des Häuers gähnende Grube ist bodenlos. Wieder pfeift der Stahl und hackt mit seiner gebogenen Nase über den nackten Schultern ins Gestein. Die Kohle leistet harten Widerstand und wirft von Zeit zu Zeit einen ver-

räterischen Stein auf den Kopf des Mannes oder, wenn Gondarj nach einem anderen Gezähe greift, sprüht sie ihm einen Strahl von Splittern auf den nassen Rücken. Aber noch ein Hieb — und die Kohle hat den letzten Stützpunkt verloren und rauscht, einem steinernen Wasserfall gleich, in die Tiefe. Der Arbeiter weicht zur Seite — der schwarze Dampf wälzt sich rauchend herab. Wie der Spur einer vorbeisausenden Kavallerie folgend, wirbelt der Staub hinterdrein, die Lampen glimmen wie Lagerfeuer, von der Reiterei fast niedergestampft.

Der freigewordene Raum muß sofort mit neuen Sprossen und Pfeilern versteift werden. Der Arbeiter wirft die Keilhaue beiseite und greift zur Axt. Der Balken tanzt unter den Schlägen, die Luft erklingt metallisch, der Staub kreist um den Mann, das Licht trübt sich, und seine unterirdische Arche erweiternd, setzt der Häuer einen neuen Keil in den aufgesperrten Kohlenrachen, damit seine gezahnten Kiefern sich nicht über seinen Kopf hinweg schließen.

Der Festigkeit halber wird noch ein dünnes Brett zwischen Dach und Versteifung geschoben — so leicht, wie die Trambahnschaffner ihre dicken Kontrollhefte in die besondere Abteilung ihrer Taschen stecken.

Nichts hält sich hier. Alles muß gestützt, verkeilt, mit großen Holzstichen vernäht werden. Alles gleitet, rieselt und verrät. Der Häuer, Herr und Meister aller dieser Dinge, weist ihnen mit einem Hieb, mit diesem gebieterischen Wort, Stelle und Posten an: der Haken der Lampe greift an den Balken, die Axt

hängt wie ein treuer Hund an der Sprosse. Nachdem Dienst und Gehorsam der stummen Gehilfen kontrolliert sind, stützt sich der Mensch gegen einen Querbalken, stemmt sich gegen den nächsten und beginnt ein neues Revier freizumachen. Wieder dröhnt es vom abstürzenden Kohlenbach.

Sowohl er als seine Lampe — alles ist gespenstisch geworden. Der Staub würgt sie, das Licht flimmert, reibt sich mühsam die zugeklebten Augen aus und erscheint nicht weißer als die von Schweiß durchnäßten Schulterblätter, unter deren Haut aufgequollene Muskeln wie lebendige Kugeln hin und her rollen.

Unter dem Genossen Gondarj arbeiten noch einige Menschen, die durch kurze Vorsprünge voneinander getrennt sind. Man wird sich die Luft hier vorstellen können, wenn man bedenkt, daß unausgesetzt neun Kohlenströme herabrieseln, neun staubige Wolken unausgesetzt rauchen und aus neun Kehlen der Ruß ausgespien und befreiende Flüche ausgestoßen werden.

II.

Etwas günstiger ist die Arbeit in der Zeche „Ssoroka". Auch hier derselbe Kohlenstrom, der bald schüchtern, bald mit dem Lärm eines Erdrutsches die Rinne hinabstürzt: derselbe Staub, das schwere Atmen, fehlende Luft und monotones Klopfen der stählernen Spechte, die den Kohlenbaum aushöhlen.

Die vier Häuer sind einander so ähnlich oder unähnlich, wie die Menschen es überhaupt sind; auf dünnen Querbalken reitend, zertrümmern sie die Kohle. Der unterste von ihnen — ein alter Soldat aus dem Preobrashenski-Regiment — horcht mit seinem großen, wie die Muschel einer Flußschnecke wundersam geöffneten Ohr auf die kaum hörbare Stimme des obersten Arbeiters, der, fast noch ein Junge, ein — ehemaliger Gymnasiast ist, den die Abenteuerlust zunächst in die Reihen der Roten Armee und der KPR und dann in die „Gorlowka"-Zeche geworfen hat. Mayne Reed und Revolution. „Die Kinder des Kapitäns Grant" und die Bolschewisten, und endlich — Ernüchterung in den Tiefen der „Gorlowka", ein Jahr der schwersten Erwachsenenarbeit. Zwischen diesem Knaben und dem Soldaten arbeitet ein echter alter Häuer, ein Arbeiter aus „Gorlowka", der gegen Schkuro um seine Zeche gekämpft, zwei Wochen „nur in Unterhosen", auf die Erschießung wartend, im Gefängnis gesessen hat und schließlich unter die Erde zurückgekehrt ist, wie viele andere echte Bergleute.

Oben quält ihn die Langeweile — die leere, helle Tageszeit erzeugt bei diesen Unterweltlern den Spleen. Sie verstehen es nicht, ohne Kohle, Keilhaue und Grubenlampe zu leben, die ein Stückchen Unterwelt mit ihrem stillen, gleichmäßigen Lichtfleck erfüllt, den die Menschen dort „oben" so sehr auf ihrem Schreibtisch, unter schweigsamen Büchern, besonders des Winters, lieben.

Der Vierte ist ein Kommunist, und seine Stimme

dringt von dem höchsten Punkt der Strecke. Er ist ein alter Rotarmist, der Kaledin bei Mawejew-Kurgan begegnet ist, der alle Frontlinien abmarschierte, und der mit fünf Verwundungen und der Sehnsucht nach dem heimatlichen Schacht zur Produktion zurückgekehrt ist, mit einer Sehnsucht, die weder die Jahre der großen Revolution, noch der Krieg dämpfen konnten. Kein Wunder: der Mann führte schon mit zwölf Jahren als Anschläger die Wagenzüge unter der Erde und begleitete sie mit jenem räuberischen Nachtigallenpfiff, über den der Schacht, mit allen seinen Schatten zitternd, lacht. Das Rößlein holt mächtig aus, so daß seine schmutzbedeckten Hinterbeine, einem weißen Tor gleich, durch die Dunkelheit jagen, während die entgegenkommenden Bergleute sich an die Wand drücken, den Zug passieren lassen und zufrieden die Lampen schwenken:

„Donnerwetter, der hat Wind in den Hosen!"

Früher oder später wird jeder alte Anschläger, Lehrhäuer und Häuer unbedingt in den Schacht zurückkehren.

Jeder der vier hält die Keilhaue auf seine Weise, schweigt auf seine Weise, denkt und arbeitet seine acht Stunden auf seine Weise ab. In zwei Dingen aber stimmen diese vier trotz aller Verschiedenheit des Alters und der politischen Überzeugungen absolut überein. Erstens im Gefühl des elementaren Blutbandes zwischen ihnen und dem Arbeiterstaat.

Jeder formuliert dieses soziale Axiom auf andere Weise. Der kleine Abenteurer, der träumerische

Kleinbürger aus der Provinz, ist durch die Zuchthausarbeit in diesem Schacht zum Menschen geworden; der Häuer empfindet mit seinen fünfzig Jahren jede Erholung als unerträgliche Langeweile; der Soldat schlägt mit eckigen und feierlichen Bewegungen auf die Kohle ein, als wenn er nicht im Schacht, sondern auf dem Schloßplatz an den Tagen der allerhöchsten Parade wäre; der Kommunist steht im Bann dieser unterirdischen Welt. Bei dem einen liegt die Revolution tief unter der Bewußtseinsschwelle wie ein dunkler und reicher Flöz der sozialen Erfahrung. Dem andern ist sie zu einem Teil des Schachts selbst geworden, ebenso wie Lenins Bildnis, das einer der Arbeiter in den kurzen Minuten der Erholung mit Kohle auf das helle Gewölbe des Stollens gezeichnet hat; der dritte trägt dieses Sowjetbürgertum wie ein Gegengewicht in sich, das alle Schwankungen der ökonomischen Nöte, so groß diese auch sein mögen, ausgleicht. Der Mann ist unzufrieden und murrt, aber eines Tages — es war 1923 — bricht in Nr. 1 ein Streik aus, und dieser parteilose Arbeiter, dieser alte, Blut und Kohle spuckende Häuer, dem die Sowjetmacht seine Zuchthäuslerarbeit noch so wenig erleichtert hat — wirft die Delegierten der streikenden Zeche aus seiner armseligen und hungernden Arbeitersiedlung hinaus.

Aber dafür behalten sich die Arbeiter das Recht der weitesten Kritik, richtiger — Selbstkritik vor. Je schärfere Formen sie annimmt, je sachlicher sie sich an die Produktion und ihre Nöte hält, desto be-

stimmter tritt das neue, nachrevolutionäre Gesicht Rußlands in Erscheinung.

Das genügsam bekannte — „Da war zum Beispiel beim alten Regime dies und das viel besser" — wurde zu einer vollkommen harmlosen polemischen Methode. Man versuche diesen Arbeiter, der in der Hitze seiner berechtigten, sachlichen Kritik von dem „alten Regime" gesprochen hat, über diese noch so junge Vergangenheit etwas ausführlicher auszufragen. Es wird sich eine erstaunliche Sache zeigen: er hat diese Vergangenheit vollkommen vergessen, sie hat aufgehört, als notwendige Realität in seinem Bewußtsein zu leben. Es sind kaum sechs Jahre vergangen, und die Menschen erinnern sich nur mit Mühe an die Tage der weißen Herrschaft; und nur den Alten oder dem Genossen Issitschenko, einem alten Arbeiter-Zuchthäusler, wird man etwas über den Zarismus herauslocken können — aber auch das werden nur kleine Inselchen im Meere des Gedächtnisses sein: Dragoner und Galgen des Jahres 1905, die Tage der Erschießungen und der feierlichen Beerdigung der Opfer.

Das zweite, worin diese vier Menschen übereinstimmen, ist das Folgende. Die Massen, die ihre Zechen mit den Waffen in der Hand verteidigten, deren Knochen die Felder der hungrigen Kriegsjahre bedecken, die das geleistet haben, was den Fachleuten unmöglich schien, fordern jetzt das eine — und auf diesem Punkt lassen sich alle Klagen, alle Unzufriedenheiten und Meinungsverschiedenheiten zusammenfassen: ein ebenso gewissenhaftes,

korrektes und aufmerksames Verhalten zu ihren Lebensbedürfnissen, wie es ihnen der Maschine, der Produktion und allen ihren Nöten gegenüber eigen ist. Im Leben des Arbeiters gibt es keine Kleinigkeiten, nichts Belangloses. Keinem von ihnen wird die unsinnige Idee einfallen, ein kleines Maschinendetail, ein unauffälliges Element in einem Kraftwerk oder in einem Dampfkessel zu übersehen. Die unaufmerksame Behandlung dieser „Kleinigkeiten" wird in der Produktion unerbittlich, und zwar sofort geahndet: mit Explosion, Verkrüppelung, Verwundung. Ein Schacht erzieht zu bewußter und unaufhörlicher Aufmerksamkeit, In Gorlowka, dieser gefährlichen Zeche, hängt das Leben einiger tausend Menschen von der Beachtung der geringsten Einzelheiten ab. Und aus diesen Einzelheiten setzt sich das Ganze zusammen. Die qualifiziertesten Arbeiter sind es gerade, die diese Kleinigkeiten zu behandeln haben. Seit 25 Jahren leitet ein solcher Fachmann wie Genosse Gutzew die Lampenabteilung. Er muß dafür Sorge tragen, daß keine einzige Hülle von diesen Tausenden von Lampen Luft durchläßt, daß diese Tausende von Verschlußringen mit absoluter Präzision, d. h. bis zu einem Zehntel der Haaresbreite, an den Zylinder anliegen. Und wenn im Schacht alles gut geht, so bedeutet das, daß Genosse Gutzew, der seit Jahrzehnten in seiner Werkstatt sitzt und stets von einem Blumenbeet brennender Lampen umgeben ist, kein einziges Mal eine der Kleinigkeiten mißachtet hat, die die Arbeit schützen und organisieren. Hier gibt es kein Schicksal, dem

Zufall ist erbitterte Fehde angesagt. Es gibt Schrauben, Muttern, Nägel, belanglose Stückchen von Kupfer, Eisen und Stahl, das alles ist im Magazin des Schachts angehäuft, das von einem älteren Arbeiter, als wäre es eine Anhäufung von Schätzen, behütet wird; diese winzigen Metallstückchen werden an einem bestimmten Tage ihren kleinen, bescheidenen Platz im Körper der Gesamtmaschine einnehmen, um sie stärker, gesünder zu machen und dadurch die Katastrophe abzuwenden.

Über dem Hauptstamm des Schachtes steht das Fallwerk, das Menschen, Förderwagen mit Kohle und Erz, Arbeiter, Ingenieure, Holz und abgekochtes Wasser in die Tiefe versenkt — kurz, alles, was für das Leben des Schachts notwendig ist. Die Einrichtung der Maschine ist äußerst einfach: zwei an beiden Enden eines über ein Rad laufenden Stahltrosses befestigte Metallkörbe fallen mit beängstigender Schnelligkeit in den Schacht und steigen wieder hinauf. Die Schnelligkeit, mit der sie hinabstürzen, ist unerträglich. Die Mauern des Brunnens schießen einem Wasserfall gleich nach oben, das Blut schlägt zu Kopf, in den Ohren saust es, und nur der Schein der Grubenlampen ist wie ehedem gleichgültig und gelb, als wenn alles ringsherum regungslos wäre. Unweit vom Fallwerk und seinen beiden Körben, die mit einer Geschwindigkeit von 500 Metern in der Minute hinabstürzen, steht in einer warmen Maschinenabteilung ein kleiner Apparat, der von weitem an eine stille, antike Uhr erinnert. Das ist der Indikator, dessen haarfeine

Feder auf einem Blatt Papier die Schwankungen der Geschwindigkeiten, das entfernteste Anzeichen einer Gefahr registriert. Das Fallwerk hat somit zwei Pole: an dem oberen steht der Ingenieur, der die kapriziösen Geschwindigkeitswellen aufs sorgfältigste verfolgt, an dem andern, dem untern — ein Posten, ein älterer Bergarbeiter, dessen dumpfe Glockenschläge die Mannschaften versammeln, der die Verladung der Körbe kontrolliert und dafür sorgt, daß niemand zur unrechten Zeit abspringt, und daß keiner der vielen Unglücksfälle passiert, die bei jedem Einsteigen möglich sind.

Und in der Kesselabteilung? Ist es nicht eine wahre Diktatur der Kleinigkeiten? In den Öfen knistert und bebt das Feuer, die Schaufeln schwingen in weit ausholendem Rhythmus, das Schüreisen dreht und wendet sich, geht aus und ein wie ein Speer. Die Technik der Arbeit ist derart, daß ein beliebiger Heizer bei Unachtsamkeit die Hälfte von Gorlowka in die Luft sprengen könnte.

Unter den neuen Lebensverhältnissen ertragen Häuer und Lehrjunge, Anschläger und Lampenmann viel leichter eine Lohnherabsetzung (wenn diese Maßnahme durch staatliche Notwendigkeit bedingt ist) als Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit, die der Psyche des Arbeiters blutige Wunden schlagen. Diese brennenden Lebensfragen sind längst bekannt: es sind die Wohnungsnot und die Konsumgenossenschaft, das Betriebskrankenhaus und der Kurort.

Am schlimmsten steht es in Gorlowka mit den

Arbeiterhäusern. Wir haben sie von den Belgiern übernommen, und die Belgier hatten sie so gebaut, daß sie gegen das Jahr 1919, d. h. zur Zeit des Ablaufs ihrer Konzession, zerfallen sollten. Und so geschah es auch — die Arbeiter wohnen in zerfallenen Hütten. Eine Familie von sechs und mehr Menschen, oder drei bis vier kinderlose Familien, bewohnen eine Hütte, bestehend aus einem Zimmer und einer kleinen Küche. Die Mauern sind mit Lehm zusammengekittetes Flechtwerk; der Fußboden ist Erde, das Dach liegt unmittelbar über dem Raum, eine Decke gibt es nicht. In hunderten der Häuser ist das Dach schon so morsch geworden, daß der Wind den Sand wegfegt, den die geduldigen Hausfrauen der Wärme wegen auf das Dach aufgeschichtet haben — der Schnee rieselt auf den Herd hinab. Der Regen natürlich auch. Die Wände sind voller giftig-grüner feuchter Flecke. Die Menschen schrecken aus dem Schlaf, weil es in die Stube regnet. Dabei sind die Häuser tief in die Erde hineingesunken und stehen in ungleichen Reihen wie schmutzige, von Nässe zerfressene Warzen.

Bei der giftigen Luft in Gorlowka, die sich um die von innerer Glut verzehrten Berge sammelt, und die alles rings herum mit ihren Zersetzungsprodukten vergiftet, sind diese Wohnungsverhältnisse herrliche Brutstätten der Tuberkulose. Im örtlichen Krankenhause kann man sich davon überzeugen, wie die Lungen eines Bergmanns nach dem Tode aussehen. Es ist ein bleicher Sack, der

von einer Kohlenschicht von der Dicke eines Fingers bedeckt ist. Wenn es im Leben eines Arbeiters Perioden gegeben hat, wo er die unterirdische Arbeitsstätte für einige Zeit verließ, so sieht man das an den feinen, aus Fett gebildeten Zwischenschichten. So steht auf diesem kläglichen Überrest des menschlichen Lebens die ganze Geschichte seines heroischen Kampfes mit Kohle und Feuchtigkeit, Hunger und Erschöpfung geschrieben.

Die Wohnungsnot ist so groß, daß Dutzende von Saisonarbeitern überhaupt keine eigene Pritsche haben, man findet sie nach der Arbeit allenthalben herumliegen, in der Kesselabteilung oder im Badehaus, wenn es ihnen gelungen ist, die Wachsamkeit der Aufräumefrauen zu überlisten.

Nichtsdestoweniger verhalten sich die Gorlowkaschen Arbeiter zu dieser Frage ruhiger, als das zu erwarten wäre. Das erklärt sich damit, daß in der Arbeitersiedlung energische Bauarbeiten im Gange sind. Jeder Arbeiter, nachdem er gegessen und ausgeschlafen hat, wandert unbedingt zu den Baustellen, um sich anzusehen, wie die festen Steinmauern der neuen Häuser aufgeführt, wie breite Fenster eingehauen oder wie das silbrige, feuerfeste Dach aus zementiertem Uralasbest gelegt wird. Stundenlang stehen die Menschen da und genießen den Anblick, prüfen die Keller, die Kuhställe, die Sommerküchen, sehen sich an, wie das ganze neue Arbeiterhaus entsteht, in dem jede Familie einen eigenen Herd, eine gesonderte Eingangstür und einen besonderen Schrank zum Trocknen der

nassen Kleider haben wird. Leider ist der „Donugol"-Trust allzu vorsichtig und sparsam — man kann wohl sagen: geizig wie der Gogolsche Held Pljuschkin.

In diesem Jahre hat er dem Staatsbauamt nur 20 Häuser für Arbeiter mit Familien (wirklich gute, feste Häuser) und vier Gemeinschaftshäuser für unverheiratete Arbeiter bestellt. Und das — bei einer zwanzigtausendköpfigen Arbeiterbevölkerung, bei siebentausend Bergleuten, deren hungrige Blicke jeden neuen Balken, jeden Nagel zählen, die für den Bau verwandt werden! Entweder muß auch auf diesem Gebiete eine ebensolche Energie entfaltet werden, wie sie die Partei an den Fronten des Hungers und des Bürgerkrieges gezeigt hat, oder — werden die morschen, von Tuberkelbazillen durchtränkten Häuser dicht vor den Augen der G. P. U. ihre gegenrevolutionäre Agitation, die sie schon seit sechs Jahren betreiben, fortführen. Diese alten Ställe, diese wütendsten Feinde der Sowjetregierung, müssen endlich niedergerissen werden.

Jetzt — das Krankenhaus und die medizinische Aufsicht. Von den siebentausend Bergleuten darf Gorlowka jährlich nur hundertundfünfzig Menschen in die Erholungsstätten schicken. Das ist wenig. Aber noch schlimmer ist, daß nur vier oder fünf Prozent der eigentlichen Bergleute in die Krim oder nach dem Kaukasus kommen. Die meisten bleiben am Flusse Donetz stecken, in den Erholungshäusern, wo die feuchten Kiefernwälder den Gesundungsprozeß wenig begünstigen. Das Kranken-

haus ist arm. Alle, die überhaupt laufen können, werden nach Hause geschickt und in der Klinik behandelt. Nur ein sehr schwer Kranker kann auf ein Bett rechnen, aber auch das nicht immer. Es kommt auch folgendes vor: Irgendein kranker Arbeiter verirrt sich nach Gorlowka, schleppt sich bis zum Krankenhause — dort ist alles besetzt. Dann verdingt er sich im Schacht, arbeitet einige Tage und bricht dann irgendwo am Sammelplatze der Arbeiter zusammen, wo er drei Tage liegenbleibt und im Gewirr der wechselnden Schichten seine heiseren Seufzer und qualvollen Hustenlaute ausstößt.

Man soll nicht etwa glauben, daß solch eine menschliche Ruine, die im Herzen der Grube Zuflucht gefunden hat, ein beliebig dahergelaufener Mann sei, der keinerlei Ansprüche zu stellen habe. Da war z. B. Genosse Trofimow darunter, ein gelernter Bergmann, einer, der zwei Jahre als Freiwilliger in der Roten Armee gekämpft hat, der nach einer schweren Verwundung von der Front entlassen wurde — kurz, einer jener Bergleute, die gekämpft und die Zechen des Donbeckens zu neuem Leben erweckt haben, einer von jenen, die auch jetzt, trotz ihrer verzweifelten Armut, die Produktion hochbringen.

Die Schichten kommen und gehen, die Arbeiterflut lärmt, Pfeifen verkünden brüllend die Arbeitsstunden, Tag um Tag werden hunderttausende Pud Kohle aus dem unermeßlichen unterirdischen Sacke herausbefördert, unter dröhnendem Marsch des

Sieges und der Arbeit schreiten die Schachtkämpfer über die Köpfe ihrer gefallenen Genossen hinweg. Jemand muß dafür sorgen, daß man sie beizeiten auf Tragbahren legt, daß ihre letzte Stunde auf einem sauberen Bett, in Ruhe und Stille verstreicht.

Oder ein anderer Fall: unten, in der tiefsten Tiefe, in einem der Stollen, wird ein Arbeiter durch die zusammengebrochene Überdachung schwer verletzt. Der Unfall ereignete sich gegen sieben Uhr abends. Das Unglück wollte es, daß der Förderkorb infolge eines kleinen Defekts den Verwundeten nicht sofort an die Oberfläche bringen konnte. Jeder Schacht hat außer dem Hauptschacht noch fünf bis sieben Reserveeingänge, die sogenannten „Gesenke". Es ist ein nasses und schmales Rohr, in dem ein menschlicher Körper kaum Platz findet. Aus seiner Tiefe steigt finsterer, nasser Schachtwind mit scharfem Pferdegeruch auf. Die Füße erreichen kaum die weitgesetzten Sprossen. Der kleinste herabfallende Stein langt unten mit der Schnelligkeit und Zerstörungskraft eines Projektils an. Bei der geringsten Unruhe stürzen die erschreckten Bergleute durch diese Gänge hinaus — das Gespenst des großen Unglücks von 1917 ist noch nicht vergessen; man sieht dann, wie die Lampen gleich Sternen im Blickfelde eines Fernrohrs flimmern und nach oben kriechen.

Unten, in einer kleinen hölzernen Kammer, liegt ein Mann, dessen Gesicht man nicht erkennen kann, auf einem Strohhaufen: es ist der verwundete Häuer. Wir stiegen gegen ein Uhr nachts in den Schacht. Der Feldscher war kaum eine Viertel-

stunde vor uns angekommen. Der Mann lag also von sieben Uhr abends bis ein Uhr nachts! Wie mochte er sich diese sechs Stunden lang gefühlt haben!

Diese Tatsachen werden hier nicht zu dem Zweck angeführt, um auf Gorlowka einen Schatten zu werfen. Im Gegenteil, die Verwaltung von Gorlowka hat sehr viel zur Verbesserung des Lebens der Arbeiter geleistet. Aber wo man auch hingeht, mit wem man auch spricht — im Stollen, in der Konsumgenossenschaft, in der Parteiversammlung —, überall spricht man von ein und demselben: die aufreizenden „Kleinigkeiten", die nicht durch die allgemein staatlichen Ursachen bedingt sind, können und müssen beseitigt werden.

Die Konsumgenossenschaft! Jeder Arbeiter weiß sehr gut, daß seine Arbeitergenossenschaft bis zum Halse in Schulden steckt und erst in diesem Jahre anfängt hochzukommen. Aber er weiß auch etwas anderes: daß die spärlichen Mittel in der ersten Zeit auf die unsinnigste Weise für den Ankauf von teuren und überflüssigen Anzügen, von großen Papiermengen und kosmetischen Mitteln verbraucht worden sind. Er weiß, daß der „geniale" Kaufmann, der dies alles verschuldet hatte, fünftausend Rubel dabei einbüßte; daß in Gorlowka in diesem Jahre „Schlangen" vor den Bäckereien stehen; daß die Bergleute, von der Arbeit zurückgekehrt, herumlaufen müssen, um den Mann zu suchen, der verpflichtet ist, ihnen ihr Pfund Brot zu geben. Sie wissen auch, daß man in der ganzen Siedlung viele Brotverkaufsstellen er-

richtet hat, die aber geschlossen bleiben mußten, weil es angeblich an den notwendigen Wagen fehlte. Jeder Arbeiter würde doch mit Vergnügen seine eigene Wage hergegeben haben, überdies gibt es Wagen im Magazin der Zechenverwaltung. Zum Teufel, wenn der Arbeiter seine Pflichten ebenso leicht nehmen würde, dann würde man ihn doch sofort hinauswerfen! Es geht doch wirklich nicht an, daß man das Hungerjahr 1918 jetzt wieder in Szene setzt, daß man Frauen und Kinder die Nächte vor der Schwelle des Brotladens verbringen läßt. In den Stollen und Strecken, in allen Versammlungen steht ein Wutgeheul über alle diese empörenden „Kleinigkeiten".

Das alles sind zweifellose Minusse. Aber nur ein Blinder wird jene Riesenschritte nicht bemerken, mit denen unsere neue Lebenskultur vorwärtsschreitet. Besonders seit der Zeit, als das Leninaufgebot die besten Schichten der Arbeiter in die Reihen der Partei gezogen hat, von Arbeitern, die fünf bis dreißig Jahre in der Produktion sind, die zur Hälfte als freiwillige Rotarmisten gekämpft haben und oft eine höhere politische Bildung besitzen, als die Parteileute des 17. und 18. Jahrganges, die keine Zeit hatten, zu lernen. Am 1. Januar kamen auf 4758 Arbeiter 144 Kommunisten und Kandidaten; am 1. April — bei einer Gesamtzahl von 5149 Arbeitern — bereits 242 Kommunarden; am 1. August 5472 Arbeiter, davon 536 Kommunisten, nicht mitgerechnet 22 Aufnahmegesuche in der Aktentasche des Genossen Gorki, des Sekretärs

des Parteikomitees, die erst jetzt, einige Monate nach dem erfolgten Massenbeitritt, eingelaufen sind. Zweiundzwanzig gut überlegte, ausgetragene Aufnahmegesuche.

Ein in Gorlowka verlebter Sonntag entfaltet vor unseren Augen ein geschlossenes Bild der neuen Lebensweise. Man sieht junge Pioniere, wie sie in Versammlungen plötzlich aufmerksam werden, wenn der Redner verständlich spricht und eine kommunistische Druckaktion gegen Vater und Mutter fordert; man ist Zeuge der neuen Taufprozedur, bei der ältere Arbeiter und Arbeiterinnen auf der Bühne des Versammlungsraums sitzen — die Amme wiegt hinter dem Rücken des Präsidiums ein kräftiges Kind, dessen laute Stimmäußerung nur von der beschleunigten Hochzeits-„Internationale" übertönt werden kann; man sieht die kommunistische Jugend, einen munteren Burschen, der an heißen Tagen sich mit einem dicken Band über ökonomische Fragen abplagt und nicht weiß, was er mit seinem heißen Blut anfangen soll: ohne Liebe geht es nicht, und heiraten kann man auch nicht, solange man noch nichts gelernt hat; man sieht Arbeiterinnen, die mit überwiegender Stimmenmehrheit eine Registrierung der Ehen mit der einfachen Begründung ablehnen, daß man nur aus großer Liebe heiraten dürfe, die arbeitsfreien Stunden aber froh, wie es der Jugend geziemt, verbringen müsse — nur dürfe es dabei zu keiner Familie kommen, ein Augenblick der Freude dürfe nicht zu lebenslänglichem Zuchthaus werden.

Ist das alles nicht neues Leben? Und dann — die

intensive, lebensprühende Parteiarbeit, wo es jugendlich und auf jugendliche Art ernst zugeht, wo man nüchtern und ohne jeden Beamtenhochmut arbeitet, wo ein älterer Arbeiter sich an einen Jüngling wendet, um mit ihm von seinen Nöten zu sprechen — von Partei- und Familienleben. Darüber, daß er, der Alte, mit Sinowjews „Parteigeschichte" nicht fertig werde, obwohl er sie schon zum dritten Male lese; daß es noch schwieriger sei, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, daß sich sehr viele Sachen angehäuft hätten: in Kisten und Kasten — wie sollen wir uns jetzt in die Sachen teilen? Und der Jugendbündler Schischow — ein kluger, durchtriebener, schnelldenkender Jugendbündler unserer Tage — hört ihm zu, geht in Einzelheiten ein, befragt ihn des genaueren über den Halbpelz und knüpft insgeheim ein Band zwischen dem Manne und der Partei an. Erstaunlich ist auch das bewußte und achtungsvolle, ganz neue, aus innen herausgewachsene Verhalten des älteren Arbeiters aus dem Leninaufgebot zu der neuen Arbeiterin, die ebenfalls in die Reihen der Partei eingetreten ist und nun mit einer Stimme, mit Worten, auf die man so leicht eine verletzende Antwort findet, versucht, sich und ihr Leben gegen den böswilligen Klatsch und Haß seitens der alten Familie zu schützen.

Das ehemals so vertrunkene, verprügelte, gehetzte oder freche Gesicht der vorrevolutionären Arbeitersiedlung ist nicht wiederzuerkennen. Wir sitzen im Zentrum und ahnen nicht, wieviel Fragen von der größten Wichtigkeit hier besprochen und durch-

dacht werden — Fragen des Gewissens und der Liebe, Fragen der Kinder und der Erwachsenen, die sowohl den einzelnen als das Kollektiv berühren; wieviel Fragen dort in Gorlowka aus dem harten, alten Baumaterial der veralteten Lebensreformen in Neues umgewandelt werden, in jenes Neue, das die Grundlage unserer kollektivistischen Zukunft abgeben wird. Und diese Arbeit vollzieht sich in einem Städtchen, wo die Menschen die giftigen Gase und Gerüche der Kotgruben einatmen müssen, und diese Arbeit wird nicht von „oben" her dirigiert, sondern oft, im Gegensatz zu dem bureaukratischen Willen kleinlicher Menschen, geleistet.

Erstaunlich ist Gorlowka an einem Sonntagabend. Sein Kohlenberg ragt wie ein gigantisches Dreieck auf, eingezeichnet in das warme, tiefe Blau des Mondhimmels. Die Zechengebäude sind wie ein dunkler Hafen, in dem Dampfer mit rauchenden Schornsteinen und blendenden Lichtgarben ankern. Das böse unterirdische Feuer glimmt die Abhänge des Berges hinab, von Zeit zu Zeit rollt geschäftig ein Wagen heran und schüttet seinen steinigen Inhalt auf den Berg aus. Dann rückt der rotäugige Zigeuner, dieser alte Brandstifter — das Feuer —, an eine neue Stelle weiter und spuckt eine Rauchwolke aus.

Und unten, wo einstmals das betrunkene, in Elend vertierte, alte Gorlowka wütete — erklingen muntere Harmonikatöne. Eine große Schaukel schwingt auf und ab, sie dreht der riesigen Laterne bald die eine, bald die andere Backe zu. Darunter

— ein Garten, dessen Blumen Gerüche des Südens und des Luxus über die ganze Siedlung verbreiten. Musik und Jugendbündler, Klubs und Versammlungen, uralte Bergmannslieder und „Internationale"; die Jungens kleben an den Wänden des Theatergebäudes und fangen die aus dem Gebäude in den Garten sickernden Tropfen des Stücks auf wie Eis, das von seiner durchnäßten Papierunterlage herabtröpfelt.

Unten im Schatten dieser Industriefestung — dunkle Straßen und friedliches, sattes Hundegebell, viele junge Menschen und Verliebte, viele Kinder und viele schwangere Frauen, frischer Brotgeruch und auf jedem Tisch — Wassermelonen — rote Sonnen mit schwarzen Schönheitsfleckchen auf den kühlen, süßen Wangen. Ruhe und Bewegung, Licht und Schatten und — eine unaussprechliche, mit Worten nicht wiederzugebende, breite, ruhende Stille einer zwanzigtausendköpfigen Arbeiterstadt.

Wie sollte man das nicht sehen: mit Sieg und Frieden füllt sich das Land der Sowjets.

IV.

IM LANDE HINDENBURGS

Eine Reise durch die deutsche Republik

1924

VORBEMERKUNG

Durch Deutschland bin ich gefahren, durch *„das Land Hindenburgs"*, und habe es mit den ungetrübten Augen eines Menschen gesehen, der aus dem Lande der Arbeiter und Bauern kam, aus dem Lande *Lenins*. Ihr habt Schlösser und Museen, Regierungspaläste, in denen Minister sitzen, Siegesallee und Siegessäule, Irrenhäuser, Kriegerdenkmäler, Kasernen, Schulen, Zuchthäuser und Fabriken, Millionen ausgehöhlter Menschen und eine Bourgeoisie mit Kultur, Technik und allem Komfort des Wohlbefindens.

Aber ich wollte nicht nur die deutschen Straßen und was auf ihnen bettelt, hungert, spazieren geht, Auto fährt und marschiert, kennenlernen, sondern sehen, von wo aus sie unsichtbar regiert wird, wo die Millionen Fäden und Kabel hinlaufen, die Machtzentren der öffentlichen Meinung, die Produktionswerkstätten von deutschem Geist, deutscher Kultur und deutschen Kanonen.

Ich habe Deutschland aufgesucht in seinen *nationalen Heiligtümern.*

ULLSTEIN

Niemand holt sie vom Telegraphenamt: die Nachrichten kommen von selbst. Gleich wilden Schwalben schießen sie in den Raum des Redakteurs und fallen fix und fertig, schon in die menschliche Sprache übersetzt, auf schmalen Papierstreifen auf den Tisch. Zehn Apparate empfangen sie ununterbrochen. Ein dunkles Kloster mit hundert Zellen. Hundert Telephonzellen. In jeder Zelle sitzt ein Einsiedler, der den Gott der Sensationen mit wilder Stimme um Gaben anruft.

„Hier Berlin, ‚B. Z.'. Hier Ullstein. Hallo! Bitte lauter!"

Wie Arbeitslose auf der Bank einer Anlage schlummern die Kuriere. Wie Passagiere in Erwartung eines Zuges, der stets kommt, immer abgeht und niemals steht. Der Zug von Neuigkeiten, den Erdball umkreisend. Viele warten schon seit gestern. Die Kabeltelegramme aus Amerika sind schon da, voller kapriziöser Börsenzahlen dieser liebenswürdigen Abenteuerinnen, die so geschickt über die Grenze huschen — nur mit dem leichten Gepäck jener gefälschten Neuigkeiten beladen, die dem Herzen eines Zeitungsmannes so teuer sind.

Oh, das Ullstein-Haus ist groß genug, um alle diese fremden Gäste unterzubringen. 4500 Zimmer, sechs Etagen, endlose Treppen, Dutzende eigener Druckereien — es sind gewiß Deutschlands beste Mühlen,

die die täglichen Lügen- und Wahrheitsernten ausgezeichnet vermahlen: sechs Tageszeitungen backen das tägliche Brot für die millionenköpfige Bevölkerung von Berlin, für alle seine Bevölkerungsschichten, für alle Geschlechter und Alter, für ganz Deutschland und für jede seiner Städte im besondern. Köln hat einen anderen Geschmack als Berlin; das Leibgericht von Dresden wird in Frankfurt keine Abnehmer finden. Hamburg braucht Knackwürste mit Porter, Dresden — Eisbein mit Kohl, der Südländer — etwas Nahrhaftes und Umfangreiches.

Im Hause Ullstein pflegt niemand zu Fuß zu gehen. Nur Nichstuer benutzen die Treppen. Der Lift ist das einzige Beförderungsmittel. Durch alle Stockwerke fliegen seine offenen Käfige. Die Lifttür ist abgeschafft, gehört ins Museum. Die Menschen stürzen hinein und hinaus. Korrekturen, Manuskripte, Telegramme haben das Turnen lernen müssen. Schwerfällige, asthmatische Leitartikel fliegen mit der Behendigkeit von Zirkusakrobaten an den Drahtseilen entlang. Seit der alte Ullstein seine erste Bude in der Kochstraße — eine kleine Druckerei — eingerichtet hat, wächst sein Unternehmen ununterbrochen an. Nachdem es eine gewisse Vollkommenheitsstufe erreicht hatte, blieb es stehen und begann seinen alten Leib aufzufressen. Wenn die Produktion eines Tages nicht den Mut hat, ihre alten Organisationsformen zu zertrümmern und in ihrem eigenen Magen zu verdauen, verfällt sie einem elastischeren und stärkeren Konkurrenten und wird von diesem zum Frühstück verspeist.

„Berliner Morgenpost"

Diese alte Berliner Kleinbürgerzeitung ist auch auf einem Friedhof gewachsen, aber es waren nicht die Gräber ihrer eigenen überalterten Formen, sondern der ganzen von Bismarck vernichteten sozialdemokratischen Presse. Ullstein hatte es damals verstanden, auf den öden Zeitungsmarkt mit der vom Sozialistengesetz geschlagenen Bresche Hunderttausende von Exemplaren seines gemäßigten Blättchens zu werfen. Es war eine Zeitung, die auf die breitesten Massen der Kleinbourgeoisie zugeschnitten war.

Wie oft haben seit jener Zeit die Arbeitsmethoden gewechselt! Vom Handsatz zum Maschinensatz, von der Handzeichnung zur Photographie, von der blutlosen, verschwommenen Photographie zur künstlerischen Illustration. Jeder technischen Revolution folgte eine kurze Krankheit des ganzen Unternehmens, wie nach einer Impfung. Dann — ein wilder Sprung vorwärts, phänomenaler Profit: Hunderttausende neuer Abonnenten, neue Bauten, Werkstätten, Angestellten, Lastwagen, Telephone. In den letzten Nachkriegsjahren hat sich schon wieder eine neue Appendizitis gebildet: die alten Maschinen für den Guß von Matrizen, englische Maschinen, die mit Gas arbeiten, und die stets voll flüssigem Blei gehalten werden müssen. Statt ihrer sind jetzt deutsche eingeführt: sie fressen einfach Kohle und können zu jeder Zeit aufgefüllt werden.

Ein Betrieb kennt keine Dankbarkeit, er vergißt die früheren Verdienste sofort. Die alte Maschinen-

abteilung hat ihr Leben ausgehaucht. Sie ist leer und kalt, und in ihren blinden Scheiben spiegeln sich die Flammen der Feuerungen der Rivalin. Das muntere Klirren der Matrizen und Feilen klingt in die verlassenen Räume.

Einstmals brachte man nur eine *Morgenzeitung* heraus und fürchtete, sie mit einer Abendausgabe zu ergänzen, weil man glaubte, dadurch die Auflage zu verringern. Heute schickt Ullstein eine Menge Zeitungen auf die Straße, die alle verschieden gekleidet sind, verschiedene Mundarten sprechen, stets zu anderer Zeit herauskommen und einander nicht stören.

Des Morgens — die „Vossische", sie ist für Börsen und Banken berechnet. Die Leute kauen ihre Butterbrote, trinken Bier — die „Vossische" spricht auf sie ein. Sie steigt mit ihnen ins Auto, saust zwischen Restaurant und Börse, Bureau und Bank und wickelt flugs ihre Geschäfte ab. Es ist eine kluge, vorsichtige, ausgezeichnet unterrichtete Zeitung. Jeder Spekulant erkauft sich mit 15 Pfennig die Hoffnung, von dieser alten Dame einen guten Tip zu bekommen.

„Die praktische Berlinerin"

Während die Männer in der Stadt sind, klopft Ullsteins „Praktische Berlinerin" an die Wohnungstüren der Frauen; auch „Die Dame" oder Ullsteins „Blatt der Hausfrau" wissen sich Eingang zu verschaffen. Das ist eine mustergültige Technik. Damit

diese Hausiererinnen von Haus zu Haus laufen, Appetite reizen, der Hausfrau die allerbilligste Kaffeekanne, ein Morgenkleid zu 3,70 Mark, ein „herrschaftliches" Schlafzimmer oder ein Mittel gegen Schwangerschaft empfehlen können — mußte die Druckereitechnik ein wahres Wunder vollbringen, dazu mußte sich das menschliche Genie auf ein neues, höheres Niveau aufschwingen. Die Maschine druckt nicht nur alle 96 Seiten des Textes und den Umschlag, sondern sie wirft die vollständig fertige Nummer auf den Tisch. Im Laufe einer Stunde verfertigt sie 3500 Exemplare. Was kann man noch über die Ullstein-Schnittmuster, die „Modewelt" usw. usw. sagen? Ehe noch das Gehirn der Frau erkannt hat, was sie eigentlich wünscht, haben Ullsteins Zuschneider ihre Träume schon längst erraten und in praktischen Schnittmustern ihr ins Haus geschickt. Die Geister der künftigen Mantos, Blusen und Dessous haben die ersehnte ideale, wenn einstweilen auch nur papierne Gestalt angenommen.

Es gibt Pferde, die rechnen können, Hunde, die sich in Geographie auskennen. Aber daß die Maschine diese erstaunliche Intelligenz erlangen kann, hätte niemand gedacht. Die mechanische Olympia Hoffmanns verstand Romanzen zu singen und zu knixen — eine Bagatelle! Bei Ullstein sitzt ein Arbeiter vor seiner Setzmaschine, drückt auf eine Taste, die zweite, die dritte, und in wenigen Sekunden springt eine fertige Zeile aus Blei auf den Tisch. Und wenn die Buchstaben ihren Zweck er-

füllt haben, werden sie demobilisiert — sie kehren in das Nichts zurück, aus dem sie hervorgegangen sind. Die Maschine besorgt das selbst.

„B. Z. am Mittag"

Mittags begibt sich die jüngste Tochter des alten Ullstein auf die Straße. Diese Zeitung ist eine Eidechse, eine Fliege, ein aufdringliches, flinkes und jedermann zugängliches Geschöpf. Man kann sie fast umsonst haben. Sie besitzt keine eigenen Meinungen, überhaupt kein individuelles Gesicht. Es ist eine kleine Pfütze, in der sich die ganze Welt spiegelt. Ihre Sprache ist sehr verständlich, kurz und primitiv — in zwei Minuten kann man alles erfahren, was die große Presse heute denkt und sagt. Man braucht diese Nachrichten überhaupt nicht zu kauen: sie sind schon durchgekaut, mit der erforderlichen Portion Speichel versehen — restlos verdaulich. Man braucht nur zu schlucken, und man ist informiert. Der Mensch, der zum Denken keine Zeit hat und sich die Nachrichten nicht selbst zusammensuchen will, kann diesen minderwertigen Vermittler, dieses Echo der Großstädte, dieses *Straßengrammophon* nicht mehr vermissen.

Die Geburtsstätte der „B. Z." ist das Abflußrohr aller Zeitungen, und sie lebt nur eine halbe Stunde. Man erwartet ihr Erscheinen mit nervöser Gier. Millionen Menschen sehen auf die Uhr und warten auf das Rendezvous mit der „B. Z.". Aber keine Zeitung wird so schnell vergessen, so verächtlich

fortgeworfen, in Autobussen und Cafés liegengelassen. Und jeden Tag ersteht die Straßenaphrodite von neuem — aus dem Abschaum der Meinungen, um sich Millionen in die Arme zu werfen.

12 Uhr 10. Die Börse notiert die ersten Kurse.

12 Uhr 12. Das letzte Telegramm in die Setzerei geschickt.

12 Uhr 15. Die Redaktion nimmt kein Material mehr an.

12 Uhr 16. Die Rotationsmaschine legt ihren funkelnden Matrizenpanzer an.

12 Uhr 17. Der diensttuende Mechaniker schaltet den Strom ein. Die größten Rotationsmaschinen des Kontinents beginnen ihre Arbeit.

Eine Flut von Seiten und Spalten. In diesem Strom ist das Wort nur ein Bazillus. Die ersten gefaltenen Nummern kommen zum Vorschein. Schon laufen sie in die Welt — jedes Blatt findet irgendeinen Leser, jede Ladung ist für irgend jemand bestimmt. Die Attacke ist in vollem Gange, ungeheure Bündel von Papier, gigantische Lügenkokons gebären Millionen Eintagsfliegen.

Diese Pressefabrik ist wie eine Festung. Ihre tiefen Höfe gleichen Gefängnishöfen. Granitberge isolieren sie von der Stadt. Eine Festung muß für den Fall einer Belagerung mit Wasser und Brot versorgt sein. Ullstein besitzt eine von der Stadt unabhängige Kraftquelle, die groß genug ist, seine belagerten Maschinen acht Tage lang mit Elektrizität zu versorgen. Man kann nie wissen: Streik oder Aufstand. Die gepanzerten Türen werden fest ver-

riegelt, und drei Minuten nach dem Alarmsignal schickt das Kraftwerk tausende Streikbrecher-Pferdekräfte zu den Maschinen.

Kein einziger Angestellter kann unbemerkt hinaus oder herein. Die Portiers sind auf Menschen und Sachen dressiert. Aber 12 Uhr 18 Minuten, also acht Minuten nach der Annahme der letzten dringenden Depesche, öffnen sich alle Türen und Tore. Die Zeitungsfabrik schickt ihre Produktion auf die Straße. Breite Rohre spucken Zeitungsbündel direkt auf die Lastwagen. Motorräder zittern ungeduldig, Radfahrer halten ihre offenen Säcke hin, Boten, die die Zeitungsladungen nach dem Bahnhof und in die Provinz begleiten, brechen ihr Frühstück ab. Des Sonnabends werden 4000 Zentner verladen — zwanzig Postzüge allein für die Mittagszeitung. Rechnet man alle Verlagswerke zusammen, so macht das 75 Postwaggons. Und die ganze Menge muß in 45 Minuten verladen sein.

Die Zeitung überholt die Zeit. Die Zeitung überholt den Uhrzeiger. Der Mensch schläft die Hälfte seines Lebens. Er stiehlt sich selbst die Nachtstunden. Die Zeitung hat den Höchstrekord geschlagen und stößt nun auf ein unüberwindliches Hindernis: es sind Barrikaden aus schlafenden Menschen. Aber in den Großstädten, auf dem blanken Asphalt ist alles relativ. Mag die Morgenröte ihre Beine in einen Pyjama stecken — die Umhüllung von kräuselnden Morgenwolken ist unmodern. Europa ist wie Grönland, wie das Polarmeer. Der elektrische Tag dauert 24 Stunden.

Halb sechs Uhr morgens eilen die Zeitungsverkäufer davon und „machen" den Morgen. Die Provinzausgabe der „Vossischen Zeitung" ohne die letzten Telegramme wird nachts gedruckt und versandt; in Berlin wird sie schon abends 8 Uhr 40 Minuten verkauft: ein Stück Morgen, ein Stück von der Zukunft mit den Ergebnissen der letzten Fußballkämpfe, mit den Familiennamen der Verunglückten und unter das Auto Geratenen, mit den englischen Parlamentsdebatten — alles das für 15 Pfennig!

Ullstein ist eine jener Großmächte, die jede in das menschliche Bewußtsein importierte Banalität mit Zöllen belegt. Das Ullstein-Haus ist ein Hafenplatz, ein Grenzpunkt, an dem Riesenladungen von Phrasen ausgeladen werden, von Redensarten, die wie Gummisohlen am Bewußtsein kleben, von Witzen, die flach wie ein Plattfuß sind, von stinkenden Anekdoten und neufrisierten politischen Parolen.

Die „Illustrirte".

Ein Meisterwerk dieser Art ist zweifellos die unvergleichliche *„Berliner Illustrirte Zeitung"* — das verbreitetste Journal des modernen Deutschlands. Die Auflage? 1 600 000 Exemplare. Die Nachfrage wird immer größer. In einem halben Jahre werden die zwei Millionen vermutlich erreicht sein. Das Fundament des Ullstein-Hauses ist die Propaganda der Banalität. Im Grunde genommen ist es eine Null,

ein Überhaupt-Nichts, ein Minus, 32 Seiten geistiges Abführmittel. Ein Loch im Boudoir eines berühmten Filmstars, ein Spalt, durch den jeder sehen kann, wie schöne Frauen von Spitzbergen bis zum Kap der guten Hoffnung baden. Ein Romanfragment von einer Primitivität und Geschwindigkeit, daß man ihn in der Toilette lesen kann. Natürlich — Reklame. Prinzenhochzeit. Dann wieder Reklame. Zehn Seiten Reklame.

Die „Illustrirte" war *niemals* ein Feind Sowjetrußlands. Vielleicht war sie es, die die deutschen Arbeiter besser über die Sowjetunion unterrichtete als alle anderen Presseorgane. Sie bringt alles, was neu, interessant, unerwartet ist. Rußland eine Sensation. Die „Illustrirte" bringt Rußland. Seine Straßen, Demonstrationen, Führer, Menschenmengen, Kinderhäuser, Armee.

Der praktische, nüchterne Händler ist eher geneigt, an die Dauerhaftigkeit einer solchen Regierung zu glauben, die schon besteht, als eine solche, die einstweilen nur in den Köpfen der Bewohner des Kurfürstendamms und der Tauentzienstraße herumspukt. Wenn die Bolschewisten sich noch fünf Jahre halten, dann wird Ullstein die weißen Emigranten ebenso behandeln, wie die ehemalige deutsche Regierung die russischen Studenten nach 1905 behandelt hat: jeder, der die gesetzliche Regierung — auch wenn es eine Sowjetregierung ist — unterminiert, ist und bleibt ein Revolutionär, ein Bombenanarchist und überhaupt ein Gauner. Aber Ullstein erscheint es einstweilen geratener, sich nach allen

Seiten hin zu sichern: das im allgemeinen sowjetfreundliche Haus gewährte dem weißgardistischen *„Rul"* in einem entlegenen Winkel ein bescheidenes Obdach.

Aber auch die Freundschaft hat ihre Grenzen, wenn die ganze Presse ein einmütiges Geschrei gegen die Bolschewisten erhebt. Dann kann auch Ullstein nicht schweigen. Nachdem er ein ganzes Jahr lang eine kommunistenfreundliche Information gebracht hat, fährt er plötzlich seine schwersten Geschütze auf, die sein verdammendes Urteil 1 600 000 mal wiederholen, lauter verkünden, als es Moses von dem alten jüdischen Berge fertiggebracht hat.

„Das neue Verbrechen der bolschewistischen Justiz!" „Drei deutsche Studenten zum Tode verurteilt!" Und es sind nicht „drei Studenten", sondern dreimal 1 600 000 Studenten und dreimal 1 600 000 „bolschewistische Mörder". Das ist gewiß kein Minus mehr, sondern ein sozialer Hebel von einer Kraft und Leistungsfähigkeit, wie es in Europa nur wenige gibt.

Die „Illustrirte" bringt ihre kurzen, ätzenden, klebrigen, politischen Formeln nicht in Form von Leitartikeln oder Kurven — sie tätowiert sie auf die seidenweiche Haut einer Varieté-Sängerin, stickt sie auf die Wäsche der berühmten Tänzerin, druckt sie auf die Etikette von Parfüms, die als Mittel gegen üblen Achselgeruch empfohlen werden. So wird die Parole eingeätzt, gestickt, gedruckt: „Krieg dem Bolschewismus". „Gegen die Weltrevolution!" „Krieg

den Mördern des unschuldigen blonden, kurzsichtigen Kindermann mit seiner Reiseapotheke!"

Wie die Ullstein-Parole auch sein mag — für oder gegen USSR., für oder gegen die chinesische Revolution, für oder gegen den Pakt — die Geschosse dieser Parolen erreichen ihren Zweck.

„Sport"

Die Motor- und Segelboote der „B. Z." durchfurchen Seen und Meere, die Rennpferde der „B. Z." nehmen alle Hindernisse, der Favorit der „B. Z." schlägt dem berühmten amerikanischen Boxer die Nase ein, das Motorrad der „B. Z." stellt einen neuen Schnelligkeitsrekord auf. Hundeausstellung, Tennis, Wettschwimmen, prämiierte Zugtiere. Mit allergrößter Aufmerksamkeit verfolgt Europa alle diese Dinge. Jede Zeitung, die etwas auf sich hält, bringt täglich eine Seite Sport. Die Champions kennt man weit besser als die bedeutendsten Politiker. Ullstein war vielleicht der erste, der diese Goldgrube entdeckt hat, der Sportfachleute heranzog zu einer Zeit, als die anderen Zeitungen ihre Rennberichte von „Brandschaden-Reportern" schreiben ließen. Nach allen Rennställen, nach allen Totalisatoren Europas schickte er seine Spezialkorrespondenten.

„Der Querschnitt"

Von Kunst versteht Ullstein nichts. Für diese Finessen, für die Redaktion des „Querschnitt", der für ein paar hundert ästhetische Abonnenten be-

stimmt ist, engagiert er sich einen kunstsinnigen Mann, der sich in allen Porzellanarten der Welt und sämtlichen Schnupftabakdosen des 18. Jahrhunderts ganz genau auskennt. Diese Zeitschrift ist gewissermaßen eine Lilie, der man den Duft jener Mistgrube nicht anmerkt, auf der die „B. Z." oder die „Illustrirte" gedeihen. Diese Ästhetenzeitschrift treibt wie eine Lotosblume auf dem Meer der Ullstein-Millionen herum — sie schwärmt für Negerplastik und amerikanische Kultur. Auch sehr nackte, sehr künstlerische, für den Kenner berechnete Gestalten finden sich da. Der alte Ullstein schimpft, wenn er alle diese Finessen sieht. Aber allen anderen übrigen Redakteuren, den Verfertigern der üblen Massenware, ist es aufs strengste untersagt, sich in die Angelegenheiten der Ästheten einzumischen. Mit denen ist zwar kein Geschäft zu machen, aber dafür locken sie Leute mit Geschmack und guter Position, es macht sich gut, wenn man im Vorzimmer eine klassische Venus stehen hat.

„Der heitere Fridolin"

Bei der Herstellung von Waren wie „Der heitere Fridolin" dagegen braucht der alte Ullstein keine Helfershelfer. Auf diesem Gebiet ist er selbst Meister und Fachmann. Keiner weiß so gut wie er, wieviel Backpulver, Margarine und Sirup in diese kleinen Groschenheftchen mit dem radfahrenden Hunde auf dem Titelblatt hineingehört, um die kindliche Phantasie in der gewünschten Weise zu banalisieren.

Diese Heftchen finden einen reißenden Absatz: 350 000 Exemplare, d. h. 700 000 Exemplare im Monat. Es ist ein Gemisch von Sherlok Holmes, Zirkus, Chronik der Verbrechen und Sentimentalität. Die Helden: ein Polizeihund mit der Seele eines Lesers von Sonntagsbeilagen der „Vossischen Zeitung".

Ullstein-Romane.

Vor dem Kriege kostete ein Bändchen von 250 Seiten mit einer Hochzeit vor dem Altar oder edlem Selbstmord am Schluß 1 Mark. Heute — 2 Mark. Niemals wird ein „Unsterblicher" so gelesen werden wie diese anonymen Autoren. Tolstoj, Goethe? Sie können sich mit einem Herrn Weber nicht messen, der „Ja, ja, die Liebe" geschrieben hat. Der alte gute Ullstein macht es mit der Literatur wie das Kamel mit der Dattel. Nachdem sie einmal heruntergeschluckt ist, zwingt er seinen Leser sooft wie möglich wiederzukäuen. Alle Ullstein-Romane werden sofort nach Erscheinen von den größten Kinofabriken in Deutschland verfilmt. Der Ladenverkäuferin, der Lehrerin, einem Postbeamten muß der Glaube an das Glück erhalten werden. Der Kleinbürger muß davon überzeugt sein, daß jeder ehrliche Mensch ohne Blutvergießen, ohne Gewaltakte alles erreichen kann — ein Villa, ein Auto, einen eigenen Laden. Lesen genügt nicht. Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben. Und Ullstein zeigt es. Jeder kann hingehen und sich

davon überzeugen, wie die ehrliche Alice sich mit Ordnungsliebe, einiger Kenntnis in der Buchhaltung und ihrem netten Frätzchen den Weg durch die Finanzwelt bahnen kann. Sie wird nämlich von Stinnes geheiratet. Aber dieser Stinnes ist jung und fast ebenso süß wie der Verkäufer in der Konfektionsabteilung von Wertheim. Andre Leute arbeiten hundert Jahre und sterben als Milliardäre. Seht, wie sie beerdigt worden sind! Es lohnt sich, ein ganzes Leben lang gewissenhaft seine Pflicht zu erfüllen, um mit einem so glänzenden Pomp begraben zu werden. Ganz zu schweigen von Arbeitern und kleinen Angestellten, die immer das große Los ziehen und die Töchter ihrer Brotherren heiraten. Wozu Revolution? Wozu Politik? Millionen von europäischen Arbeitern leben in der Hoffnung auf Rußland. Millionen der SPD-Arbeiter klammern sich insgeheim an diesen Traum: irgendwann, zu einer bestimmten, vom Schicksal vorgezeichneten Stunde wird der russische Rotarmist die Grenze überschreiten und das tun, was der deutsche Proletarier zu tun sich nicht getraut. Die Arbeiter schicken ihre Delegierten nach Rußland. Der Kleinbourgeois, der Ullstein-Leser läuft ins Kino und sieht sich dort das gelobte Land an.

Gewiß, Ullstein steht nicht allein da. Mit ihm konkurrieren und ihn übertrumpfen vielleicht solche Zeitungsfabrikanten wie der Scherl-Verlag, der in Deutschland seinerzeit den Typus der „parteilosen" Zeitungen geschaffen hat, und der jetzt in den Händen Hugenbergs liegt, eines ehemaligen Direktors

der Firma Krupp. Nachdem Hugenberg alles an sich gerissen, was dem Zeitungskönig gehörte, verwandelte er diese alten „parteilosen" Zeitungen, die das Leib- und Magenblatt eines jeden deutschen Durchschnittsbürgers waren, zum Sprachrohr der aktivsten und wütendsten Gegenrevolution. Ihnen folgen Mosse und viele andere Monopolisten des Zeitung- und Buchmarktes. Es gibt viele Ullsteine . . .

Die Dienste, die diese Fabriken der bürgerlichen Ideologie zur Zeit des Krieges der Regierung erwiesen haben, sind nicht hoch genug zu veranschlagen. In alle Poren des sozialen Organismus, in alle Zellen seines Gehirns wußten sie einzudringen und ein besonderes Gift jeder dieser Zellen einzuimpfen. Viele Nägel haben Ullstein, Mosse und Hugenberg in den großen hölzernen Hindenburg eingeschlagen. Legionen von Menschen haben sich unter der Einwirkung dieser literarischen Narkotika niedermetzeln lassen. Und niemals wäre es der Regierung ohne die Zeitungstrusts gelungen, die Massen der Kleinbourgeoisie um jene Millionen zu schröpfen, die für die Kriegsanleihe draufgegangen sind.

JUNKERS

Wie jeder wirkliche Wissenschaftler mußte Professor Junkers mit der Universität brechen, ihre Mauern für immer verlassen, um sich der Wissenschaft widmen zu können. Er tat es im Jahre 1909 — zusammen mit seinem Assistenten und Gehilfen Dr. Mader, dessen unbeweglicher, ein wenig schielender Blick schon damals mit einem Enthusiasmus auf die Verbrennungsmotoren gerichtet war wie heute, nahezu zwanzig Jahre später.

Aber es war nicht die Aviation, der zuliebe die beiden Gelehrten die Hochschule in Aachen verließen. Die Flugmaschine interessierte sie nicht mehr und nicht weniger wie jede andere Maschine. Aber die Universität verlangte von ihnen, daß sie dummen Jungen allerlei Gelehrsamkeit beibringen. Sie kehrten also der Hochschule den Rücken und widmeten sich ganz ihren Versuchen.

Wenn die Aviation einmal eine Kunst und nicht nur ein Handwerk war, so war es zweifellos in jenen Jahren. Träumer, Romantiker, Abenteurer und Märtyrer weihten ihr das Leben. Sie zimmerten sich komische Kästchen aus Segelstoff, Drähten und Brettchen zusammen und flogen mit diesen Papierdrachen oder stürzten — wie das Schicksal es gerade wollte. Vom Standpunkte des Jahres 1925, dieses gelassen kalkulierenden Zeitalters, handelten sie vielleicht genial, aber zweifellos sträflich leichtfertig.

Fast jedes Wettfliegen brachte eine Katastrophe mit sich, zwei bis dreimal am Tage brachen die Zuschauer durch die Schranken und rannten zum rauchenden Trümmerhaufen. In wenigen Tagen gingen so viele erstklassige Flieger zugrunde wie jetzt in zwei Jahren. Mit papierenen, blutbespritzten Flügeln bahnte sich die Menschheit den Weg zum Himmel!

Professor Junkers hatte mit dieser edlen Tollwut nichts gemein. Nach vielen Arbeitsjahren in der Stille seines Laboratoriums gelang es ihm, einige jener Höhepunkte der Technik zu erobern, die ihm die Herrschaft über die interessantesten und am wenigsten erforschten Gebiete brachten. Es stellte sich dabei heraus, daß unter diesen Gebieten sich auch die bisher so launische, unberechenbare Aviation befand. Professor Junkers beschloß, ihr eine sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung angedeihen zu lassen.

Eine der grundlegenden Ideen dieses Gelehrten, die in der Aeronautik eine Revolution brachte, war verblüffend einfach. In der Tat: Welcher Vogel, welcher Schmetterling oder Fisch, dessen Gestalt dem Aeroplan zum Vorbild diente, bewegt sich hüllenlos, ohne Haut, mit offen preisgegebenen Knochen und Nerven? Wo wäre es möglich, daß ein lebendiges Wesen seine Eingeweide nach außen verlegt? Aber der alte Aeroplan jener Zeit hatte es trotzdem getan. Unverhüllt, schutzlos, lag sein Herz oben, den Winden preisgegeben, dem Staub, der Sonne, dem Regen ausgesetzt. Die zahlreichen Ver-

steifungen, Drähte und Brettchen verzehnfachten, trotz ihrer scheinbaren Leichtigkeit, den Widerstand. Junkers beschloß, die widersinnige Nacktheit des Flugzeugs zu verhüllen, dem Maschinenherz eine widerstandsfähige Brust, den Eingweiden einen Leib zu geben. Die Würste des Grafen Zeppelin nahmen damals die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und das Hofes vollkommen gefangen. Kaiser Wilhelm, der einen Tick für die gewaltigen Dimensionen und für das kriegerische Aussehen dieser Luftichthyosauren hatte, ließ sie schockweise herstellen — zu einer Zeit, als Professor Junkers sein erstes Patent für ein Ganzmetallflugzeug erhielt.

Der Pilot, die Tanks — alles lag im Inneren des länglichen silberweißen Aluminiumkörpers verborgen.

Der Krieg gab Junkers die Mittel in die Hand. Zufrieden, daß er endlich arbeiten kann, ohne auf den Pfennig zu sehen, schickt der „gute Professor", der einem Pastor ähnlicher sieht als einem Gelehrten, einen Schwarm Aeroplane nach dem anderen in die Luft. Seine Zerstörer waren neben U-Booten „Lieblinge" des Admirals Tirpitz. Seine silbernen Libellen zogen ins Gedächtnis von Millionen noch lebender und damals gefallener Menschen tiefe unverwischbare Angstschrammen.

Nach dem Frieden von Versailles kamen die Emissäre der Entente in das stille Städtchen Dessau und zerschlugen mit Hämmern alles, was Kriegszwecken dienlich sein könnte.

Junkers Pläne und Berechnungen für die noch ungebauten Minenwerfer reisten nach Paris. Genau wie Krupp — sah er sein Vaterland dort, wo er verdiente. Das Werk stand still. In der Blütezeit der Inflation fischten große Haie — Stinnes, AEG. — scharenweise im trüben Wasser um Junkers herum. Es war eine Zeit, als man Eigentümer eines beliebigen Unternehmens werden konnte, wenn man seine Visitenkarte mit ein paar tausend Dollar zur rechten Zeit und an die richtige Stelle schickte.

Junkers hatte seinerzeit mehr als genug mit den Beamten des Kriegsministeriums zu schaffen, als daß er Illusionen über seine Lage in der Hand eines Privatunternehmers hegen könnte. Ein Händler ist immer ein Feind von Neuerungen, zu denen ihn die Konkurrenz nicht zwingt. Er will das verwerten, was er hat, er möchte eine Idee, die sich den Markt erobert hat, solange wie möglich melken. Es würde ihm nicht einfallen, die Fortsetzung von Versuchen zu bezahlen.

Aber „der liebe Gott" erbarmte sich des Professors in seiner Not und schickte ihm zwei Engel, um ihn vor dem gierigen Spekulantenrachen zu retten: den Badeofen und den Sachsenberg.

Zunächst vom Badeofen. Jeder Don Quichotte hat seinen Sancho Pansa. Um einen Gelehrten in die Lage zu versetzen, in aller Ruhe umherzuirren, Dummheiten und Fehler zu machen, bereits Begonnenes liegen zu lassen oder zu zerstören, muß ihm die friedliche und ergebene Eselin der prak-

tischen Vernunft folgen. Ihr breiter Rücken wird ihn aus jeder schwierigen Lage herausbringen, in den Tagen der Mißerfolge wird sie ihren Helden im Straßengraben finden, und ihre rauhe, warme Zunge wird sein beschmutztes Gesicht mit himmlischer Zärtlichkeit streicheln.

In einem entfernten Flügel des Betriebes hauste schon lange eine Fabrik patentierter Gasbadeöfen. In den Tagen der Revolution, als die Soldaten plötzlich anfingen, ihren schneidigen Leutnants die Achselklappen abzureißen, kam dieser Aluminiumofen plötzlich zu hohen Ehren, und seinen breiten Schultern gelang es, die zerbrechliche Aerolibelle aus der Not zu retten. Und bis auf den heutigen Tag bezahlt dieser Badeofen in aller Demut die kostspieligen wissenschaftlichen Entdeckungsreisen des Professors in das Land des Unbekannten.

Die deutsche Schwerindustrie geriet nach dem Kriege in eine schwere Krise: die Umstellung auf die Friedensproduktion. Krupp machte statt Kanonen Fleischmaschinen und Separatoren; der „schwere" Stumm, der König der Panzerschiffe, begann sich mit Spielzeug zu befassen. Den Junkers-Werken fiel diese Umschaltung weit leichter. Das Versailles-Diktat gab seiner Entwicklung nur eine neue Richtung. Seine kleinen Raubvögel, die, einem kaum erkenntlichen Punkt gleich, den Kriegshimmel durchfurchten, sanken immer tiefer und tiefer, nahmen an Wuchs zu und verwandelten sich allmählich in Hausgeflügel. Der Kopf wurde größer, der Leib streckte sich, die Flügel entfalteten sich

zu einem machtvollen metallischen Kreuz. Und von Hunger getrieben, fand der Kriegsadler Arbeit und Brot bei einem neuen Dienstherrn — *bei der Post.*

Aber nicht er allein paßte sich den neuen Verhältnissen an. Die Wogen der Revolution gingen hoch und höher, und den blonden Menschen mit den rassigen Nasen ging es schlecht und schlechter. Sie ließen sich von Ausländern zu Kriegsdiensten anwerben, wurden Söldner bei den kleinen baltischen Staaten. „Zähneknirschend" legten sie das blanke Ehrenschild von Marineoffizieren SMS-Flotte beiseite und besorgten die von den Letten und Estländern gewünschte unsaubere Arbeit — sie machten Jagd auf Bolschewisten. Aber die Regierungen der Kleinkrämer und Advokaten dachten nicht daran, diese Garde des deutschen Imperialismus immer zu bewirten. Die lettischen Bauern hatten die Agrarunruhen von 1905 noch nicht vergessen, sie sahen noch die aufständischen Bauern an den Rippen aufgehängt an Bäumen baumeln — wie es auf den Gütern der baltischen Barone damals gang und gäbe war; sie hatten noch kürzlich erlebt, daß die Ostseebureaukratie, diese treueste Stütze des russischen Absolutismus, die Schlüssel der Stadt Riga im Namen des baltischen Adels Wilhelm II. überreichte. Kurz, man machte von diesen Landsknechten Gebrauch, solange man sie nötig hatte, und warf sie dann mit einem Fußtritt hinaus. Tausende von deutschen Bauern, denen man Scholle und Obdach versprach, wenn sie Bolschewisten totschlügen, mußten das Abenteuer mit dem Leben

bezahlen. Diese Episode ist unter dem Namen „Baltikum“ bekannt.

Im Jahre 1919 kehrte einer dieser Trupps — fast die ganze Strecke zu Fuß — nach Deutschland heim. Diese Kriegswölfe beschlossen, in Landwirtschaft weiterzumachen, nur um einer Republik nicht dienen zu müssen, die damals noch revolutionär zu sein schien. Sie pflanzten Kartoffeln und fuhren Dünger.

Sehr bald darauf wandte sich der Gründer der Landwirtschaftlichen Offiziers-Berufsgenossenschaft, Sachsenberg — ein ganz hervorragender Organisator —, nach Dessau und bot dem Professor seine Dienste nebst einem detailliert ausgearbeiteten Plan für den internationalen Luftverkehr an. Die bei sich zu Hause vollkommen überflüssigen, vom Proletariat wie von der Geldaristokratie gleich verhaßten alten Reichsoffiziere wanderten — nach dem Himmel aus. Die russischen Emigranten in Paris gelten als ausgezeichnete Friseure, Kellner und besonders Chauffeure. Die deutschen Offiziere wurden bald zu den besten Droschkenkutschern des internationalen Himmels, und die Horizonte Europas und Asiens durchfuhren sie ebenso gelassen wie ihre Kollegen das Berliner Pflaster.

Die kommerzielle Seite der Sache fordert, daß der Bürger sich ebenso ruhig in ein Flugzeug setzen kann wie in eine Droschke oder ein Auto. Die Aviatik mußte entthront und ihres romantischen Gefieders beraubt werden, um den ängstlichen Bourgeois nicht zu ängstigen. Daher ist das moderne

Flugzeug in seiner Inneneinrichtung so grenzenlos banal. Seine Sessel stammen aus dem Direktionszimmer einer Bank, die Spiegel — aus einer zweitrangigen Diele, die ganze Kabine weist nur den gewohnten staubigen Luxus der europäischen Eisenbahnen auf. Die Toilette mit ihrem weißen Schildchen an der Tür rührt einen mit ihrer vertrauten Harmlosigkeit, und die unendlich irdischen dienstfertigen Papiersäckchen für seekranke Leute nicken einem gleichmütig zu. Die Unglücksfälle sind jetzt so selten, die Spucknäpfe so bequem, der Pilot so vertrauenerweckend, daß die Passagiere aufgehört haben, ihm die Hand zu reichen. Noch ein Schritt weiter — und er steht neben Dienstboten und Chauffeuren. Der Bürger wird seine Angst vor Luftreisen erst dann vollkommen verlieren, wenn der Pilot eine Livree anziehen wird, anziehen muß. Die Fliegerei wird vollkommen populär sein, wenn man auch in der Luft Trinkgelder annehmen wird.

Es liegt eine besondere Ironie darin, daß diese Entthronung, diese Desillusionierung der Aviatik, gerade die letzten Romantiker des alten Regimes besorgen mußten. Mit gleichmütigem Gesicht „fahren sie vor" und waschen von den silbernen Flügeln die Spuren der Übelkeit ihrer Fahrgäste ab.

Die Erde gehört „der Republik". Sie ist restlos aufgeteilt, für viele Jahre zugeschnitten. Die Nähte, die der Versailler Friede und der Dawespakt gezogen haben, werden nicht so bald von Bajonetten aufgetrennt werden. Dagegen ist der Himmel, der große, blaue Kontinent, noch nicht restlos entdeckt

und erobert. Hier gibt es unberührte Tiefen und Wege, die noch keiner gegangen ist. Wie reiche, dem Raub preisgegebenen Karawanen ziehen dort die Wolken vorüber. Auch läßt sich das bereits Eroberte nicht so ohne weiteres festhalten. Die Hegemonie in der Luft bleibt stets das labile Ergebnis der sich ändernden Kräfteverhältnisse. Der kühnste Flug hinterläßt keine Spur, nicht einmal jenen flüchtigen Schaum, der dem Dampfer durch den Ozean folgt.

Die Großmächte schleudern eine Luftflotte nach der anderen in den Raum, aber die Tonnage dieser Schiffe ist, verglichen mit den Millionen von Kubikkilometern, lächerlich gering. Das ist der Traum des künftigen Krieges: um Rußlands Schnee-Ebenen mit Dynamit zu bedecken, um China zur Vernunft zu bringen, muß die Flotte des Gegners, einem Sternenmeer gleich, die Erde belagern, den Tag in die Nacht verwandeln können.

Die zur Zeit des Kaiserreichs begonnene Expansion setzt sich in den Bewegungen der Junkers-Flugzeuge fort, die fremde Himmelsgewölbe durchfurchen. China ist verloren, Kiautschau entrissen; die Bagdadbahn verloren, Kongo ebenfalls. Aber es gibt einen chinesischen Himmel, der allen Winden offensteht. Die verlorene Flagge der Festung am Stillen Ozean flattert jetzt über den Wolken. Hoch oben kreuzen und schneiden sich die feindlichen Linien. Der Kampf um diese Kolonien beginnt erst.

Die Junkers-Flugzeuge gewinnen sie nicht für sich selbst, nicht für ihr Land. Die Versaillesfesseln

sind nicht so leicht abzuschütteln. Man arbeitet für jeden beliebigen Auftraggeber, für jeden Käufer.

Die Fühlhörner der „Deruluft" betasten Italien, Schweiz, die skandinavischen Länder; Sachsenberg unternimmt einen Angriff gegen den Balkan und weiter gegen die anatolische Türkei.

In dem sonst so stillen Dessau begann es eines Tages wie in einem aufgeregten Bienenkorb zu lärmen. Die zusammengeflogenen Piloten setzten sich mit finsteren Gesichtern an ihren Kantinentisch. Streng nach Rang und Ordnung, wie in einem Offizierskasino. Der eine kam aus Persien, der andere brachte den Sand der Gobiwüste an seinen Kleidern mit, der dritte — den Sonnenbrand des russischen Sommers.

„Wie geht es dem Kronprinzen?"

„Ich danke, Seine Majestät hat ein neues Pferd gekauft."

„Der König von Sachsen . . ."

Aber diese Neuigkeiten sind nicht von jener Art, um derentwillen sie sonst bereit sind, den Himmel der ganzen Welt abzusuchen. Die Bombe kommt erst.

„Haben Sie schon gehört? Junkers hat mit Polen eine Konzession unterzeichnet. Wir werden für diese Kanaillen eine Flotte bauen."

Eine ganze Woche lang trinkt diese Gralrunde mit finsteren Gesichtern, schweigt und macht widerwillig seine Kutscherrechnung: mißt die Kilometer ab, die ihre Flugzeuge bei der letzten Fahrt zurückgelegt haben. Nichts zu machen. So ist das Gesetz

der kapitalistischen Entwicklung. Der Handel ist parteilos, international.

Der obdachlose deutsche Imperialismus züchtet bei Freund und Feind seine Zerstörer. In der Hoffnung, daß die Lehrlinge und Gesellen nicht so bald die Meisterreife erlangen, daß im entscheidenden Augenblick eigene Leute am Steuer sitzen, daß niemals deutsche, von deutschen Ingenieuren gebaute Flugzeuge auf deutsche Felder ihre Schatten werfen. Vergebliche Hoffnung!

Die Kriegsindustrien lernen gierig von den Piloten und Konstrukteuren des Junkers-Werkes. Aber kaum sind sie imstande, die ersten Gehversuche selbständig, ohne den Meister zu machen, jagen sie ihn über die Grenze, denn sie fühlen in ihm den unversönhlichen, ewigen Feind. Alle Bemühungen, sich mit ehrlicher, durchaus uneigennütziger Arbeit eine dauernde Position zu schaffen, fruchten nichts. Je besser die Schule, desto schneller erlangt der Schüler die Reife, desto schneller wirft er die ausländische Vormundschaft von sich. Je gewissenhafter Junkers seine Verpflichtungen erfüllt, desto schneller sucht man ihn loszuwerden. Eine nach der anderen, verschließen sie ihm die Tore der von ihm gebauten und in Betrieb gesetzten Flugzeugwerke. Eitelkeit und Vorwitz seiner Schüler beschleunigen noch den Prozeß.

Niemand treffen diese Katastrophen so schmerzlich wie Junkers selbst. Bei den ersten beunruhigenden Telegrammen verdoppelt er seine Anstrengungen, investiert in die bedrohten Betriebe neue Summen.

Das brachte ihn schon öfters an den Rand des Ruins. Aber alles umsonst: eines schönen Tages erscheinen erbitterte, wieder arbeitslos gewordene Ingenieure vor der Schwelle des stillen Dessauer Häuschens.

Junkers ist ein Gelehrter von reinstem Wasser. Die Luftverkehrslinien sind für ihn letzten Endes ebenso notwendig, wie der Ofen in seinem Laboratorium. Er macht sie, um die Kosten seiner Versuche zu decken, ohne sich über die ungeheure politische Bedeutung der von ihm geschaffenen internationalen Organisation im klaren zu sein. Was bedeutet Geld, verglichen mit jener Injektion von Wissen, Erfahrung und Organisation, die er der Welt einspritzt!

Schließlich kann dieser Professor sich nicht beklagen. Unter welchen Flaggen seine Luftflotten heute auch segeln mögen, keine Regierung verfügt über einen solchen Stab von glänzend trainierten, erfahrenen und geschulten Fliegern, Ingenieuren und Arbeitern. Jeder seiner Leute hat von der Pike angefangen. Die meisten haben als Freiwillige begonnen, haben monatelang ohne Entgelt gearbeitet, gehungert, Not gelitten. Sie wuchsen mit ihren Maschinen. Jeden Schritt vorwärts, jede neue Erfindung prüften sie in der Praxis. Die Piloten sind feinfühlige Kontrollapparate, ohne die der Professor nicht hätte arbeiten können. Wie nützlich war ihm z B. der kleine Jüterbog, der unermüdliche Luftkutscher, der zu seinen Nomadenfahrten den Osten erwählt hat. Er fliegt niedrig, hält sich näher an die Erde. Bei stürmischem Wetter schlagen die Schaumspritzer des Kaspischen Meeres fast an seine

Flügel — im Nebel stolpert er über die Telegraphenpfosten der Ostindischen Kompagnie, aber es hat sich noch nie ereignet, daß Wind oder Nebel ihn irgendwo auf halbem Wege zur Umkehr gezwungen hätten. Er wird einen Tag lang herumirren, aber seine Tasche mit Briefen und zwei, drei gelbgesichtige, seekranke persische Kaufleute werden sicher an ihren Bestimmungsort gebracht werden. So ist Jüterbog — was weiß er nicht alles zu erzählen: vom tropischen Tau, von unendlich feinen Staubwolken der Wüsten, von der Einwirkung der Luft, Sonne und Feuchtigkeit auf den Organismus des Flugzeugs.

Oder jener andere, der sich vom einfachen Mechaniker emporgearbeitet hat und heute einer der besten Piloten von Junkers ist. Nach dem Osten zieht es ihn nicht. Er kreist stets über dem feuchtesten, fettesten und muntersten Stück Europas. Ein ehemaliger Matrose — er fühlt sich wohl in Hollands dichten Nebeln und nassen Winden. Durch den dichten Schleier dieser Luft erkennt er schon von weitem die goldenen Lichter der Amsterdamer Schenken. Herr N. ist *Nachtpilot*. Seine vorstehenden flachen Augen sehen im Dunkeln. Die nächtliche Erde fühlt er unter sich, wie der Fischer den Seegrund unter seinem Kahn spürt. Mit erstaunlichem Instinkt weiß er Gefahren aus dem Wege zu gehen.

Für Schnelligkeits- und Höhenrekorde interessieren sich kalte, träge Flieger — eine ganz andere Sorte von Menschen. Sie besteigen das Flugzeug, ohne den Anzug zu wechseln und verlassen es, ohne

in ihrem äußeren Menschen eingebüßt zu haben. Ehemals große Herren, die sich am Leben übergegessen haben, lieben sie das wie in einer Weinflasche in dünner Höhenluft vereiste Wagnis. Der Wert des Lebens wird nach dem Maximum erregender Nervenspannung, die sich aus ihm herauspressen läßt, gemessen. Das Endergebnis ist gleichgültig. Sobald das Ziel erreicht ist, hat es keinen Wert mehr, darüber zu sprechen. Mit Ekstase genossen werden die Kampfaugenblicke in 5200 Meter Höhe, wo die Gefahr wie ein Diamant im Glase Wasser in der Luft aufgelöst ist.

Aber nicht in neuen Luftlinien, nicht in Reisebureaus und Flugplätzen, nicht einmal in den großen Gebäuden der weltberühmten Flugzeugwerke in Dessau — steckt die lebendige Wurzel des Ganzen. Junkers Herz schlägt verborgen in dem unansehnlichen einstöckigen Häuschen, das abseits von den geschäftigen Bureaus, wo *Sachsenberg* mit seinen Burschen herrscht und abseits vom Flugplatz liegt, den der Wind der Propeller glatzköpfig gemacht hat. *Es ist das wissenschaftliche Forschungsinstitut, chemisches Laboratorium und Archiv.* Kenner wollen wissen, daß es in ganz Europa nichts Ähnliches gibt.

Die ganze hier aufgestapelte wissenschaftliche Arbeit gründet sich auf tiefstem Mißtrauen zum Material. Das Laboratorium der Junkers-Forscher ist eine Arena, wo Metalle gleich Champions um die Weltmeisterschaft kämpfen. Jedes kann am Wettstreit teilnehmen: Erzeugnisse der bekanntesten Fir-

men und unsichere Neulinge, die den Markt zum ersten Male betreten. Der Krupp-Stahl hat seine Sicherheit jeden Tag von neuem nachzuweisen. Jeder beliebige, von der Straße aufgelesene Konkurrent hat das Recht, diesen Champion vor die Schranken zu fordern. Ein Metall, das in Junkers bescheidenem Laboratorium seine Reifeprüfung erlangte, hat seine Karriere gemacht.

Erst als das helle weiße Aluminium sämtliche Mitbewerber geschlagen hatte, entschloß sich der Professor dazu, es für den Bau seiner Flugzeuge zu verwenden. Mehr als zwölf Konkurrenten kämpften um ihre Eignung als Material für Motor, Räder, Achsen und Flügel. Ein Metall hat die Epidermis eines Eskimo und fürchtet keine Kälte, ein anderes — die eines Negers und setzt sich gleichmütig tropischen Hitzegraden aus.

Die Prüfung der Rohstoffe beginnt nicht mit den aus ihnen verfertigten Gegenständen, sondern mit ihren *Atomen*. Das Metall kommt unter das Mikroskop, wird röntgenisiert. Die geringste Unregelmäßigkeit in der Lagerung seiner Kristalle genügt, um einen ganzen Warenposten außer Konkurrenz zu setzen. Der Stahl ist außerordentlich diebisch veranlagt: es genügen ihm wenige Augenblicke, um sich allerlei Fremdkörper anzueignen. Besondere Apparate zwingen den Stahl, alles widerrechtlich Erworbene abzugeben. Der gestohlene Kohlenstoff verflüchtigt sich aus der geballten stählernen Faust des Metalls.

So hat sich im Laufe der Jahre ein wissen-

schaftliches Material von unschätzbarem Wert angesammelt. Lange Zahlenreihen, genaue Versuchsprotokolle schwellen zur großen Bibliothek an. Hervorragende Gelehrte arbeiten an der Systematisierung der Experimentalergebnisse. Ehe der junge Praktiker an die Arbeit geht, studiert er die schon vorhandene Literatur. Er stellt sich auf die Schultern seines Vordermannes.

Kein Metall kommt unerkannt durch die Kontrollabteilungen. Wie der Verbrecher an seinen Fingerabdrücken, wird jede beliebige Legierung an einer kleinen Spur erkannt, die die Kugel des prüfenden Apparates eindrückt. Es geht streng zu — das Material, das die erste säubernde Prüfung überstanden hat, ist vor einer zweiten nie gesichert. Jede vorgeschlagene Idee — mag sie auf dem Papier noch so überzeugend wirken — kleidet sich sofort in ihren metallischen Körper ein und verteidigt sich in der Praxis. Da sind dünne, lange Rohre, die behaupteten, die ganze Last der Tragfläche tragen zu können.

Eine erdrückende Last senkt sich auf das so zerbrechlich aussehende Schilfrohr. Es hält die Belastung aus: *9000 Kilogramm,* über 40 Kilogramm pro Quadratmilimeter! Erst wenn diese Belastung überschritten wird, bricht es zusammen. In einem eigens für diesen Zweck angefertigten Folterapparat klingen Stahlsehnen: sie reißen bei 5200 Kilogramm — 50 Kilogramm pro Quadratmillimeter.

Wie der Sünder in der Hölle leidet das Metall in diesen Prüfungsabteilungen. Es wird zerschnitten,

zernagt, gestreckt, zerrissen, zerbrochen. Eine besondere Maschine sorgt dafür, daß das in ihren Klauen liegende Material keine Sekunde einschlafen kann. Tag und Nacht schüttelt sie die Metallstreifen, und die vor Schlaflosigkeit irrsinnig gewordenen Prüflinge zittern fieberhaft, zittern im Rhythmus des dahinsausenden Flugzeugs. In einer anderen Ecke sieht man die Feder eines Ventilkegels stundenlang auf- und niederspringen; ein Beobachter blickt durch ein besonderes Rohr in das glühende Innere und notiert die geringste Veränderung. Hier werden alle Unglücksfälle provoziert, die einem Flugzeug überhaupt passieren können. Jeder Defekt, jede Katastrophe wird in ihrer Wirkung auf jeden einzelnen Teil des Flugapparates festgestellt. Alle Materialien, alle Gegenstände, die hier geprüft und der Einwirkung der Schwere, Kälte, Hitze, der Spannung und Schlägen ausgesetzt werden, bilden zusammengenommen ein in seine kleinsten Teile zerlegtes Flugzeug. Und dieses Flugzeug macht Weltreisen, kämpft mit Stürmen und Flammen, stürzt herab, ertrinkt und brennt, erlebt zahllose gefährliche Abenteuer, ohne seinen Platz, dieses kleine Laboratorium, zu verlassen.

Die Chinesen schätzten ihre Ahnen nicht sosehr wie die Gelehrten dieses Laboratoriums die bei den Versuchen entstellten Metallstücke. Wie eine Reihe unvergeßlicher Warnungen werden sie in der peinlichsten Ordnung in Schränken aufbewahrt. Ein Unglück kann wieder vergessen werden, aber das Gedächtnis der Wissenschaft wird die durch einen

experimentellen Mißerfolg hervorgerufene Unruhe und Aufmerksamkeit für immer bewahren, auch wenn tausend Erfolge dagegenstehen.

Das Flugzeug ist sehr jung. Nicht einmal seine Lebensdauer ist genau festgestellt. In Dessau gibt es ein Flugzeug, das seit 1919 fliegt, und niemand weiß, wie lange es sich noch halten wird.

Was ißt es? Welche Nahrung ist für den zerbrechlichen Organismus am gesündesten? Jahrelang beschäftigten sich Chemiker mit der *Brennstofffrage.*

Das leichtsinnige, unbeständige Benzin hielt die Menschen lange Zeit zum Narren. Endlich wandte man sich dem schweren, aber beständigen und nicht launenhaften Öl zu. Dieser fette Likör versagt nicht in den Alpen, in den russischen Schneefeldern, im Eis der Arktis.

„Aber", sagt der stille alte Mann, der dem Professor jeden Tag darüber Bericht erstattet, wie sich das Öl, das gerade geprüft wird, benommen hat, „aber das sind nur Anhaltspunkte. Wir wissen noch nichts!"

Nichts? Nach soviel Jahren der Arbeit, der Vervollkommnungen und Erfindungen? Man betrachtet einen Gelehrten, der irgendein winziges Metallstückchen röntgenisiert, und eine Frage geht einem plötzlich durch den Kopf. Wie sind denn jene geflogen, jene ersten, die außer ihrem eigenen Willen keinerlei „Anhaltspunkte" hatten? Junkers kann sich nicht beklagen: er hat viele mutige Menschen, aber keiner

von ihnen würde es wagen, mit jenen schweren eisernen Flügeln aufzusteigen, die jetzt gleich Panzern mittelalterlicher Ritter an den Wänden hängen.

Bei all seiner Vollkommenheit erinnert das Junkers-Werk eher an eine Universität oder die Werkstatt eines Handwerkers denn an eine Fabrik. Die Produktion ist fast gar nicht mechanisiert. Die Maschine ist ein Ersatzarm des Arbeiters, sie hilft, nimmt ihm viele Handgriffe ab, aber sie führt keinen einzigen Arbeitsprozeß wirklich zu Ende. Die Einheit des Typus läßt sich mit Handarbeit sehr schwer erreichen. Alle Maschinenteile müssen sich auf das genaueste gleichen. Es nützt nichts, daß der Ingenieur dem Arbeiter fortwährend auf die Finger sieht, jedes fertige Stück auf das genaueste prüft. Die geringste Unaufmerksamkeit genügt, um einen Tag, einen Monat oder ein Jahr darauf die Katastrophe zu verschulden. Das Verantwortungsgefühl verlangsamt entsetzlich die Arbeit: stundenlang sitzt der Mensch an dem fertigen Arbeitsstück und fürchtet es aus der Hand zu geben. Die intelligenten, verschlossenen, stets nur auf sich selbst angewiesenen Arbeiter werden zu eben solchen Individualisten wie die Piloten. Jeder Hammer spricht seine eigene Sprache; Nachbarn an einer Werkbank haben nichts miteinander zu schaffen.

Aus irgendeinem Grunde mußte ich gerade dort an das Haus des Professors, an seine hellen Zimmer voller Kinderlärm und Jubel denken, wo die weihevollste Stille herrscht, wo nur das Kratzen der Reißfeder das Schweigen wie einen gespannten Seiden-

stoff zerreißt. Die Kinder des Professors Junkers. Nicht nur im Zeichensaal denkt man an sie, sondern auch auf dem Flugplatz, wo zwanzig Maschinen wie Schwäne auf der Wiese liegen. Keine ist der andern ähnlich. Eine jede hat sich aus ihrem eigenen Ideenkeim herausgebildet, man störte nicht ihr Wachstum, ließ ihr das Vertrauen auf die eigenen Kräfte. Es gehört die ungeheure Toleranz eines Gelehrten dazu, um Kinder, Maschinen, Ideen so zu erziehen, wie es Junkers macht. Gewiß, bei ihm zu Hause herrscht die wahre Hölle. Wenn irgendein Assistent mit einem Papier zur Unterschrift kommt, ist es ein Problem, einen Winkel zu finden, wohin die lebensfreudigen Stimmen der prachtvollen, sich selbst erziehenden Kinder nicht dringen, von Kindern, die so wachsen, wie es ihre eigene innere Logik fordert. Diese Kinder sind auch Junkers-Modelle — Menschenmodelle. Ein ernsthaftes Gespräch bei Tisch ist einfach undenkbar. Immer wird sich ein minderjähriges Individuum bei Tisch finden, dem die ganze Situation außerordentlich komisch vorkommt. Und es wird auf dem weisen Haupte seines Erzeugers einen Wildentanz aufführen. Aber man sehe sich dieses Prinzip im Zeichensaal an. Einige Dutzend der begabtesten Konstrukteure, die nur engagiert sind, um zu denken, sitzen an ihren Tischen, schreiben, zeichnen und tun gar nichts; man quält sie nicht mit bestimmten Aufgaben.

Ein jeder hat das Recht, ein beliebiges Detail oder gar das Grundprinzip des Flugzeugs herauszunehmen und auf den Kopf zu stellen. Die Junkers-

Werke vollziehen eine Auslese von Menschen, die den selbständigen Gedanken nicht fürchten.

Vor großen vertikalen Zeichenbrettern stehen Konstrukteure in weißen Mänteln — dort vollzieht sich auch die Taufe der neugeborenen Ideen. Ein pflichttreuer Beamter stellt der neuen Idee einen Geburtsschein aus, sobald ihr schwerer Kopf durch das leichte Gewebe der Zahlen und Formeln hindurchzuschimmern beginnt. Als der begabteste junge Ingenieur gilt allgemein ein ehemaliger Arbeiter, ein Geselle, der seine sämtlichen diplomierten Kollegen überholt hat. Das ist ein schmächtiges, stets unruhiges und nervöses Männchen. Indem Junkers ihm eine verantwortliche Aufgabe gab, wußte er nicht nur seine Begabung, sondern auch seine Psychologie und Körperlichkeit richtig einzuschätzen, die vom tödlichen Haß gegen grobe Kraft und grobe physische Arbeit durchdrungen ist. Niemand wird die animalischen Überreste des Flugzeugs mit einem solchen Hochgenuß zu beseitigen streben wie gerade dieser Arbeiter. *Die Zukunft gehört dem Gehirn.* Weder Flugzeuge noch Ingenieure und Gelehrte noch überhaupt alle Wesen dürfen einen Körper haben. Und auf dem großen Karton sieht man die Lieblingsidee des Professors Form und Gestalt annehmen: das Flugzeug ist kastriert, beschnitten, neu verwandelt. Der Körper ist beseitigt — der lange Libellenkörper oder der kurze, dicke Bienenleib.

Alles — der ganze Mechanismus, sogar die Passagiere — ist in den *Tragflächen* eingeschlossen.

Fast fertig stehen diese neuen Flugzeuge auf der

Werft. Eine Wolke berauschender Farb- und Lackgerüche umgibt sie, und der Tag ist nicht mehr fern, wo die von Spiritus und Öl trunkenen Maschinen übers Feld rollen werden.

Ein Gewirr von Hammerschlägen ertönt wie feierlicher Marsch. Zum ersten Male fühlt das Flugzeug die Schwere seiner eigenen Schultern, die Stärke der Elastizität seiner Flügel. Es weiß nichts damit anzufangen, nur der durch das Rechteck des Schuppens sichtbare Himmel gibt ihm eine Ahnung darüber. Meister klettern in das Innere des Gehäuses und bedecken es mit weichem Leder. Und darunter, auf dem nackten Betonboden, steht schon eine Benzinlache: es hat zu leben begonnen — es verrichtet schon seine Notdurft.

IM LAGER DER ARMUT

Kaserne und Schustersfrau

Den Arbeitslosen droht in Deutschland nicht der Hungertod. Die Unterstützung, die er vom Staat erhält, ist zum Leben zuwenig, zum Sterben zuviel. Der Arbeitslose vegetiert im Bereich der denkbar größten Armut. Nur Brot hat er, sonst nichts. Der Verheiratete kann die Miete für seine Wohnung nicht bezahlen, so klein und schlecht diese auch sein mag. Ist er einmal entlassen, dann fliegt er automatisch aus seiner Wohnung, aus dem Stadtviertel hinaus, wo er viele Jahre gewohnt hat. Dann quartiert ihn die Stadt irgendwo im Vorort ein, in eine leere, verlassene Kaserne, in eine Regimentsstallung, die notdürftig zu einer Baracke umgewandelt ist, in leerstehende Artilerieparks. Das sind die Konzentrationslager der Armut, öde Steinschuppen, die das Kaiserreich für das Militär gebaut hat, und in die die Republik jetzt die unzuverlässigen Elemente einquartiert.

Auf diesen vom preußischen Drill festgestampften Übungsplätzen wächst kein Gras mehr. Abgerissene Kinder spielen in Abflußgräben vor den Schilderhäuschen.

Ungeheure Gebäudekomplexe, die ganze Armeen für das Schlachtfeld vorbereitet hatten, stehen verlassen, finster, in ihrer Ehre gekränkt da. Mancher Offizier, der jetzt in die benachbarte Reichswehr-

kaserne übergesiedelt ist, mag die Gelbsucht bekommen haben — beim Anblick des mit unsauberem Gerümpel beladenen Wägelchens eines Arbeiters, das holprig, knarrend die häßliche, freudlose Wüste überquert.

Frauen binden ihre Wäscheleinen an die alten Adler vor den Toren, trocknen ihre Lumpen vor den geheiligten Fenstern der ehemaligen Offizierswohnungen. Ein rothaariger, lahmer Schuster, der „wegen der Politik" schon 18 Monate arbeitslos ist, bereitet sich auf den schweren Winter vor und „renoviert" zu diesem Zweck ein altes Kanonenöfchen, das er aus einer halbzerstörten Kaserne geholt hat.

Vergeblich sind alle Versuche, diese toten Gebäude heimisch zu machen, zu vermenschlichen. Die aus ihrer gewohnten Enge herausgerissenen Gegenstände bilden eine trostlose Frontlinie an den nackten Wänden. Es ist unmöglich, mit diesen Überresten eines Lebensschiffbruchs Scheunen zu füllen, die für vierzig Soldaten bestimmt sind. Die Leere ist so überwältigend, daß sie die Dinge verschluckt. Ein krummbeiniges, barfüßiges Kind schlurrt über das Parkett, das zum Teil schon im vorigen Jahre, als in den ungeheuren Fenstern die Hälfte der Scheiben fehlte, in den Ofen gewandert ist. Das zweite Kind ist gestorben.

Zwei Betten nebeneinander, in denen der Vater, Mutter und zwei Kinder — ein Knabe mit seiner vierzehnjährigen Schwester schlafen. Ein freudloser Köter sitzt mitten im Zimmer und gähnt.

Aus Angst und im Bestreben, das feindselige Haus, dessen Wände jedes Wort, jeden Schritt laut und ausdruckslos wiederholen, zu bestechen, wäscht die Frau des Schusters jeden Tag den endlos langen Korridor auf. Sie tut es, um mit dieser Wohnung in gute Beziehung zu treten; sie gibt der Kaserne einen Vorschuß menschlicher Wärme, die diese Mauern gleichgültig hinnehmen wie der Unteroffizier — das naive Geschenk eines Rekruten.

Aber die Schuhmachersfrau braucht nur ihren Kopf zu heben, um die letzte Hoffnung zu verlieren. Die Wände dieser Kaserne mit dem toten Gesicht wiederholen mit großen Lettern die einzige Weisheit, die ihnen noch geblieben ist:

„Lerne leiden, ohne zu klagen!“ oder „Ordnung regiert die Welt!“

Und wohin sich die arme Frau mit ihrem Eimer und Scheuerlappen auch wenden mag, bei jedem Schritt und Tritt empfängt sie die Kasernentugend mit einem Faustschlag.

Sieben Mark wöchentlich für vier Menschen! Und diese Toteninsel dazu! Auch weiß die Frau, daß das Mädchen abends lange nicht einschläft, auf jede Bewegung, jeden Seufzer der Eltern krampfhaft gespannt hinhört. Das Allerschlimmste ist aber die ewige Stimme der Vergangenheit, deren bleierne Zunge von Tapferkeit und Gehorsam, von gelben Ulanen und schneidigen Husaren lallt, die längst irgendwo an der Marne oder in den russischen Steppen verwest sind.

Auch der andere rachitische Knabe wird diesen Winter vielleicht nicht überleben. Und der Schuster selbst wird es auch nicht mehr lange machen, denn es ist nicht leicht, bei Regen und eisiger Kälte auf Krücken den langen Weg zur Arbeitsbörse zurückzulegen. Diese Gespenster aber werden weiterleben und eine andere proletarische Familie schrecken, die ihren Untergang in diesem unverschließbaren Gefängnis suchen wird, dessen Türen von den Angeln gerissen, dessen Korridore bei windigem Wetter voller Schnee und Sand sind — auch die Nachfolger werden von diesen „Fridericussen" triumphierend mit knöchernen Trommelwirbeln empfangen werden.

„Furchtlos und treu für Gott, Kaiser und Vaterland."

Nur ein Fenster leuchtet aus der Dunkelheit der schwarzen Gebäudereihen — ein goldener Zahn im großen toten Rachen. Und wenn es finster und besonders kalt wird, steigen die auf der Decke gemalten Adler herab, schleichen sich in den Hof und durchwühlen die Müllgruben nach Überresten, die die Hühner des Schusters übersehen haben.

Sie tauchen ihre rassigen, mit dem spärlichen Gefieder des Kaiserreichs geschmückten Glatzen tief in den schmutzigen Abfall hinein.

Frau Fritzke

Frau Fritzke hat bloß Strümpfe an — um in diesen langen Korridoren keinen Lärm zu machen. Sie ist die Ninon de Lenclos dieser Armutswüste:

Die Liebeserfahrung hat auf ihrem Gesicht große graue Säcke abgelagert.

Die Luft dieses Hauses schädigt ihr Leben: das Haarnetz löst sich fortwährend auf, der Puder „Khasana" hält nicht. Im nüchternen Licht schimmern die Röhren der langen, engen Pantalons durch den zerrissenen Rock.

Während des Krieges verlor Madame Fritzke ihren Mann. Jeder verkauft, was er hat: Hunderte von Händen knutschten und rissen seit der Witwenschaft ihre Brüste, wie man an dem Spülhahn in der Toilette reißt. Das trug nicht zu ihrer Schönheit bei. Es schien, daß, wenn man den Kragen an der Bluse öffnete, diese Brüste wie zwei weiße Pfützen zerfließen würden. Auf diese Weise rettete Frau Fritzke ihre Kinder in den Kriegsjahren und zur Zeit der Inflation vor dem Hungertode. Nachdem der Staat ihnen den Vater genommen und den Waisenpfennig für die Unterstützung von Krupp und Stinnes verbraucht hatte, beschloß er jetzt, der sittenlosen Mutter die Kinder zu nehmen. In einigen Tagen wird der Schutzmann kommen und den dicken Jungen mit der niedrigen Stirn und das zwölfjährige Mädchen in das katholische Waisenhaus bringen.

Um die Familie zu retten, beschloß August, der letzte Freund der Frau Fritzke, diese Überreste der Liebe zu heiraten. Sie machten sich feierlich zum Standesamt auf. Sie — in ihren zu engen Lackschuhen wie auf Skiern durch den Staub stampfend, er — mit einem Papierkragen, nach Benzin duftend, bedeutungsvoll wie das Schicksal. Die heroische

Maßnahme, die vom ganzen Armutslager eingehend besprochen wurde, erwies sich jedoch als fruchtlos.

Frau Fritzke holte sich Referenzen von ihren früheren Brotherren, aus denen hervorging, daß sie nicht nur Prostituierte, sondern auch Tagelöhnerin war, und daß, wenn die Sittenpolizei den ganzen Schmutz auf einen Haufen gelegt hätte, den diese Frau aus fremden Wohnungen herausgefegt hat, sich eine stattliche Pyramide zu Ehren ihrer ehemaligen Profession gebildet hätte.

Aber der gestrenge Polizist bleibt unerbittlich. Frau Fritzke weint. Um ihre Augen kreisen dunkle Ringe.

Das Eiserne Kreuz

Wenn du in eine Kaserne geraten bist, dann setze dich hin und verhalte dich ruhig. Frau Fritzke kann Crepe-Georgette-Kleider tragen und ihre Hühneraugen mit besonderen Gummiringen bedecken, damit sie die Schuhe nicht auseinandertreiben — denn sie hat ihren Beruf.

Die Schustersfrau hat ein Recht darauf, mit ihrer Brennschere am gemeinsamen Herd zu hantieren, daß ihr staubiges Haar mitsamt den Läusen knistert und dampft, denn sie hat den Schuster — daß weiß alle Welt — geheiratet, als er schon Krüppel war, aus reiner Herzensneigung also. Keiner darf sich auf ihre Kosten breitmachen. Man hat es nicht nötig, den Menschen falsche Vorstellungen über sein Einkommen zu machen. Wie auf dem Wege zertretene

Schnecken, deren Fühlhörner mit den zuversichtlichen Augen sich noch schwach bewegen, lebt jeder in unverhüllter Nacktheit. Und wenn jemand, wie z. B. Herr Boß, sich seiner Leihhausquittungen schämt und niemand in sein Zimmer hineinläßt, damit sein Federbett und die roten Kissen ohne Überzüge nicht gesehen werden (und alle wissen doch ganz genau, daß sie so durchlöchert sind, daß die Federn umherfliegen), dann ist es einfach empörend.

In diesem Hause ist es wie im Paradies. Kleinbürgerliche Scham bleibt draußen vor den Toren, die vom Engel der Armut mit flammendem Schwert bewacht werden. Wenn jemand anfängt, sich zu genieren, dann beunruhigt er damit andere Menschen, die dadurch gezwungen werden, ihre Kräfte für die Feigenblätter der Lüge zu vergeuden, die ja doch keinen hinters Licht führen. Das Haus verachtet Herrn Boß mit seinem Papierkragen, unter dem das Hemd fehlt, mit seiner Medaille an der Weste und seiner Art zu sprechen, als wenn er schon zu Mittag gegessen hätte.

Wenn jemand gewußt hätte, wieviel brennende Erniedrigung und Bitterkeit sich gerade in seiner ehemaligen Unteroffizierswohnung angesammelt haben! Wenn jemand auf Nägeln schläft und sich Asche aufs Haupt streut, so ist es gewiß Boß, der vierunddreißig Jahre in der staatlichen Pulverfabrik gearbeitet hat.

Ein Schwur trennte ihn sein ganzes Leben lang von allen anderen Menschen. Leute wie er, die den Soldatenschwur des Schweigens einmal gegeben

haben, dürfen weder in die Gewerkschaft noch in die Partei, selbst in der Arbeiterkneipe durften sie sich nicht zeigen. Das Schweigen der Offiziere aus dem Generalstab war mit schwerem Geld erkauft, mit hohem Rang, mit glänzenden Helmen und langen Ordensreihen, die Arbeiter der Pulver- und Geschützfabrik schwiegen umsonst, aus Dank für das ihnen bewiesene Vertrauen. Denn das machte sie gewissermaßen aus einfachen Lohnarbeitern zu Bundesgenossen der Regierung. Sogar der Kaiser selbst war sozusagen in der Schuld dieser Leute. Sie verehrten die Dynastie wie arme Schlucker, denen ein Milliardär die Ehre erwiesen, ein paar Groschen auszuleihen. Und als der Krieg kam und Gold in Geschütze und Munition umgeschmolzen wurde, erwies die Regierung Herrn Boß tatsächlich eine große Ehre: sie nahm sein Sparkassenbuch.

Als die Frau Geheimrätin, die Gattin des Direktors, mit ihren Töchtern und ihrem Diener in der Wohnung des Herrn Boß erschien, um dem alten Arbeiter einige Obligationen der Kriegsanleihe anzubieten — mit welcher Andacht und Opferbereitschaft warf ihr da Boß alle seine Ersparnisse vor die Füße!

Ehe Herr Boß sich die Tränen der Rührung vom Gesicht hatte wischen können, zerrann die deutsche Mark wie Tau am Morgen. Und die Goldstücke — er besaß deren 132 Stück — rollten so unhörbar in den Abgrund der Inflation, daß nicht einmal ein Klingen hörbar ward. Aber Boß war glücklich.

Seit jener Zeit vergingen fünf, nein, mehr — ganze sieben Jahre.

Die Welt verblutete, machte krampfhafte Befreiungsversuche und überzog sich endlich mit der dünnen Kruste der Stabilisation, aus der schwarze Löcher der Hungersnot und der Inflation gähnten.

Als man das Vertiko, einen Schaukelstuhl und die schöne Uhr, die er für seine 25jährige makellose Arbeit von der Fabrik erhalten hatte, aus der Wohnung herausbrachte, glaubte Herr Boß noch an Gott und Gerechtigkeit.

Als seine Frau mit der Leihhausquittung aus dem Versatzamt nach Hause kam, wo sie die silberne Uhr mit den Namenszügen des Kaisers ließ, war Herr Boß noch immer ein starker Mann, der es nicht duldete, daß man von seinem im Kriege gefallenen ältesten Sohn bei Tisch sprach.

Aber als alle Opfer vollkommen erschöpft waren und sich des noch immer geduldigen Boß die große Müdigkeit bemächtigte, die jeder Arbeiter kennt, der die Sechzig hinter sich hat; als seine Augen trübe wurden, seine Hände zu zittern anfingen und ihm der von Äther vergiftete Speichel aus dem Munde zu fließen anfing — da wurde Boß entlassen. Mit zwei Billionen Papiergeld und einem Zimmer in der toten Kaserne. Da stellte es sich plötzlich heraus, daß Herr Boß auch nur ein Arbeiter war. Wie entsetzlich! Diese Einsamkeit! Zerfetzt, von der Maschine erdrückt, flog das Sandkörnchen Boß, der Splitter Boß in das große Meer seiner Klasse, in ihren tiefsten Abgrund hinein, wo es kein Licht und keine Hoffnung mehr gibt.

An der Oberfläche des Meeres rollten schwere schäumende Wogen: das Jahr 1921. Boß lag regungslos da, und sah von Zeit zu Zeit die kämpfenden Schiffe der Revolution sinken und langsam zu ihm herabfallen. Mit Flaggen am geknickten Mast, mit toten Menschen auf dem aufgewühlten Deck. Die Besten der Menschheit, ihre Sturmvögel: Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht.

Dann pflegte Boß — in den langen Stunden trostlosen Nichtstuns — eine Kiste unter dem Bett hervorzuholen, die bis zum Rande mit entwertetem Geld gefüllt war, und tagelang in sie hineinzustarren.

Das Zimmer hat graue Tapeten, mit von der Zeit verblaßten roten Spritzern — als wenn hier einmal ein Springbrunnen menschlichen Lebens geschlagen hätte und auf einmal erloschen wäre.

Die Venen öffneten sich an Boß' Beinen: sein müdes Blut suchte den Rückweg zur Erde.

Lang und hager, im kaffeebraunen Jackett, mit einer Medaille an der Uhrkette, pflegt er, auf Krücken gestützt, seiner Frau entgegenzugehen, die trotz ihrer grauen Haare in der Tabakfabrik arbeitet. Die ganze Vorstadt kennt seine Minna — ein solches Gesicht gibt es zum zweiten Male nicht wieder. Eine weiße Maske von einer solchen Schönheit, daß man vor ihr niederknien möchte. Nach der Arbeit leuchtet dieses Gesicht mit den kleinen Schweißtropfen an der Stirn wie weißer Gips. In seiner Jugend war Boß hartnäckig, nörgelnd, gebieterisch; er hielt es für seine Pflicht, seine Frau zum besten seiner Familie zu quälen.

Durch die Mauern von Kellern und Dachstuben, Gefängnissen und Fabriken sickert und fließt, sammelt sich zu Bächen, Flüssen und Meeren der geräuschlose, stille Strom der Arbeitssolidarität. Mit unendlicher Geduld rührt er an den Steinen und Gittern, unterhöhlt, lockert, trägt Sandkorn um Sandkorn fort, um an einem großen Tage als eine Flut der Empörung über die Oberfläche zu rauschen.

Auch für Boß kam dieser Tag, stieg mühsam ins erste Stockwerk hinauf, erholte sich eine Weile, kletterte weiter ins zweite, klopfte an die Tür und trat ein. Er kam, um Boß die „Arbeiterzeitung" anzubieten.

Eine große Stille trat ein. Die weiße Minna wurde noch weißer und flüchtete in die Küche. Der Schuster setzte sich. Die Zeitung kostet zwanzig Pfennig. Boß erstickt fast: wirft zwanzig Pfennig auf den Tisch und noch ein graues stachliges Ding dazu.

„Da, nimm es ... Das ist alles, was ich im Leben verdient habe!"

Das Eiserne Kreuz.

„Für Kriegshilfsdienst!"

WR mit einer Krone darüber!

Pantoffeln

Bequeme, warme Pantoffeln aus Kamelhaarwolle. Vier Mark fünfzig.

Frau Kremer macht diese Pantoffeln und verdient vier Mark für hundert Stück. In einer Stunde macht sie fünf. Ihre Tochter, die erst das zweite Jahr diese

Arbeit macht, näht sieben Pantoffeln in 55 Minuten. Nach vierzig Arbeitsjahren wird die alte Frau kurzerhand durch das mechanische Übergewicht der jugendlichen Kräfte geschlagen. Wie der Droschkengaul. Er mag noch so viele Jahre das Straßenpflaster abklappern — seine Kunst wird dadurch nicht größer. Mit Blitzesschnelle wird die Nadel, die mit der eigens zu diesem Zweck entstandenen Hornhaut zwischen den Fingern festgehalten wird, eingefädelt, es nützt dir alles nichts — du bist eben ein alter Gaul. Jedes Bauernfüllen wird dich nur deshalb überholen, weil es um zwanzig Jahre jünger ist.

Die größte Anspannung der Kräfte kann den Arbeitslohn nicht erhöhen. Je schneller die Nadel fliegt, desto öfter reißt das schlechte Garn, an dem der Arbeitgeber auch verdient. Alles ist bis auf Bruchteile von Pfennigen berechnet, an Ersparnis ist nicht zu denken.

Sehr verführerisch sind Pantoffeln mit wattiertem Futter — sie werden besser bezahlt. Die junge Arbeiterin, die das Handwerk nicht kennt, fällt sicher auf sie herein. Aber Frau Kremer kennt sich in diesen Dingen aus. Mögen sich andere die Finger verbrennen, sie weiß es nur zu gut, daß es eine Nadelfrage ist. Eine doppelte Sohle läßt sich nicht so einfach durchstechen, wie eine einfache. Man kriegt aber für beide Pantoffelsorten die gleiche Anzahl Nadeln geliefert. Drei Stück für hundert Pantoffeln. Es ist klar, daß die fünfzehn Pfennige, die der Fabrikant für die „Wattierten" zahlt — für

die Gewöhnlichen kriegt man nur zehn —, den Mehrverbrauch an Nähnadeln nicht decken können. Das ist noch nicht alles. Es gibt zahllose Finessen und Kniffe, mit deren Hilfe der letzte Tropfen Kraft aus dem Menschen gepreßt wird. Es ist leichter, ein Schiff um das Kap der guten Hoffnung zu steuern, als die Pantoffelsohe so anzunähen, daß kein einziger Stich sichtbar ist.

Man rechne sich aus, wieviel „Einfache" eine Arbeiterin in einer Stunde fertig bringt? Fünf Stück. Und von den „Wattierten"? Nur drei. Ein Pfennig geht auf die Nadeln drauf, während der Fabrikant für dieselben 60 Minuten 10 Pfennige weniger bezahlt. Kein Wunder, daß Frau Kremer mit ihrem krummen Rücken, ihrem schwarzen, elenden Kleide und der Watte im Ohr, aus dem Blutwasser fließt, einer Statue der Trauer und des Mißtrauens ähnlich sieht. Wenn das Leben ihr heute mit ausgebreiteten Armen glückbringend entgegenträte, würde sie nur die Falten ihres Mundes enger zusammenziehen, sich abwenden und den Vorrat von fertigen Pantoffeln in Sicherheit zu bringen suchen.

Dieses Zimmer mit dem Büfett ohne Geschirr, mit roten fleckigen Federbetten, mit dem aufdringlichen Nachttopf, mit der Küche, deren Decke feucht ist und abblättert, diese ganze „Wohnung", die seit 15 Jahren weder renoviert, noch gestrichen wurde, die kein Wasser und keine Toilette hat, und Frau Kremer selbst, diese in einen Ameisenhaufen geratene und schon halbzernagte Maus — haben nur eine Verteidigungswaffe: absolutes Mißtrauen. Sie

stimmt gegen alle und alles. Frau Kremer sagt: Diese SPD.-Leute sind Kanaillen, jedes ihrer Worte ist Lüge; diese Kommunisten sind Feiglinge, sie haben das Jahr 1923 verschlafen. Sie kümmert sich nicht darum, ob die Partei für den Kampf reif war oder nicht, und wieviel Monate oder Jahre voll langweiliger Kleinarbeit vergehen müssen, um das Proletariat tatsächlich zum Siege zu führen.

Sie braucht Hilfe, aber jetzt, sofort, oder überhaupt nicht, denn die Kräfte der Frau Kremer sind ihrem Ende nahe.

Wenn eine Maus einen Todesschreck bekommt, fängt sie an zu schwitzen. Sie wird ganz naß vor Furcht. Wie kann Frau Kremer auf die Revolution warten, ihren ganzen Körper bedeckt ja der Schweiß der letzten Erschöpfung.

„Ich kann der Gewerkschaft nicht beitreten. Der Verband würde mir verbieten, für einen so niedrigen Lohn zu arbeiten, er würde verlangen, daß ich die Arbeit aufgebe."

Aber im Hause der Frau Kremer herrscht doch ein großes Arbeitsfest: ihr einziger Sohn — ein fünfzehnjähriger, in einer Zigarrenkistenfabrik beschäftigter Knabe — *streikt, streikt zum erstenmal in seinem Leben.* Der Streik hat vor drei Wochen begonnen, 135 Menschen nehmen an ihm teil. Ohne Hoffnung auf Erfolg: haufenweise strömen die Streikbrecher aus den Nachbarorten in die Fabrik.

Die Alte schweigt. Kein Wort des Vorwurfs, keine einzige Klage. Um sich treu zu bleiben, tut sie, als wenn nichts geschehen, als wenn der Sohn über-

haupt nicht da wäre. Sie glaubt ja weder an Streiks, noch an Sozialismus, nicht einmal an die Pocken. Nur das eine weiß sie: alles, was von den Herren ausgeht, ist Betrug. Ein ganzes Jahr lang versteckte sie ihren Enkel vor dem Kreisarzt. Erst dieser Tage schleppte man ihn ins Krankenhaus, zerstach ihm den Arm, und — hatte sie nicht recht gehabt? Vier scheußliche Wunden zeigten sich auf dem Ärmchen. Das konnte jeder sehen, der den schmutzigen Ärmel des Kindes aufkrempelte.

Aber wie schiebt Frau Kremer ihrem Sohn bei Tisch den Teller hin, mit welchem Blick betrachtet sie seinen starken, männlichen Rücken! Mit vielsagendem Augenzwinkern, gespannt, zur Abwehr bereit, sagt sie den Nachbarn:

„Mein Sohn streikt."

So winkt der abgestorbene alte Baum mit seinem letzten Ast grüßend, den jungen Mut, der alle Niederlagen vergißt, so winkt er dieser Solidarität für die eigene Klasse zu.

Er — Kommunist, sie — Katholikin

Der größte Teil der Arbeiter, die wegen politischer Unzuverlässigkeit ihre Arbeit verloren haben, gehört nicht der jungen, sondern der älteren Generation an. Ein junger Bauernbursch, dem es zu Hause zu eng wird, geht bei jedem Lohn und jeder Arbeitszeit in die Fabrik, nur um sich ein paar Mark für Bier, ein Fahrrad und einen in Taille gearbeiteten Sonntagsanzug anschaffen zu können. Essen und Trinken

kosten ihn nichts — der Vater gibt es ihm. Die ältere Arbeitergeneration, die auf eine zwanzigjährige Schule des gewerkschaftlichen und revolutionären Kampfes zurücksieht, ist trotz der relativ hohen Tarife und ihrer privilegierten Stellung der Arbeiteraristokratie weit weniger nachgiebig und nicht geneigt, ihre letzten Positionen kampflos aufzugeben.

Das Endergebnis dieses Widerstandes — mag er auch noch so vorsichtig und gemäßigt sein — ist die Entlassung. Der Arbeiter macht sich zunächst keine Sorgen darüber. Er hat ausgezeichnete Zeugnisse, blickt auf eine 20- bis 25jährige Erfahrung zurück; auch ist auf seinem Arbeitsgebiet gerade jetzt ein Aufschwung festzustellen: heute oder morgen wird er gewiß neue Arbeit finden. Überdies arbeitet seine Frau als Zugeherin in einem wohlhabenden Hause und wird durchaus anständig bezahlt.

Anfangs erinnerte ihn nichts an das grausame Gesetz der Arbeitslosigkeit. Es tritt nur ganz allmählich in Kraft. Wer die Familie ernährt, wird zum Herrn im Hause. Wenn er nach schwerer Tagesarbeit nach Hause kommt, will er in eine saubere Wohnung treten und sich an einen fertig gedeckten Tisch setzen. Die Kinder müssen vor seiner Rückkehr gewaschen und gekämmt, ihre Nasen gewischt, ihre Schulaufgaben geprüft sein. Und nun — drei Tage nachdem der Mann arbeitslos geworden ist, schließt er eines Morgens die Tür hinter seiner zur Arbeit gehenden Frau, bindet sich demütig ihre Hausschürze um und macht sich an die Hausarbeit. Er wischt Staub, poliert die Fenster,

wäscht das Geschirr und die Lappen, mit denen er gewaschen hat, trägt den Müll hinaus, scheuert den Fußboden in der Küche, macht die Betten, hängt die Federbetten zum Fenster hinaus und legt sie, nachdem sie von der Sonne durchwärmt sind, mit pedantischer Sorgfalt an ihren Platz.

Wir haben nicht die geringste Vorstellung über diesen Kultus von Sauberkeit und Ordnung, die die Frau eines mittleren und sogar des ärmsten deutschen Arbeiters tagtäglich in ihrem Hause veranstaltet. Man könnte stundenlang dasitzen und zusehen, wie sie reibt, wäscht, kratzt, trocknet, poliert — alles — Geschirr, Wäsche, Möbel, Fußboden, Wände. Selbst der entfernteste und dunkelste Winkel hinter und unter dem Schrank ist vor ihr nicht sicher. Alles das muß jetzt der Mann tun. Und wie er in guten Tagen prüfend über den Herd fuhr, um sich davon zu überzeugen, ob da auch kein einziges Stäubchen liegt, und seiner Frau keine noch so geringe Verfehlung hingehen ließ, so ist er jetzt selbst vor ihr verantwortlich, jetzt ist sie der Herr, der die Familie ernährt.

Er — der Untergebene, der gehorsame Tagelöhner, die Waschfrau im Hause. In der Tiefe seiner Seele hält jeder Deutsche seine Frau für eine Dienerin und verachtet ihre Arbeit. Wenn der Mann nun mit dem Scheuerlappen in der Hand, ächzend in alle Winkel kriecht oder mit einer Schüssel auf den Knien Kartoffeln schält, fühlt er sich unendlich erniedrigt. Der Arbeiter faßt diese Dinge ebenso auf, wie jeder Kleinbürger. Ein sehr guter Genosse, der einige Jahre

arbeitslos war, sagte mit tiefer Bitterkeit, indem er auf seine aufgekrempelten Ärmel, auf die Bürste in der einen und den schmutzigen Schuh seiner Frau in der anderen Hand hindeutete:

„Sehen Sie, bis zu welcher elenden Erniedrigung uns die Arbeitslosigkeit bringen kann. Ich, ein Mann, muß dem Frauenzimmer die Schuhe putzen!"

In seinem männlichen Stolz verletzt und beleidigt, sucht er das verlorene Gleichgewicht auf andere Weise herzustellen. Am Lohntag, wenn die Frau mit gemachter Bescheidenheit ihren Wochenverdienst auf den Tisch legt, geht er vom frühen Morgen an finster und gereizt umher. Bei Tisch bricht ein wilder Konflikt aus.

„Wer ist der Herr im Hause, du oder ich?"

Bums — schlägt die Faust auf den Tisch. Eine alte Peitsche wird von der Wand genommen. Die Kinder heulen. Die Mutter lenkt ein. Nach dem Essen schließen sich die Eltern im Schlafzimmer ein. Er läßt sich lange bitten. Sie zieht sich aus, sieht ihn mit feuchten, flehenden Augen an. Er vergewaltigt sie, er tut es mit Haß, so daß sie schreit, daß man es auf dem Flur hört, und schickt sie dann nach Zigaretten. Niemals in den Tagen liebte er seine Frau mit einer solchen eifersüchtigen Liebe, niemals dürstete sie so nach neuen Zärtlichkeiten, wie gerade jetzt, da sie im Grunde erkauft werden müssen.

Der Mann verwandelt sich allmählich in den Zuhälter seiner Frau.

„Ich werde bald ihr Zuhälter werden", sagte der kleine Kamm, derselbe, der die Schuhe putzte. Seine

Lage verwickelte sich besonders dadurch, daß seine Frau aus einer alten katholischen Bauernfamilie stammte, einer Familie mit Kaiser- und Kaiserinbildnissen, mit Kirchgang am Sonntag, und mit einem Großvater, der Fahnenträger der ehemaligen Hundertsechsundsechziger, der gelbblauen Ulanen ist. Überhaupt, der alte Mann war von jeher gegen diese Ehe gewesen. Wie war es möglich, daß diese gut gewachsene, ehrliche, hübsche Bauerndirn sich in den kleinen, unruhigen Schmied verschossen hat, der alle Monat seinen Brotgeber wechselte. Nein, dieser kleine Mann ist nicht imstande, eine Familie zu ernähren! . . .

Jetzt, da Kamm in materielle Abhängigkeit von den Alten geraten war, versuchen die Schwiegereltern die ganze Familienkonstitution zugunsten der Frau und der Kinder und sehr zuungunsten des mißratenen Gatten zu ändern. Ja, Lieschen, die kleine Enkelin, kann den ganzen Sommer bei Großvater und Großmutter verbringen, und das wird keinen Pfennig kosten. Des Sonnabends wird Speck, Gebackenes und eine Gans ins Haus geschickt, aber die Enkelin muß in die Kirche gehen. Wenn die beiden unterstützt sein wollen, dann soll der Vater dem Kinde sagen, daß es einen Gott gibt, und daß alle, die ihn leugnen, in die Hölle kommen. Was soll man da machen? Man muß durchhalten. Aber Lieschen hat glücklicherweise den skeptischen Geist des Vaters und seinen französischen Schalk. Sie verstehen einander ausgezeichnet.

„Lieschen," sagt Kamm zu der Tochter, und setzt

sie auf seine Knie, „weißt du noch, wie ich dir gesagt habe, daß es keinen Gott gibt, daß das Paradies nur ein dummes Märchen für Kinder ist? Lieschen, schau mir in die Augen: ich habe mich geirrt, ich habe dir nicht die Wahrheit gesagt. Er sitzt wirklich im Himmel und sieht alles und weiß alles."

Die Alten stehen daneben und sehen dem Schwiegersohn auf den Mund, wie man einem verdächtigen Kartenspieler auf die Finger sieht. Die Kleine nickt:

„Schön, Papa."

Kamm erkennt seine Rasse: ein Glück, denkt er, daß das Kind sich den Kuckuck um den ganzen Firlefanz kümmert.

Drei Jahre schon ist Kamm ohne Arbeit. Er wäscht, bäckt Brot, hat gelernt Strümpfe zu stopfen. Endlose Vorwürfe. Ewiges Gerede — er habe die Familie ins Unglück gestürzt, die Partei nütze die Leute aus, solange sie in der Fabrik sind, um sie dann in ihrer Not laufen zu lassen. Es war um den Verstand zu verlieren.

„Was hast du von all deinen Entbehrungen? Sie geben dir nicht einmal den kleinsten Posten in der Partei!", so geht es den ganzen Tag.

Der kleine Kamm flieht in die Dörfer, geht als wandernder Agitator aufs Land, besteigt den Vogelsberg, wird nach dem Spessart verschlagen. Als erster wagt er sich ins Dorf der alten Waldmeisen, einst Freischärler der großen Bauernkriege, jetzt — reiche Bauern, die in geiziger Einsamkeit fern von Men-

schen leben. Jeder von ihnen ist im Grunde genommen reich bis zu vierzig Morgen Land, aber weder Pferd, noch Knecht, um sie zu bearbeiten. Die Inflation hat das Geld aufgefressen, wie soll man da ohne Maschinen und teure Düngemittel die Ernte aus der kalten, harten Erde herauspressen? In ihrem Väterglauben betrogen, verjagte die Gemeinde ihren Geistlichen aus dem Dorf und sämtliche Parteisprecher, die vor den Präsidentenwahlen Stimmen warben. Kamm hat bisher noch keinen Anhänger unter diesen verbitterten orthodoxen Bauern gewonnen, aber er hat es erreicht, daß die harten Gesichter der Männer mit ihren breitrandigen, mittelalterlichen Hüten und die Frauen mit weißen, gestärkten, drachenähnlichen Häubchen ihn freundlich grüßen.

In den entferntesten Gebirgsdörfern, wo die häufigen Regengüsse jeden Dünger fortspülen, kennt man ihn gut, diesen Mann von scheinbar achtzehn, aber doch vierzig Jahren, der mit seiner Zeitungstasche über der Schulter von Ort zu Ort geht.

„Dieser Bursch hat für Bohnen und Kartoffeln keinen Sinn", sagen von ihm die Steinhauer der Basaltbergwerke, verwilderte Menschen und Walddiebe. Es ist wahr, Kamm hat weder Salatbeete, noch einen Laubengarten, in dem der deutsche Proletarier so gern seinen Feierabend verbuddelt. Der Pastor in Griesheim, mit dem er regelmäßig am Sonntag nach der Predigt aneinander gerät, sagte von ihm: „Ein bösartiges Maul hat diese kleine giftige Spinne!"

Aber die Gebirgspfade führen schließlich doch ins Tal hinab. Nach langen Wanderungen muß man wohl oder übel nach Hause gehen. Zu Hause aber herrscht die böse fromme Frau, die hübsche, gut gewachsene Bäuerin mit dem stets gesenkten Blick, hinter dem sie ihre herrschsüchtige Gier verbirgt. Zwanzigmal verließ Kamm sein Haus, um nie wieder zurückzukehren, und zwanzigmal kehrte er seines Lieschens wegen wieder um. Wer wird sie vor Pfaffen, Tanten, vor der falschen mütterlichen Liebe bewahren?

Das Allerschlimmste beginnt, wenn die Kinder schlafen, wenn die Türen verschlossen, die Fenster verhängt sind, wenn das ganze kleinbürgerliche Haus tückisch schweigt.

Sie zieht sich schon aus. Das eiserne Korsett wird abgelegt, über ihr Gesicht huschen feindselige Gedanken, die jedes seiner Gefühle, jedes Buch auf seinem Tisch hassen. Der Mann weiß es: die Frau freut sich über seine Niederlage, ist glücklich mit seinen Feinden, aber — schamlos im Bett, geil, wie es eine Straßendirne nicht sein kann. Keine Prostituierte ist so erfinderisch, wie diese fromme, tugendhafte Frau, die sich hinter verhängten Fenstern ausleben will, die sich auf das Gesetz stützt und von ihrem Mann verlangt, daß er sie wenigstens liebe und befriedige, wenn er seiner „idiotischen kommunistischen Ideen“ wegen zu nichts anderem tauge! Wer nicht arbeitet, der soll auch nichts essen!

Je zügelloser der Bettkampf, desto größer die Niederlage. Wie eine gesättigte Milbe fällt die be-

friedigte Frau auf ihre Kissen zurück, um sofort — noch ehe sie sich das Haar und die verknüllten Röcke geordnet — unzweideutig zu verstehen zu geben, daß „dies“ in ihren Beziehungen natürlich nichts zu ändern vermag. Alles bleibt beim alten.

„Erinnere mich morgen daran, Hans, daß ich die Bibel für Lieschen kaufe, hörst du? Das alte und das neue Testament . . .“

KRUPP UND ESSEN

Wie die Teelöffel oder Kissenbezüge einer gutsituierten Familie, so sind die Ruhrstädte, die Straßen, Betriebe und Bergwerke dieses Landesteiles mit dem Namen K r u p p gezeichnet; Essen ist eine Art Domäne, ein Familienbesitz, der von Generation zu Generation übergeht. Die verstorbenen Mitglieder der Familie erhalten ihre Denkmäler, man errichtet sie auf öffentlichen Plätzen und in den Gärten, man fühlt sich eben zu Hause. Die Großmutter bestellt ein Monument, die Neffen, Söhne oder Enkel errichten ein anderes, weil sie eben einen anderen Geschmack haben. An jeder Straßenkreuzung gibt es einen bronzenen Friedrich-Albert, Albrecht-Franz oder Franz-Friedrich. Und Bauten, Stadtbahnen, Menschen und Maschinen gehen ihren metallischen Herren widerspruchslos aus dem Wege. Der Ahnenkult herrscht in dieser größten Industriezentrale Europas. Der letzte Mann der regierenden Familie ist längst gestorben, und vergessen ist der groteske Skandal, der ihn ins Grab begleitete. Töchter, unbekannte Witwen erben von Rechts wegen die Milliarden und werden absolutistische Herrscher von Hunderten von Betrieben, Bergwerken, Werften, Eisenbahnen und Häfen. Man gibt ihnen die für die Fortpflanzung unerläßlichen Gatten, und die Prinz-Regenten — ehemalige kleine Beamten — nehmen die Namen ihrer Gattinnen an, vermehren sich und

sorgen dafür, daß die Stadt Essen ihre Vollblutherren hat, daß die Hunderttausende von Arbeitern und Millionen von Maschinen mit ruhigem Gewissen für echte kleine Vollblutkrüpplein arbeiten können. Das Leben hat die patriarchalischen Wirtschaftsformen, die der alte Adolf Krupp vor einem halben Jahrhundert eingeführt hat, längst überholt; der Fabrikherr und Monarch leitet nicht mehr das Geschäft, das besorgt die Direktion der Aktiengesellschaft; der Gigant „Krupp" marschiert, von einer Armee erfahrener Beamten dirigiert, den ein für allemal festgelegten Weg; der Wille des genialen Organisators und Baumeisters Krupp II ist schon lange erloschen.

*

Vor dreißig — vierzig Jahren zogen sich dort, wo jetzt die Stadt Essen liegt, wo heute die metallischen Riesen in beängstigender Enge arbeiten, wo die Bergwerke sich mit ihren Schultern berühren und die Fabrikschornsteine ihre zahllosen mageren Hälse recken, wo in den Tiefen der Bergwerke um jedes Stück Kohle gestritten wird, wo die gewaltigen Hochöfen niemals erlöschen, wo die Städte der Ruhr zu einem einzigen Riesenwerk verschmelzen, dort zogen sich damals öde Felder mit wenigen Bauernhöfen hin. Man sieht es heute noch: die Stadt ist aus einem Bergwerk entstanden. Beton und Asphalt verhüllen nur äußerlich die alte Unordnung. Die Straßenzüge sanktionieren die krummen Pfade, die einst die schweren Stiefel der ersten Bergleute zwischen Schenke und Fabrik gebildet hatten. Die

Stadt versöhnte sich mit den wilden, ungefügigen Bauten, die sich keiner Disziplin unterordnen wollen. Wie Vagabunden, die plötzlich zu Millionären geworden sind, stehen sie, wie es gerade kommt, mit der Pfeife im Munde, ohne Vorgärten, und der Wind gleitet über ihre nackte, steinerne Brust. Von Reichtum erdrückt, von Geldgeruch betäubt, läßt sich die Stadt alles gefallen, tut, als wenn alles in schönster Ordnung sei, baut Brücken, wenn es notwendig wird, Fabrikanlagen zu umgehen. Seit jener Zeit stammt Essens Leidenschaft zum Bauen, zu großen und nutzlosen Erdarbeiten. Alle Finger lang werden die zentnerschweren Steine der Straßenhaut aufgewühlt, und über die ganze Stadt verbreitet sich der Gestank der jahrelang ungelüfteten Erde. Dann wird alles wieder in Ordnung gebracht, die Straßenbahn in Gang gesetzt und die Laternenreihe angezündet. Die bewohnten Häuser der Straßenviertel drängen sich zwischen den Fabrikgebäuden, drücken sich an den Zäunen entlang: ohne die Erlaubnis des Kohlensyndikats darf hier kein Fleck der Erde bebaut werden. Am Ende eines jeden bevölkerten Gäßchens erhebt sich, einem Wachtposten gleich, ein Fabrikschornstein, der mit seiner schwarzen Rauchfahne weht und auszurufen scheint:

„Halt, nicht weiter — hier ist „Rhein-Stahl"! Hier — „Herkules"! Hier — „AEG."!

Und das ist der Grund, weshalb die kleinen Häuser so zusammengezwängt sind und ein so kümmerliches Aussehen haben. Schwärzlich, mit schmalen Schultern und kleinem Dachhütlein,

klammern sie sich an die Mauern der Banken, Fabriken und Handelshäuser. Es sind Bergwerke über der Erde, mit Menschen vollgepfropft — die furchtbare Enge drängt sie nach oben.

*

Alle Fabriken der Stadt Essen gehören Krupp, alle Wohnhäuser — Stinnes. Der unbeschreiblich elende Zustand dieser war mit ein Grund für das legendäre Einnahmenbudget dieses Konzerns. Aber sogar dort, wo die Fabriken sich gezwungen sahen, Straßenzügen und Bahnen Platz zu machen, geben sie ihre Herrenrolle nicht auf: die ihnen abgewonnenen Korridore sind so eng, daß die Hausfrauen ihre Wäscheseile von Fenster zu Fenster über die Straße ziehen könnten. Aber auch für diese Wäscheseile ist eigentlich kein Platz vorhanden, denn die Kabel, Röhren und Brücken der Fabriken ziehen sich über den Straßen hin. Die Industriewerke schreiten wie sagenhafte Riesen über Dächer und Stadtviertel eines kümmerlichen Liliputanervolkes. Diese Riesen genieren sich nicht: sie speien ihre Abfälle, ihren Dampf, ihre Asche, ihr Wasser und ihren Ruß direkt auf die Straße.

Die Fußgänger sind stets auf der Hut, blicken stets ängstlich nach oben und in die offenen Fenster der Betonbauten, wo der Riese seinen gewalttätigen Kampf mit dem Stahl führt. Kinder erwachen in ihren Betten von dem jammernden Kreischen des Metalls. Tag und Nacht stoßen Metalle, wie Wöchnerinnen in qualvollem Leid, stöhnende

Schreie aus. Jeder Gegenstand in den Arbeiterhäusern erzittert wie ein Amboß, obwohl die Schläge von weither kommen; Herz und Uhr des Arbeiters richten ihre Schläge nach der Fabrikpfeife ein. Alles geht in gleichem Takt. Hunderttausende, ganze Armeen von Bergleuten und Metallarbeitern bewegen sich, schlafen, arbeiten, erwachen, essen im Gleichtakt mit der großen Arbeitskolonne; niemals hören sie auf zu marschieren, immer geht es vorwärts unter den Klängen der vom Fabrikrhythmus dirigierten Arbeitsmusik.

In ganz Essen gibt es nur einen Fleck, wo eine tiefe, bedeutsame Stille herrscht. Nicht etwa in den sogenannten Kolonien — die sind schon längst von den Fangarmen der Industrie eingeholt und mitsamt den Blumenbeeten und den vom Kohlenstaub krepierten Bienen verdaut worden. Auch nicht im Vorstadtklub, wo die treuen Angestellten und deren Kinder sich eines Stückchens Natur mit Gras, Laub und etwas Wasser erfreuen dürfen — es ist das Paradies der Beamten VI. Klasse. Nein, die wahre Stille, die Stille der absoluten Isolation, die von der Außenwelt mit Spiegelscheiben abgegrenzte Stille herrscht nur im Bureau und in der Direktion der Krupp-Werke. Es ist eigentlich kein Bureau, sondern ein richtiges Ministerium. Und die Direktion ist keine Direktion, sondern eine Regierung. Eiche, Leder: Säle, die zu Krönungsfeierlichkeiten gut genug wären. Bildnisse von Königen fehlen natürlich nicht, aber weit mehr Gewicht legt man auf Kanonen- und Krupp-Damen-Konterfeis (die letzteren in

der Eigenschaft von Patinnen der ersteren), ferner auf Stahlmuster und internationale Ausstellungsdiplome. Und über dem Ganzen, über allen diesen Hallen der Kanzleitüchtigkeit und Solidität breitet sich etwas aus, was sowohl dem „Quai d'Orsay" und dem „Foreign Office", als dem finsteren Hause an jenem Kanal eigen ist, wo heute das Reichswehrministerium residiert. Wenn die Bittsteller diese eigenartige Luft ein paar Sekunden eingeatmet haben, erstarren sie zu leblosen Panoptikumgestalten. Fast alle, sogar Ingenieure mit erstklassigen Referenzen, werden mit negativem Bescheid entlassen. Eine Krisis. Man geht sehr genau vor. Nur wenige wissen etwas über das innere Leben der Krupp-Werke. Sogar die Spitzenbeamten gehen in ihren Vermutungen oft fehl.

„Kann ich Herrn Major v. R. sprechen?" Der alte Beamte antwortet überlegen lächelnd:

„Sie meinen wohl den Herrn Oberst v. R.?" ...

Sie fahren fort, die Rangstufen zu erklettern, als wenn es den 9. November überhaupt nicht gegeben hätte. Im Gänseschritt, einer hinter dem andern, oder sprungweise, von geheimnisvollen Gönnern geschoben, erklettern sie Stufe um Stufe. Ein Fähnrich wird zu seiner Zeit Leutnant, ein Leutnant zum Oberleutnant, dieser zum Hauptmann usw. Ganz junge Leute sorgen in diesem Heer ohne Soldaten, in dieser Armee ohne Mannschaft für den Nachschub.

Man hat also seinen eigenen Generalstab und seine eigene Diplomatie. Sie ist zwar in der letzten Zeit

sehr stark zusammengeschrumpft: der Kanonenkönig hat seine Gesandten schon längst zurückgerufen. Jetzt hausen sie in kleinen Häuschen, die die alte Madame Krupp für ausgediente Dienstboten gebaut hat, beziehen ein winziges Gehalt, nähren sich von Heringen, die auf feinstem Silber serviert werden, und gedenken in ihren Salons, wo man allenthalben den Pferdekopf des Kronprinzen erblickt, jener schönen alten Zeiten, als ein einziges Wort des Agenten der Firma Krupp in Peking mehr wog als die weitläufigsten Versicherungen der offiziellen Landesvertretung. Juanschikai besuchte des öfteren das kleine chinesische Häuschen, das vom verhaßten europäischen Viertel weit entfernt lag, kaufte sich dort Ratschläge und bestellte Kanonen. Dann kam der Krieg, und alles brach zusammen. Aber noch heute sind die Beziehungen, die man unterhält, die gute Information geradezu erstaunlich. Die kleinen Notizen der „Essener Zeitung" auf dem Gebiete der ausländischen, insbesondere aber der östlichen Politik, weisen auf die ungeheure, sich in aller Stille vollziehende Arbeit. Während das Ministerium des Äußeren sich mühsam und tastend abmüht, neue Wege für den deutschen Export ausfindig zu machen, weiß man hier in Essen schon seit langem darüber Bescheid, was der chinesische Markt für die deutsche Industrie werden kann. Mit der größten Aufmerksamkeit wird der revolutionäre Kampf in China verfolgt, man erneuert Beziehungen, beobachtet, wartet. Ich hatte Gelegenheit, mit einem der Krupp-Direktoren über China zu dispu-

tieren. Um seinen Argumenten die letzte Beweiskraft zu verleihen, griff er mit ungeduldiger Bewegung in ein Schubfach seines Schreibtisches, entfaltete einen frischen Bericht, las einige Zeilen, dann einige Seiten vor — es war ein Bericht über jede Bewegung, über jedes Wort des Genossen Karachan in Peking!

Der viereckige Turm auf dem Dach der Hauptdirektion überragt in seiner himmelstürmenden Bewegung alle Fabrikgebäude und sogar die scharfen Spitzen des alten Klosters, das sich die größte Mühe gibt, sein Glockengeläut und seine Klagen über die Maschinen ins Paradies zu schicken: „Herr im Himmel! Wer wird sich einfallen lassen, unseren klösterlichen Christus aus dem IV. Jahrhundert mit den Schweißtropfen an der Stirn anzubeten, wenn dicht nebenan ein Hochofen von 25 000 Tonnen glüht. Lieber Gott, laß es anders werden." Aber Essens Himmel hat sich verändert. Er ist jetzt nur eine riesige Bahnhofskuppel einer unübersehbaren Fabrik. Dort, wo zufällig eine Glasscheibe fehlt, sieht man ein Stück Blau.

Der Lift des gewaltigen Massivs des Krupp-Hauses schnellt in die Höhe. Die Bittsteller sacken in die Tiefe, dann folgen die unteren Etagen, endlich gelangt man in die Oberkammer des Gebäudes, dessen Korridore grau und still wie die Windungen eines Gehirns sind. Ein junges Mädchen von gelber Gesichtsfarbe, das täglich zehn Stunden lang mit ihrem Kasten auf- und niedersaust, stößt die Tür auf. Seltsam. Ich sehe einen Speisesaal für zehn Personen,

wie eine Leuchtturmhalle von Licht überflutet, vom Wind umbraust, der die Spiegelscheibe nicht mit Wasser, sondern mit Ruß bespritzt.

Mein Begleiter spricht flüsternd — er ist ein ehemaliger Offizier mit messerscharfen Lippen und einem schwarzen Handschuh an der hölzernen Hand:

„Hier speisen die Halbgötter."

Am Tisch sitzend, kann man hier ganz Essen, das ganze Reich Krupp übersehen. Es ist die Geschichte des deutschen Imperialismus — die Zeilen sind mit der Inschrift der Gebäudekomplexe geschrieben, für die Interpunktion sorgen die Schornsteine. Der Wind, dieser Börsenmakler, wischt sie alle Augenblicke mit dem Regenschwamm ab, um neue Zeichen und Zahlen zu notieren. Rauchschwaden kriechen in langen und veränderlichen Reihen wie die Zahlen der jährlichen Krupp-Dividenden. Der Himmel spielt auf der Börse, der Himmel kauft und verkauft.

Unten, zwischen Beton und Granit, steht das zweifenstrige Häuschen, in dem der erste Krupp vor hundert Jahren zu arbeiten begonnen hat. Er hatte die Absicht, die zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges eingetretene Schwächung der englischen Industrie auszunützen und ihr auf deutschen Ambossen eine starke Rivalin zu schmieden. Aber er verlor dabei sein ganzes Vermögen und starb ruiniert in diesem Häuschen, ohne über den englischen Stahl, der den Weltmarkt beherrscht, einen Sieg davongetragen zu haben. Die deutsche Bour-

geoisie war noch in den Windeln, und ihr Prophet, der weder Geld noch Kredit hatte, wurde von seinen Versuchen und seinem einzigen Hochofen erdrückt.

Sein Sohn begann von neuem. Er arbeitete fünfundzwanzig Jahre, bereitete den Sieg des Stahls über das Eisen vor. Den Sieg des aus einem Stück gegossenen Stahlgeschützes über die alte Bronzekanone. 1851 schickte er auf die Londoner Ausstellung ein 2000 Kilo schweres Stück Stahl bester Qualität. Dieser Stahlklotz erhielt die goldene Medaille: Es war eine Warnung, die damals niemand verstanden hatte. Dreißig Jahre später hat dieser Stahlklotz die französische Kriegsindustrie zerschmettert. Auf der Londoner Ausstellung wurde er von Tausenden angestaunt — niemand ahnte, daß in seinem Inneren Sedan verborgen lag.

Schon vor dem deutsch-französischen Kriege war das Modell des modernen Stahlgeschützes vollkommen fertig. Der Name Krupp wurde weltberühmt. Dieser Name — kurz und wie seine Geschütze aus einem Guß — dröhnte bald in Europa, bald in Asien. „Krupp" bedeutete „Krieg". Ein neuer Krieg, dessen Greuel der Menschheit noch unbekannt waren, mit neuen Todesarten, mit neuer Strategie, den früheren ganz unähnlich. Im Westen Deutschlands, an der Ruhr, rauchten Tag und Nacht die Schlote, flammten die Öfen: Metall schmolz und füllte Formen, gestaltete Geschütze, Gewehre, Mörser, Haubitzen — für jeden, der sie bezahlen konnte. Das war das Arsenal der Welt.

Krupp wurde als Deutscher und Patriot geboren, soweit ein Fabrikant überhaupt Patriot eines Landes sein kann. Das bedeutete soviel, als daß der deutsche Kaiser häufiger und intimer im Krupp-Palais empfangen wurde als andere Auftraggeber. Jede neue Erfindung wurde zunächst ihm vorgeführt. Das Vaterland genoß den Ruf des ersten Käufers. Aber wenn das Vaterland nicht bezahlen konnte oder um Zahlungsaufschub bat, dann wanderte die Ware in die Hände seiner Feinde. „Zu jener Zeit, als Krupp die Stahlläufe seiner Geschütze mit ihrer vorzüglichen Konstruktion als erster auf den Markt warf, machte sich keiner eine Gewissensfrage darüber, in welche Hände sie geraten. Unbedenklich verkaufte man seine Mordwerkzeuge Freunden wie Feinden. „Bismarcks Kriege waren für Krupp die erwünschte Nachprüfung seiner Kanonen", sagt Pinner.

Wenn die französische Regierung die Überlegenheit der Krupp-Geschütze erkannt und ihre Armee neu bewaffnet hätte, dann wäre der Krieg von 70/71 möglicherweise anders verlaufen.

Die folgenden vierzig Jahre waren die Reifeperiode der deutschen Industrie und ihres Imperialismus. Krupp verwandelte sich in einen ganzen Staat. Er war einer der ersten, die ihre Produktion nach dem vertikalen Organisationsprinzip umgestalteten. Man hatte alles in seiner Hand — vom Kohlenbergwerk bis zur Maschinenfabrik und Kraftstation. Das Hinterland war auf diese Weise gesichert, jetzt galt es einen Krieg zu führen um die

Rohstoffe gegen Vermittler und Vermittlerverbände: Erz, Kohle, chemische Materialien. Seine Hochöfen, Werke und Fabriken hatten jetzt ihre eigenen Kolonien. Krupp eroberte für sie ganze Länder und Naphthameere. Die schwachen Nachbarn machten keine weiteren Schwierigkeiten, sie wurden entweder einfach aufgefressen oder in Form von Aktiengesellschaften mit dem Stammhaus gewaltsam liiert.

Kurz vor dem Kriege, ich glaube, es war 1913, sagte Krupp auf einem Pressebankett die geniale Phrase, die ebensowenig bemerkt wurde wie vor vierzig Jahren der Stahlklotz:

„Eine Fabrik muß sich ihre Nachfrage selbst schaffen."

Nun, Krupp machte Kanonen, und der Krieg war sein Käufer. 1914 brach der Krieg aus . . .

Niemals blühte die Fabrik so wie in den ersten Kriegsjahren. 130 000 Arbeiter waren an der Herstellung von Waffen beschäftigt. 40 000 Arbeiter konnten gleichzeitig gespeist werden. Alte Gebäude wurden fertig gebaut, neue entstanden mit erstaunlicher Schnelligkeit. Schon im ersten Kriegsjahre stiegen die Einnahmen der Firma von 33,9 Millionen im Jahre 1913 auf 64,4 Millionen Goldmark im Jahre 1914. Ein gigantischer dunkelroter Schuppen erhob sich, unter dem die Erde Tag und Nacht zitterte. Es war die größte Geschützwerkstatt Europas: das Hindenburg-Werk, das kraft des berüchtigten Militarisierungsplanes der Industrie, als dessen Schöpfer der Feldmarschall galt, erstanden war.

Dieser Plan war äußerst einfach: die letzten Ressourcen des Landes, sein letztes Gold, sollte in den Rachen der Industrie geworfen werden, damit diese mehr leistete als alle Industrien der Entente zusammengenommen. Krupp hat das Spiel verloren. „Armstrong und Whickers", „Bethlehem Steel Corporation" erwiesen sich als stärker. Den Tag der Verwirklichung des Hindenburgprogramms sieht man heute als Anfang des Zusammenbruchs der deutschen Mark, den Anfang des Unterganges, als den Anfang der Inflationsära an.

Keinen hat der Krieg so bereichert wie Krupp. Keinem hat der Versaillesfriede einen solchen Schlag versetzt wie Krupp. Die für die Herstellung von Waffen bestimmten Maschinen wurden gesprengt. Die Spezialdrehbänke der Geschoßfabriken wurden zerstört oder ins Ausland geschafft. Ganze Fabrikviertel sind verstummt, Dutzende von Schloten hörten zu atmen auf. Ein großer Teil der Bergwerke in Elsaß, Luxemburg und an der Saar kamen in die Hände der französischen Industriellen, die Krupp dieselbe Behandlung angedeihen ließen, wie er sie im Siegesfalle zweifellos behandelt hätte.

Krupp versuchte auf friedlichem Geleise weiterzuarbeiten. Gegenstände im eigentlichen Sinne des Wortes hatte er früher nie gemacht. Seine Fabriken produzieren keine Verbrauchsgegenstände, sondern Produktionsmittel. Krupp ist eine Zuchtstätte von Werkzeugmaschinen, die ihrerseits zahllose Generationen von Maschinen gebären werden. Seine Webereimaschinen werden Millionen Meter Gespinst

herstellen, seine Hebemaschinen — Millionen Zentner heben. Seine Waggonräder sind Rollen, auf denen der Raum aufgewickelt ist. Waggons, die sich selbst entladen, Dieselmotoren, Eisenträger für Hochbahnen, landwirtschaftliche Maschinen, Geräte zur Kartoffelaussaat und zum Düngen, Naphthatanks, Dampfkessel, Mähmaschinen — das sind alles Keime zu neuen Fabriken, Sprößlinge von neuen Luftlinien und Städten, Nahrung ganzer Flotten, die die Ernte von Jahrzehnten über die Meere bringen werden.

Heute gibt es für Krupp keine Kleinigkeiten mehr, Krupp verachtet nichts. Man verbot ihm, Kanonen zu fabrizieren. Vortrefflich. Er macht künstliche Zähne, leichte, dauerhafte, nie rostende, geruch- und geschmacklose Zahngebisse. Sie sind nicht schlechter wie Platingebisse und zehnmal billiger. Er machte sich über die Milchfrauen her, nahm ihnen Lappen und Sieb fort und gab ihnen für zwanzig Mark einen ausgezeichneten Separator. Der große, gewaltige Krupp schloß Freundschaft mit den kleinsten, dunkelsten Kinos, jenen Vergnügungsstätten, wo die Tochter des Besitzers am Klavier sitzt, und verkaufte ihnen seine Vorführungsapparate: „Krupp", das klingt gut! — sie kaufen nur bei ihm. Er verführt Portiersfrauen, kleine Postbeamte, alte Tanten, Lehrerinnen und Apotheker zum Kauf seines kleinen Projektionsapparates. Zu Tausenden liefert er seine Kassenapparate an die Kolonialwarenhändler.

Die stark mitgenommene, nur halb mit Arbeit belastete Maschinenbaufabrik — die größte in

Europa — umfaßt 47 000 Quadratmeter. Die letzte größere Bestellung, die sie ausführte, waren Lokomotiven für Rußland. Aber das ist schon eine gute Weile her — Rußland macht sich jetzt seine Lokomotiven selbst.

Im Westen liegen Martin-Öfen mit ihren sauberen Höfen, ein großes graues Wasserquadrat, Türme mit rotierenden Rädern der Aufzüge, Gasometer, Garagen für hunderte und tausende Autos, das Laboratorium, in dem in diesem Jahre das nicht rostende Eisen entdeckt wurde, Stahlwerke, wieder Martin-Öfen, Hochöfen, chemische Fabriken, fächerartig geordnete Textilwerke. Die einen sind tot, die andern halb leer, die dritten machen drei Schichten, stellen Produktionsrekorde bei niederstem Arbeitslohn und längstem Arbeitstage auf.

Von diesem Aussichtsturm sieht man alles: all diese Betriebe, Fabriken und Werkstätten stehen nicht festgenagelt an einem Fleck. Sie bewegen sich, ihre Bewegung ist streng koordiniert, wie die Bewegungen auf dem Schachbrett der militärischen Karte. Gewisse Komplexe überholen ihre toten Nachbarn, durchschreiten leere Höfe und Gebäude, andere gehen zum Angriff über, die dritten, geschwächten, die ihre Kampffähigkeit verloren haben, werden etappenweise ins Hinterland geführt, neu bewaffnet, mit neuen Kräften gespeist. Die schweren Tornister werden von ihren Schultern genommen und andern, Stärkeren, die das Doppelte tragen können, aufgebürdet. Wie Regimentsfahnen wehen die Rauchsäulen über dem Krupplager.

Eine Krisis? Gewiß. Für alles, was außerhalb liegt, für die Presse, für die Kreditoren, für die Arbeiter, auf deren Kosten sich die stille technische Revolution — die Palastrevolution der Maschinen — vollzieht. Kohlenkrisis — das ist die Parole nach außen. Die deutsche Kohle kann mit der englischen angeblich nicht mehr konkurrieren. Alle Ruhrzeitungen sind voller Nachrichten darüber, daß die russische Kohle, die man bisher nicht ernst genommen hat, die deutsche und englische auf dem Balkan und im Nahen Osten verdränge. Die Gestehungskosten müßten herabgedrückt werden, sonst ginge die Wirtschaft zum Teufel — das ist die Losung der ganzen rechten, demokratischen und sozialdemokratischen Presse. Es geht beim besten Willen nicht anders: die Pensionen der Bergleute müssen abgeschafft werden, Feiertage und Urlaube müssen abgeschafft werden, soziale Gesetzgebung und die Verordnungen für die Sicherheit in Bergwerksbetrieben müssen abgeschafft werden, alle Rechte des Proletariats, die es sich im fünfzigjährigen Kampfe erobert hat, verhindern das Aufblühen Deutschlands und müssen daher abgeschafft werden! Um den Arbeitern den tiefen Ernst dieser kritischen Lage klarzumachen, hat sich die Familie Krupp zu äußersten Maßnahmen entschlossen: ganze vierzig Diener sind aus dem Palais entlassen worden; die Familie verläßt dieses riesenhafte, plumpe Gebäude und bezieht das komfortable städtische Haus. Die großmütigen Herren teilen ehrlich mit den Arbeitern Glück und Unglück. Wenn Krupp ein paar seiner Stallknechte

auf die Straße gesetzt hat, kann er in aller Seelenruhe weitere zehntausend Arbeiter entlassen.

Der verwundete Körper der Schwerindustrie zuckt krampfhaft. Sie konzentriert ihre Produktion, wirft alles Überflüssige oder wenig Vorteilhafte über Bord. Allein in Essen und Umgebung sind in den letzten Monaten 40 000 Menschen auf die Straße gesetzt worden. Krupp hält es nicht für nötig, geheimzuhalten: im Winter sollen weitere 100 000 entlassen werden. Der Staat — lies: Steuerzahler, lies: Arbeiter — wird diese Arbeitslosenarmee und deren Familien auf seine Kosten ernähren, um Krupp die Möglichkeit zu geben, den Aufstand der bearbeitenden Industrie ohne Verluste durchzuführen. Die Kohle — gegen sie ist dieser Aufstand gerichtet. Gegen die Kohle, das tägliche Brot der Produktion, die die Welt mehr als hundert Jahre im Bann ihrer Preise und ihrer Qualität gehalten hat. Um nicht vollständig gestürzt zu werden, muß sie sich zu einer Konstitution bequemen, Zugeständnisse machen, sich auflösen, flüssig werden, den Vorrang vor der bisher verachteten Braunkohle aufgeben.

Der Versaillesfriede hat die Hälfte der Krupp-Werke gesprengt und stillgelegt. Aber er ließ der deutschen Bourgeoisie die große, unerschöpfliche Bereicherungsquelle: den sehnigen Rücken des Berg- und Metallarbeiters an der Ruhr. Auf diesen Rücken gestützt, macht Krupp heute die krampfhaftesten Anstrengungen, um aus der Krisis herauszukommen. Nicht nur um die Lücke notdürftig zu flicken, sondern um einen Schritt vorwärts zu machen. Die

deutsche Sozialdemokratie und ihre Gewerkschaften helfen Krupp bei dieser Stabilisierung ebenso opferfreudig, wie sie ihm zur Zeit des Krieges geholfen haben. Nur mit ihrer Unterstützung kann der Aufstand der Maschinen erfolgen, der 9. Thermidor der Metallurgie.

V.

DIE DEKABRISTEN

1925

DER 14. DEZEMBER 1825

Trotz Trubezkois Verrat hatte der Aufstand, rein militärisch betrachtet, viel Chancen auf Erfolg. Und wenn er mit einer solchen Leichtigkeit unterdrückt wurde, wenn seine Führer bereits am Abend des 14. Dezembers, also schon am Tage der Revolution, in der Peter-Paul-Festung saßen, ohne ersichtliche Notwendigkeit einander denunzierten und die numerierten Protokollseiten mit jenen furchtbaren, hilflosen und niederträchtigen Geständnissen bedeckten, die die Geschichte als große Lehre für die folgenden revolutionären Generationen erhalten hat, wenn die Straftruppen Benkendorfs bereits nach sechseinhalb Stunden die Toten und Verwundeten unter das Newaeis warfen und im Schein der zahllosen Feuer die Blutspuren auf dem Senatsplatz entfernten, so geschah es gewiß nicht durch die Schuld der am Aufstand teilnehmenden Massen.

Die Verschwörung kam der Regierung ganz unerwartet. Die auf die Denunziationen Maiborods und Scherwuds hin eingeleitete Untersuchung wurde lax und langsam betrieben. Die Behörden waren sich über den Ernst der Sache nicht klar, deren Fäden bereits von Spitzeln verfolgt wurden. Dann trat die Untersuchung durch den Tod Alexanders und den durch die Thronfolge entstandenen Wirrwarr in den Hintergrund. Erst am 14. Dezember gelang es Tschernyschew, nach Tultschin zu reiten und dort

Pestel zu fassen. In Petersburg war zu dieser Zeit der Aufstand bereits in vollem Gange. Wenn Nikolai Pawlowitsch von den Dekabristen nichts oder fast nichts wußte, so wußten diese über ihn alles das, was Menschen wissen konnten, die freien Zugang zum Palais hatten, den Wachtdienst in den inneren Gemächern zu besorgen hatten und im Gefolge Dibitschs, im Geheimdepartement Miloradowitschs und in den Kanzleien Speranskis ihre Agenten hatten. Lange vor dem Ausbruch des Aufstandes waren die Verschwörerkreise über jeden Schritt der Regierung unterrichtet. Sie konnten ruhig abwarten, ihre Kräfte sammeln und erst im günstigsten Augenblick zu handeln anfangen.

Der Aufstand begann glänzend. Die Brüder Bestuschew und der Leutnant Stschepin-Rostowsky drangen am Morgen des 14. Dezember in die Kasernen des Moskauer Leibgarderegiments, brachten die sechste, die dritte, die fünfte und dann die zweite Kompanie auf ihre Seite und hatten eine halbe Stunde später das ganze Regiment kampfbereit auf der Straße. Es ist sehr charakteristisch, daß Fürst Stschepin-Rostowsky zwei Tage vor dem Aufstande noch nichts von der Existenz der geheimen Organisation wußte. Auch als er gefesselt war und vor der von Michail Speransky gebildeten Untersuchungskommission seine Aussagen machte, hatte Stschepin ebensowenig einen Begriff von den politischen Zielen der Dekabristen wie am Tage des Aufstandes.

Die völlige politische Unwissenheit des Fürsten hinderte ihn indes nicht, sämtliche älteren Offiziere

seines Regiments niederzuhauen, die Soldaten von der Meuterei abzuhalten und sie zu verhindern, mit Regimentsfahnen unter Trommelschlägen zum Senatsplatz zu marschieren.

Er schlug sich entschlossen und mit Umsicht, ebenso, wie seine Vorfahren, die Lehnsfürsten, sich gehauen haben, wenn sie einem Isjaslaw oder Jaroslaw den Thron streitig machten; Fürst Stschepin war davon überzeugt, daß es vollkommen genügt, einen Frederiks niederzuschlagen und den General Schenschin in ein Sieb zu verwandeln, damit Ordnung in das Land einziehe. Diese Ordnung stellte sich nämlich der brave Fürst so vor, daß die Garde in allen ihren Rechten wiederhergestellt werde. Wenn Stschepin, der als erster Offizier das Banner des Aufstandes schwenkte, 48 Stunden vor dem Ausbruch zum ersten Male in seinem Leben das Wort „Konstitution" vernommen hat — wie war es dann mit dem politischen Niveau der Soldaten beschaffen, die den Aufstand so einmütig unterstützt und das historische Kapitel „14. Dezember" so reichlich mit ihrem Blut gefärbt haben!

Man muß sich vergegenwärtigen, welcher Art die Kaserne jener Zeiten war — mit ihren Kommandeuren, die bei den Übungen sich flach auf die Erde legten, um das „Spiel der Fußspitzen" der marschierenden Soldaten besser kontrollieren zu können. Nicht nur ein Anlaß, der Schatten eines solchen genügte, um die alten Striemen auf den Soldatenrücken wieder wund zu machen, um den alten spießrutenlaufenden Haß wie Eiter aus den Wunden

aufspritzen zu lassen. Das Jahr 1820 und die 3000 von dem „Engel" zu Tode gepeitschten Soldaten waren in Petersburg noch nicht vergessen. Jeder kindische Schwindel, die noch so plumpen Märchen über den unglücklichen Prinzen Konstantin, über den gebrochenen Eid und einen zwischen Petersburg und Warschau abgefangenen Kurier, mit denen die Dekabristen die Soldaten des Moskauer Leibgarderegiments abspeisten, genügten, um den Aufstand so hell auflodern zu lassen, daß die unsinnige Eidgeschichte, die kläglichen Gestalten der niedergeworfenen und entgleisten Offiziere und auch der Dekabristen selbst in nichts zerrannen. Die Masse der Aufständischen wälzte sich durch die Gorochowajastraße so ungestüm, daß Steingel zwanzig Jahre später in der ernüchternden, eisigen Kälte der sibirischen Schneestürme, an diese Ereignisse zurückdenkend, schrieb: „Wie ein Sturm zog das tosende Gebrüll des Moskauer Regiments durch die Gorochowaja — und der Platz bedeckte sich mit Blut."

Unterwegs achtete Stschepin streng darauf, daß die marschierenden Soldaten sich nicht mit Zivilisten unterhielten und diese in die Bewegung hereinzogen. Der Umsturz sollte unter keinen Umständen in eine Revolution ausarten. Ebenso wie die Dekabristen selbst den Soldaten die wahren Beweggründe des Aufstandes vorenthielten, ebenso sollten auch die Soldaten jede Einmischung der nicht zu der Leibgarde gehörenden Bevölkerung in den Aufstand verhindern. Der klügste der Dekabristen

sagte: „In Rußland gibt es keinen Bürgersinn. Die plötzliche Freiheit wird Anlaß zu Anarchie und unabsehbaren Katastrophen geben. Allein in Moskau werden 10 000 Knechte sofort ihre Messer hervorziehen."

Und in Petersburg wird es ihrer mindestens ebensoviel gegeben haben.

Ohne Kampf besetzte das aufständische Regiment einen so wichtigen strategischen Punkt, wie den Senatsplatz, diesen Durchgangshof mit dutzenden Ausgängen, diese prachtvolle Stellung, wenige Schritte vom Winterpalais entfernt, von der aus man das Gebäude des Generalstabs, die Brücken und den Senat beschießen konnte. Nur Selbstmordkandidaten oder Menschen, die vom Kriegswesen nicht das geringste ahnen, konnten sich in diesem durchlöcherten Sack einschließen lassen. Nikolai und seine Generäle waren sich der großen Gefahr ihrer Lage vollkommen bewußt. Der Zar ließ Kutschen für seine Familie bereitstellen und verlor den Kopf so sehr, daß er auf dem Platz vor dem Palais, der vollgepfropft mit Equipagen der hohen Gratulanten war, unter dem Geschrei der Kutscher, der zahllosen ineinandergefahrenen Schlitten und des allgemeinen Wirrwarrs, versuchte, „Zeit zu gewinnen", Aufklärungen zu geben und ... sein Manifest vorzulesen.

„Aber das Herz stockte einem", gesteht Nikolai Pawlowitsch in seinen Aufzeichnungen. Und es ist wirklich nicht zu verwundern: außer General Woinow, der „ganz verstört" umherrannte und den man

gewaltsam zu den rebellierenden Truppen zurückjagen mußte, war im Palais so gut wie niemand zugegen. Nur eine Kompanie des Finnländischen Regiments hatte gerade die Hauptwacht bezogen. Mit diesem Häuflein besetzte der Zar das Haupttor des Palais. Ein kläglicher Schutz.

Endlich, nach langem, qualvollem Warten, gelang es, eine Kompanie, und nicht einmal eine Kompanie, sondern ein Bataillon des Preobraschensky-Regiments herbeizuschaffen. Mit diesem marschierte Nikolai in Kampfordnung zum Admiralitätsboulevard. Aber unterwegs stellte es sich heraus, daß die Gewehre der Leute nicht geladen waren. Man mußte also wieder Halt machen. Die Truppen sabotierten. Die Artillerie erschien ohne Munition. Stunde um Stunde vergingen, bis man aus dem sogenannten „Laboratorium" die Munition herbeischaffte, bis ein General die Gardekavallerie holte, bis die ersten zum Senatsplatz führenden Straßen und Gassen besetzt waren und bis man versuchte, die Issaakijbrücke abzuschneiden. Die zarentreuen Truppen mußten im engen Raum zwischen dem Petersdenkmal und den für den Bau der Issaakijkathedrale aufgestapelten Steinmassen, also einige dutzend Schritte von dem feindlichen Karree entfernt, Stellung nehmen. Mit ein paar Salven hätten die Aufständischen diesen Zugang, durch den die Soldaten des Preobraschensky-Regiments nur langsam, zu sechs Mann, sich zum Platz hindurchwinden konnten, absperren können. Aber diese Salven fielen nicht, und das Regiment des Zaren konnte mühelos

vor der dichten feindlichen Kolonne in zwei Linien Stellung nehmen.

Jetzt veränderte sich die Lage Nikolais nochmals unerwartet und entschieden zum schlechteren, sie wurde geradezu katastrophal. Es traf die Nachricht ein, daß im Michailowski-Regiment „Unruhen im Gange seien und daß man den Eid nicht leisten wolle". So entstand im Rücken ein neuer Gegner, der die schwachen zarentreuen Ketten der Gardekavallerie und des Ssemenower Regiments mit Leichtigkeit sprengen oder in der Stadt bleiben und das Palais und die Festung besetzen konnte. Nikolai befahl dem General Lewaschew, nach der Kaserne dieses Regiments zu reiten und „es unter allen Umständen aus der Kaserne herauszubringen, auch wenn Sie dazu das Regiment gegen mich marschieren lassen". Der Zar war sich klar darüber, daß das Ismailow-Regiment weit weniger gefährlich auf dem Platz, in dem unsinnigen Karree, war, das man ruhig einschließen konnte, als irgendwo im Rücken, in den rebellischen Kasernen und unter der erregten Bevölkerung. Die hinter einer Mauer in Deckung liegenden Arbeiter der Issaakijkathedrale bombardierten eifrig seine Truppen, so daß der Zar sich ein gutes Bild von der Stimmung der breiten Massen machen konnte. Graf Miloradowitsch, einer der energischsten Zarengeneräle, wurde von Kachowsky bei dem Versuch, die Rebellen zu beschwichtigen, getötet. Auch den mit einem Kreuz versehenen Metropoliten verjagten die Aufständischen.

Während der Zar zwischen dem Platz und dem Generalstab umherjagte und noch immer auf die Artillerie wartete, strömte plötzlich aus einer der benachbarten Straßen die ganze Masse des Leibgrenadier-Regiments, das mit wehenden Fahnen, aber ohne Offiziere, nach dem Senatsplatz marschierte. Nikolai erkannte seine Gegner nicht, sprengte dicht zu ihnen heran und war de facto in der Gewalt der Aufständischen. Sie hätten nur die Hand ausstrecken brauchen, um ihn am Kragen zu nehmen. Aber Fürst Trubezkoi, der sechs Jahre im Rate der Geheimen Organisation gewirkt hatte, organisierte diese Revolution so, daß kein Mensch wußte, was er am 14. Dezember tun, wie er sich verteidigen und gegen wen er vorgehen wollte.

„Wir sind für Konstantin", schrien die Nikolai umdrängenden Truppen, wobei sie die Gattin des Zessarewitsch Konstantin meinten. Es liegt übrigens eine unerhörte Verhöhnung darin, daß man die Soldaten mit dem Namen dieses Schuftes in den Kampf und in den Tod geführt hat.

„In diesem Falle müßt ihr euch dorthin wenden", sagte der Zar und wies mit der Hand nach dem Senatsplatz. Die ganze Masse der Aufständischen strömte in diese Mausefalle, wo die Moskauer schon seit fünf Stunden froren. Nikolais Truppen öffneten bereitwillig ihre Reihen und schlossen dann wieder ihre Bajonettmauer.

„Es war ein Glück, daß es so war, denn sonst wäre es zu einem Blutvergießen unter den Fenstern des Palais gekommen, und unser Schicksal wäre

mehr als zweifelhaft gewesen." (Aus den Aufzeichnungen Nikolai I.)

Inzwischen erhielten die Dekabristen von der Galernajastraße eine neue Unterstützung: die Gardemarine unter dem Kommando Arbusows brach zum Senatsplatz durch und schloß sich den Moskauern und den Grenadieren an. Nikolai stellte die Artillerie auf, aber die Munition war noch immer nicht da. Die Gardekavallerie unternahm zwei Attacken, konnte aber in der Dunkelheit und auf dem Glatteis nichts ausrichten; es fehlte ihr vor allem an scharfen Pallaschen.

Das Karree der Aufständischen stand noch immer wie festgewurzelt auf seinem Platz und machte nicht den geringsten Versuch, die Umzingelung zu durchbrechen oder auch nur zu verhindern. Es wurde immer dunkler, der Frost nahm zu, von der Newa blies ein scharfer Wind. Die hungrigen, ermüdeten, bis auf die Knochen durchgefrorenen Soldaten sahen ihre Gegner nicht mehr. Den ganzen Tag warteten sie auf Trubezkoi und wagten nicht, etwas ohne den Diktator zu unternehmen. Rylejew jagte auf der Suche nach ihm durch die ganze Stadt und kam auch nicht wieder. Der zum Kommandeur gewählte Obolenski befahl, die zwecklose Schießerei einzustellen. Der durch die Ermordung Miloradowitschs und Stürlers stark mitgenommene Kachowsky hatte seine Pistole fortgeworfen.

Und das Karree stand noch immer da, „die Füße der Insurgenten schienen an ihren Platz angeschmiedet zu sein", „im Karree herrschte Uneinig-

keit". „Die schlechte Organisation verlieh dem ganzen Unternehmen einen unsinnigen Charakter".

Der alte Fuchs Michail Speransky zog sich jetzt vom Fenster zurück, an dem er mit regungslosem Gesicht geschlagene Stunden die Ereignisse beobachtet hatte: er setzte in Gedanken ein großes Kreuz auf die aus der Dämmerung dieses Tages hervordrängende Konstitution und entwarf schon im Geiste einen anmutigen Text für die Todesurteile der Dekabristen.

Ein Ausländer, der Augenzeuge dieser Vorgänge war, betrachtete lange Zeit das im Frost erstarrte Karree der Aufständischen und wandte sich mit verächtlichem Lächeln ab:

„Que diable! Si on a voulu faire une revolution, ce n'est pas comme cela, qu'il fallait s'y prendre!"*)

Und sie standen noch immer, wie es ihnen befohlen ward, mit den Gewehren in den erstarrten Händen.

Es war schon vollkommen finster, als Nikolai die Artilleriemunition erhielt, auf die er den ganzen Tag gewartet hatte. Drei Kanonen wurden von dem Preobraschensky-Regiment in Stellung gebracht. Die Mündungen richteten sich auf die schwarze hilflose Masse, die ihre unregelmäßige gestreckte Front als unfehlbares Ziel den Geschützen preisgab.

Nikolai gab selbst das Kommando, und der erste Schuß schlug hoch oben im Senatsgebäude ein.

*) Verdammt! Wenn sie schon einmal eine Revolution machen wollten, dann hätten sie es anders anfangen müssen.

FÜRST SSERGEJ PETROWITSCH TRUBEZKOI

Fürst Trubezkoi, das zum Diktator gewählte und mit der ganzen Fülle der revolutionären Gewalt ausgestattete Haupt der Verschwörung vom 14. Dezember, erwachte frühmorgens nach einer qualvollen Nacht, „die Verzweiflung seiner Seele raubte ihm den Schlaf".

In diesen dem Umsturz verangehenden Stunden tröstete sich der Fürst in Augenblicken der Erschlaffung mit der letzten, glückseligen Hoffnung: das sind ja alles Phantome, Hirngespinste, gespenstische Träume, die mit dem ersten, durch den Spalt der zugezogenen Portieren des Schlafzimmers hindurchgleitenden Sonnenstrahl, mit dem ersten behutsamen Klirren der Teetassen im Nebenzimmer verschwinden werden. Aber schon trat der Kammerdiener mit der Morgenschokolade geräuschlos ins Schlafzimmer, und das Entsetzliche, das Ssergej Petrowitsch die ganze Nacht drückte, wurde in der Nacktheit des grauen Morgens noch belastender, noch unerträglicher. Es begann der 14. Dezember, und er, Oberst Fürst Trubezkoi, Stabsoffizier des 4. Gardekorps, der sichere Anwärter auf den Posten des Flügeladjutanten, der glücklichste Gatte von der Welt, die Zierde der Petersburger Salons, er, der heute bei dem sardinischen Minister oder bei dem Grafen Lebzeltern zum Diner geladen war, sollte jetzt sofort

das warme Bett verlassen und zu einem Stadtplatz eilen, hinaus in die Kälte, in das entsetzlich Unbekannte, um die Führung der rebellierenden Soldaten und Zarenmörder, die er von ganzem Herzen haßte, zu übernehmen.

Der Fürst wurde sich plötzlich dessen bewußt, daß er hoffnungslos verstrickt, endgültig verloren war. Diese Verschwörung, die er mit einem solchen Geschick in unbestimmte Zukunft hinausgeschoben, durchkreuzt und sabotiert hatte, wurde endlich gegen seinen Wunsch und Willen unerbittliche Realität. Durch die Fenster floß bereits das bleiche Licht jenes „finsteren Petersburger Dezembertages", der als der Tag des Aufstandes vom 14. Dezember in die Geschichte eintrat.

Wie spät ist es? Sieben Uhr. Eine Todesangst ergriff den Fürsten. Um sechs Uhr morgens sollten die Regimenter den Eidschwur leisten. Also sind jene von ihnen, die diesen Eid verweigert haben, schon in den Straßen Petersburgs, sie marschieren jetzt zum Senat, sie tun etwas, was nicht mehr gutzumachen ist, was ihnen allen das Offizierspatent, die Ehre, vielleicht den Kopf kosten wird. Eine nichtige kindische Hoffnung ergriff ihn zum letztenmal: vielleicht geht alles gut ab! Die Soldaten werden friedlich den Eid leisten, er, Fürst Trubezkoj, wird nach dem Palais fahren und von dem neuen Zaren empfangen werden...

Wenn nur dieser furchtbare 14. Dezember vorüber wäre! Morgen muß diese verdammte Geheime Gesellschaft ein für allemal aufgelöst werden. Ssergej

Petrowitsch malte sich das muntere Kaminfeuer aus, das alle diese furchtbaren Verfassungsprojekte, Mitgliederlisten, Namen und Adressen im Nu verschlingen würde. Die Vorstellung vom Kaminfeuer war so überzeugend, daß dem Fürsten recht ordentlich warm dabei wurde, zudem der rosa Schein der Flammen die Aussicht auf eine glänzende Karriere auf Ballsäle und Audienzen eröffnete ....

Schnell, er muß sofort zu Rylejew fahren und sich davon überzeugen, daß es keinen Aufstand geben wird.

Der Fürst traf Rylejew noch im Bett an und war „unsäglich froh" darüber. Es wurde weder etwas von dem vergangenen Abend, noch von dem bevorstehenden Tage gesprochen. Das Herz des Fürsten schlug jetzt ruhiger: er begann zu hoffen, daß alles ruhig verlaufen würde. Endlich verabschiedete sich Rylejew und wandte sich der Tür zu. An der Schwelle drehte sich Pustschin, der ebenfalls zugegen war, um, stellte sich so dicht vor den Diktator hin, daß dieser seinen Blick nicht verstecken konnte, und fragte:

„Aber wenn etwas geschieht, dann werden Sie zu uns kommen?"

Trubezkoj hatte nicht den Mut „nein" zu sagen.

„Es kann nichts geschehen. Was kann denn geschehen, wenn irgendeine Kompanie oder zwei mitmachen?"

Aber Pustschin blieb hartnäckig:

„Wir hoffen auf Sie!"

Damit ging er hinaus.

„Nachdem Pustschin dieses gesagt hatte, begann Trubezkoj noch mehr zu fürchten, daß etwas geschehen könnte . . .“ Er fürchtete, daß wenn sie nach dem Senatsplatz marschieren, sie auch ihn holen würden. Daher warf sich Fürst Ssergej Petrowitsch den Mantel um und verließ eilig das Haus.

Die ersten Kolonnen erreichten bereits den Senatsplatz und formierten sich zu jenem tragisch regungslosen Karree, das nur von den Geschützen umgeworfen werden konnte, der Mann aber, in dessen Händen alle Fäden der Verschwörung lagen, hatte die Bewegung bereits verraten. Lange, unerträglich lange Stunden standen vor Kälte erstarrt die Reihen der aufständischen Soldaten, ohne zu wissen, was sie tun sollten, planlos, führerlos, durch den sich stetig verengenden Ring der zarentreuen Truppen von der Stadt und der übrigen Außenwelt abgeschnitten. Der Diktator aber jagte, von Angst und Gewissensbissen gepeitscht, von einem Stab zum anderen, von Kanzlei zu Kanzlei, von einem diensttuenden General zum anderen, bettelnd, schüchtern, bis er endlich in irgendein Ministerium, im staubigem und leeren Kurierzimmer Zuflucht fand.

Der Zar, der sich inzwischen von dem ersten Schreck erholt und einige Truppen zusammengebracht hatte, erblickte auf dem Platz vor dem Generalstab den Fürsten, der im Eingang verschwinden wollte. Ssergej Petrowitsch hoffte hier, im allgemeinen Wirrwarr, unauffällig dem neuen Zaren den Treueid zu schwören.

„Wenn die Sache ans Tageslicht kommt," kalkulierte der Fürst, „wird mir die Eile, mit der ich den Treueid geleistet habe, angerechnet werden." Während seines Umherirrens verließ Trubezkoj das Gefühl eines scharfen Hasses gegen die Bewegung keinen Augenblick, es durchdrang ihn vom Scheitel bis zu den Spitzen seiner Lackstiefel.

Der verdammte Balte Pestel! Ohne ihn wäre nichts geschehen. Alles Bedrückende, Gefährliche, alles was den Sonnenweg Ssergej Petrowitschs mit nächtlichen Schatten verfinsterte, sein Wohlleben zerstörte und ihn seit fast zehn Jahren zwang, unsinnige, niederträchtige, unverbesserliche Handlungen zu begehen, alles das war mit dem Namen dieses Menschen verbunden.

Sie hatten sich als dumme Jungen kennengelernt. Irgendwo, in fremden Landen, deren Luft stets mit einer Art Verwegenheit durchsetzt ist, hatten sie zusammen dumme Träume gesponnen. Wozu war es nötig, dieses ganze Geschwätz zu Papier zu bringen, Satzungen geheimer Gesellschaften daraus zu machen, jedes unvorsichtige Wort, wie einen Schmetterling mit der Stecknadel, an irgendeinen tückischen Paragraphen aufzuspießen. In der liberalen Frühlingsluft Europas schwirrten diese wundervollen, unverantwortlichen Ideen so zahlreich, daß man sich ihrer beim besten Willen nicht erwehren konnte. Welcher Zwanzigjähriger war damals auf den Pariser Boulevards kein Rebelle?

Und dann kam die Zeit, nach der Rückkehr nach Rußland. Gewiß, der harte Petersburger Frost hatte

diese durch das europäische Tauwetter verwöhnte Generation stark mitgenommen. Nicht nur die Offiziere, sondern auch die Gemeinen der Garde hatten die ausländische Luft in den Lungen. Sie fühlten und erkannten ihre Überlegenheit gegenüber den ausländischen Truppen, sie sahen, daß jene Truppen, trotz der geringeren Bildung, größere Privilegien und mehr Achtung genossen und eine gewichtige Stimme in der Gesellschaft hatten." Sogar Soldaten hatten es gelernt, „den Gang der europäischen Politik zu verfolgen". Es ging nicht mehr an, die „Helden" der großen Schlachtfelder vor den Augen Europas mit Ruten zu züchtigen, ihnen vor der Exekution coram publico die Hosen auszuziehen, den Kämpfern, deren sprichwörtlicher Mut sich zu Legenden verdichtet hatte. Die Armee forderte menschliche Behandlung, die Armee dachte nicht mehr daran, daß sie aus Leibeigenen bestand.

Als nun die Retter des Vaterlandes nach ihrem Siegeszuge zu Hause ankamen, gerieten sie in Verhältnisse, die dem inzwischen gewachsenen Ehrgefühl der Armee in keiner Weise Rechnung trugen. Die ihren Kinderjäckchen kaum entwachsenen Großfürsten, die an keinem einzigen Feldzuge teilgenommen, dafür aber den Geist der Pauls-Kaserne eingeatmet haben und an nichts anderes als an Paraden dachten, faßten den Entschluß, der Armee die unverschämten freiheitlichen Ideen eigenhändig auszuprügeln. Jene Regimenter, deren Offiziere sich genierten, ihre alten Mitkämpfer, mit denen sie ein Jahrzehnt Märsche und Schlachten, Wunden und

Ruhm verbanden, ins Gesicht zu schlagen, galten als unzuverlässig und gerieten in die schwarzen Listen. Ihren Regimentern wurden besondere Aufsichtsbeamte beigeordnet. Wegen geringster Vergehen stellte man alte Soldaten in zwei Linien einander gegenüber und zwang sie, einander in die Augen zu spucken. Der Kommandeur des Ssemjenow-Regiments ließ in einem Zeitraum von fünf Monaten seinen Leuten über 14 000 Stockhiebe verabreichen. Auf die kaum vernarbten, aus den Schlachten bei Leipzig und Kulm, Lützen und Hamburg heimgebrachten Wunden hagelte es von Peitschen- und Rutenhieben nieder. Die Wunden erhielt man für eroberte Städte und Reiche, und diese Schrammen für einen nicht zugeknöpften Knopf, für ein unrasiertes Kinn, für nicht richtig gesetzte Fußspitzen. Murawjew erzählte, wie eines Tages ein alter Soldat des Grenadierregiments sich über das Geländer der Issaakijbrücke schwang, Tschako, Seitengewehr und seine in den Kämpfen gewonnenen Auszeichnungen von sich warf, sich bekreuzigte und in die Newa sprang.

Damals, im Jahre 1818, entstand der „Wohlfahrtsbund". Ach, welch' eisige Kälte atmeten diese Erinnerungen aus, wenn sie auf Ssergej Petrowitsch eindrangen. Was tat es, daß die Statuten dieser Gesellschaft dem deutschen „Tugendbund" entlehnt waren, zu dessen Mitgliedern Leute wie Minister Stein und sogar Gneisenau zählten. Die Statuten bestanden ja nicht aus einem, sondern aus zwei Teilen. Und der zweite enthielt nicht nur wohlmeinende

Ermahnungen betreffs der guten Aufführung der Mitglieder. Unangenehmes Kettengerassel schlug dem Fürsten in die Ohren, der graue Morgen wurde grauer als alle Gefängnismauern, und aus der Tiefe seiner Seele fragte die Angst mit einer Stimme, die der Fürst Gelegenheit hatte, einige Stunden später in der Peter-Paul-Festung zu vernehmen:

„Und was wissen Sie von dem Grün-Buch auszusagen?"

Fliehen, fliehen!

Ssergej Petrowitsch raffte sich zusammen. Was hatte ihm damals, vor sechs Jahren, die Flucht geholfen? Hatte er diese verdammte Geheimgesellschaft nicht fallen lassen, diese Organisation, die fortfuhr zu wachsen und sich auszubreiten, immer gefährlicher und anspruchsvoller zu werden? Hatte er sich nicht einen Urlaub erwirkt, sich nicht für zwei Jahre nach dem Ausland verzogen, in seinem herrlichen französischen Reisewagen, die entzückende achtzehnjährige Gattin neben sich auf den Polstern, alles in der Hoffnung, daß die Gesellschaft in der Zeit seiner Abwesenheit zurückgehen, in Staub zerfallen würde.

Und wie seltsam sich dann alles abspielte. Der Fürst Michail hatte inzwischen das Ssemjonow-Regiment durch unerhörte systematische Mißhandlungen buchstäblich zu einer Rebellion gezwungen. Jeder zehnte wurde zu Tode gezüchtigt, die übrigen verstreuten sich in ganz Rußland, um früher oder später doch den Ruten zu verfallen. Die Spitze der Opposition war tot. Den rebellischen Kompanien

mußten Führer wie Pestel und Murawjew-Apostol in die Verbannung folgen. Petersburg wurde still wie ein Friedhof. Unter den Trommelwirbeln der Exekutionen und dem dröhnenden Paradeschritt der Regimenter erstarrte jedes menschliche Wort zu Eis.

Die geheime Gesellschaft wurde friedlicher und begann in der Tat zu zerfallen. Als der Fürst Ssergej Petrowitsch aus dem Auslande zurückkam, waren nur noch Trümmer da. Manche Mitglieder hatten sich auf ihre Güter zurückgezogen, andere Karriere gemacht; wenn man einander auf der Straße begegnete, kannte man sich nicht mehr. Von dem früheren Eifer war bei Ssergej Petrowitsch nichts mehr zu sehen. Er nahm sich vor „sich nie mehr mit diesen Sachen zu befassen", die angesammelten konspirativen Schriftstücke zu vernichten, um endlich frei zu sein. Überzeugt, daß die Gesellschaft wenn nicht heute, so doch morgen endgültig sterben wird, erlaubte sich der Fürst den Luxus einer großen Abschiedsgeste. Je trüber und kühler die anderen um ihn herum wurden, desto schwunghafter und phrasenhafter wurde sein revolutionäres Gebaren. Niemals war Trubezkois Redefluß so flammend, als gerade in diesen leuchtenden festlichen Winternächten, als er verliebt und glänzend von Ball zu Ball flog und bis zum Morgengrauen zechte.

Wundervolle Worte sprühten aus seinem Munde und flogen, wie die Funken seiner aus Frankreich mitgebrachten Pfeife in die frostige Nacht in Kälte und Finsternis hinaus, um dort zu erlöschen. Wie

hätten sie den Petersburger Schnee in Brand setzen können! Und wenn der Fürst gewahr wurde, wie sicher und überlegen der Schneesturm sein funkelndes Feuerwerk löschte, fühlte er die Lebensfreude um so intensiver, und auch den Trab seiner Pferde, die Klubs und die wohlige Last seines Bärenpelzes, der so wundervoll schützte und wärmte, fast ebenso gut wie der Purpurmantel, unter dessen Schutz der Fürst zwar murrte, aber doch ein so überreiches, so glückliches Leben zu leben wußte. Im Jahre 1823 geschah dann das Unglück. Pustschin nahm Rylejew in die Gesellschaft auf. Dieser erwies sich gleich vom ersten Tage an als ein tätiges und entschlossenes Mitglied. Rylejew traf die Gesellschaft, die „aus wenigen Mitgliedern bestehend, ihre Tätigkeit im Begriff war einzustellen", in einem Zustande an, der seiner Energie ein breites Feld bot: er „förderte ihren Wiederaufbau und verschaffte ihr viele Mitglieder". Aber Rylejew setzte auch die anderen an die Arbeit: Nikita Murawjew bekam die Konstitution, Turgenew das Strafrecht, Obolenski hatte „die Pflichten des Staatsbürgers" zu behandeln. Seit Rylejew sich der Bewegung angeschlossen hatte, hörte die russische Revolution auf, eine private Angelegenheit eines kleinen isolierten und hoch aristokratischen Kreises zu sein. Der dritte Stand mischte sich in den Konflikt zwischen Zar und Adel ein. Seit dem Beitritt Rylejews fühlte Trubezkoi unausgesetzt diese neue Kraft hinter seinem Rücken, die irgendwo von unten, aus den Kanzleien, aus den großen Handelskontoren, aus den Literatur- und

Beamtensalons vorwärtsdrängte. Sogar Kaufleute! Mein Gott, es fehlte nicht viel, und Rylejew hätte Kaufleute in diese Gesellschaft eingeführt. Und als er das gröbste hinter sich hatte, machte er sich an den „Katechismus", der für einfache Soldaten bestimmt war. Die Stimme des Blutes, die Stimme der Klasse begann sich im Fürsten zu regen. Die Politik, die ihm bisher nur Lasten und Unannehmlichkeiten gebracht hatte, verlieh ihm jetzt Spannkraft.

Hier setzte der große Zweikampf gegen alle bürgerlichen Kräfte ein, die im Bunde mit dem hohen Adel Stimme und Ausdruck suchten, dem Programm der aristokratischen Opposition ihre Ergänzungen und Korrekturen aufzwingen wollten. Der Fürst nahm den Kampf auf. Er kämpfte gegen die Republik, gegen den Zarenmord, gegen die Geschlossenheit einer starken politischen Partei, gegen gewaltsame Bekämpfung des Absolutismus, gegen die Methoden Pestels und Rylejews — es war ein Kampf, aus dem Trubezkoi als Sieger hervorging.

Man muß dem Fürsten Gerechtigkeit widerfahren lassen. So kleinmütig, talentlos und ungeschickt alles war, was er gegen die Regierung unternahm, so war sein Kampf gegen die „Linken" voller Geist, Tücke und Energie. Ssergej Petrowitschs Provokationen waren einfach genial. Die Geschicklichkeit, mit der er einen solchen vorsichtigen und klugen Gegner, wie Pestel liquidierte, war beispiellos. Und die Grube, in die Kachowski seinen Freund Rylejew hineingezerrt hatte!

Aber vor allem mußte man der Anwerbung neuer Mitglieder, auf die sich Rylejew stützte, ein Ende machen. Trubezkoi bestand darauf, daß man „die oberflächliche Jugend, die nur schwatzen, schreien und lärmen wird, nicht aufnimmt ... Daß man nur solide und vernünftige Leute heranzieht, auf die man sich verlassen kann".

Als zweites sicherte sich Ssergej Petrowitsch gegen die Gefahr, die von den konspirativen Schriftstücken drohte. Er bestand mit allem Nachdruck darauf, daß „nichts verfaßt, niedergeschrieben und verbreitet werden dürfe, was durch die Unvorsichtigkeit irgendeines Mitglieds der Gesellschaft schaden und auch ihre Existenz aufdecken könnte. Man kann verschiedene Abhandlungen und Erörterungen betreffend die Volksaufklärung, sittliche Fragen usw. schreiben, aber auch diese müssen so verfaßt sein, daß sie keinerlei für den Schreiber unangenehme Folgen nach sich ziehen können. Das wurde auch damals beschlossen".

Unter dem Druck der südlichen Gruppe der Organisation wurde ein Vervielfältigungsapparat angeschafft. Der Fürst bereitete dieser Höllenmaschine eine harmlose und ach! so ruhmlose Zukunft. Sie konnte sich nicht rühmen, auch nur ein einziges Flugblatt, einen einzigen Aufruf fabriziert zu haben. Am 25. Dezember gab Fürst Trubezkoi vor dem allerhöchsten Komitee die folgende Erklärung ab: „Bisher hat niemand diesen Vervielfältigungsapparat von mir eingefordert, er liegt noch jetzt unausgepackt bei mir zu Hause. Man

kann ihn im Zimmer meiner Frau neben dem Ofen, dort, wo die Badewanne steht, finden."

Die jungen bürgerlichen Politiker und auch Rylejew mit ihnen, fürchteten ebenso wie Trubezkoi den Ausbruch einer großen Volksrevolution. In diesem Punkt waren sich die beiden Fraktionen vollkommen einig und die Formulierung ihrer Auffassung darüber ist erstaunlich klar.

„Der Arme kann in seinem Gerechtigkeitsgefühl dem Reichen sagen: überlasse mir einen Teil deines Reichtums. Aber wenn er, nachdem ihm seine Bitte abgeschlagen, sich entschließt, seinem Gefühl folgend, ihm den Überschuß seines Reichtums gewaltsam zu nehmen, so wird er mit dieser seiner Handlung jene Idee der Gerechtigkeit verletzen, die aus seinem Armutsgefühl entstanden ist." Und hieraus zog der Fürst einen durchaus folgerichtigen Schluß: „Man hat nicht das Recht, die Evolution in eine Revolution zu verwandeln?"

Rylejew dagegen blieb bei der Revolution und diskutierte Tage und Nächte darüber. Aber auf die Agitation und Herausgabe illegaler Flugblätter, satirischer Lieder und Gedichte für das Volk hat er ein für allemal verzichtet. Man einigte sich dahingehend, „daß man auf die Soldaten sowohl im Interesse der öffentlichen Sicherheit, als auch um ihnen das Geheimnis unserer Absichten nicht zu enthüllen, erst im entscheidenden Augenblick der Aktion einwirken muß".

Aber der eigentliche Kampf um die „stille, ge-

räuschlose“ Revolution begann erst nach Pestels Ankunft.

Dieser Führer der südlichen Gesellschaft kam nach Petersburg, um eine vollständige organisatorische und ideologische Verschmelzung beider Gesellschaften zu erzielen und um sich über die baldige und gleichzeitige Aktion und die Zusammensetzung des Direktoriums zu einigen, das an die Stelle der gestürzten Regierung treten sollte; ferner waren Fragen wie Wahlsystem für die konstituierende Versammlung, Befreiung der Bauern usw. zu besprechen, kurz, es stellte sich heraus, daß Pestel nicht nur einen fertigen Umsturzplan hatte, sondern auch eine, und zwar sehr starke Armee, die er in jedem beliebigen Augenblick mobil machen konnte. Ssergej Petrowitsch verstand es, das Entsetzen zu verbergen, das ihm Pestels Konstitution, seine Beziehungen zu den revolutionären Kreisen Polens und seine Absicht, aus den Soldaten der militärischen Siedlungen eine Volksmiliz zu organisieren, einflößten.

Pestel war sehr vorsichtig. Man mußte zugespitzte Meinungsverschiedenheiten mit ihm vermeiden, denn es war nicht sicher, ob dieser Abenteurer nicht über die Köpfe der Fürsten hinweg unmittelbare Beziehungen zu den Petersburger Regimentern anknüpfen und „hier eine Abteilung der Gesellschaft gründen wird, die ganz von ihm allein abhängen würde und deren Unternehmungen dann nicht mehr kontrolliert werden könnten“. Ein Bruch mit Pestel würde die ganze Sache der „Umgestaltung des Staates“ den

Händen des Kleinadels, der Angestellten von Großbanken und Handelsfirmen, der Literaten und überhaupt des Pöbels ausgeliefert haben. Nein, Trubezkoi beschloß, sich die Initiative um keinen Preis entwinden zu lassen. Daher „mußte man sich ihm gegenüber verstellen ... zuweilen den Eindruck erwecken, als wenn man einige seiner Pläne billige". Man mußte erfahren, mit welchen Mitteln er, Pestel, „alles erreichen wollte", „es nicht zulassen, ihn nicht zu Kräften kommen lassen, sondern nach Möglichkeit schwächen". Und der Fürst beschloß, nur im äußersten Fall, wenn die Bewegung ihm über den Kopf wachsen und die Führung seinen Händen entrissen werden, wenn die Revolution ins Zügellose schießen sollte, von zwei Übeln das geringere zu wählen, d. h. „zu dem einzigen Mittel der Entlarvung Pestels vor der Obersten Behörde zu greifen".

Anfangs gelang es Pestel, die ihm gestellte Falle zu umgehen. Er diskutierte mit Trubezkoi, behielt aber vieles für sich, mit Rylejew sprach er ausweichend und verließ ihn im Zorn. Aber ein erstaunlicher politischer Instinkt, eine geradezu asiatische Hellhörigkeit ließen Trubezkoi erkennen, hinter welchen konkreten Vorschlägen der Südländer sich die größte Gefahr verbarg. Ssergej Petrowitsch machte in Kleinigkeiten Zugeständnisse, aber die Idee der Vereinigung beider Gesellschaften bekämpfte er mit aller Wucht; er erkannte, daß diese Vereinigung zweifellos mit der Entstehung einer starken zentralisierten politischen Partei enden würde; die aristokratische Minderheit wäre dann

lahmgelegt und die „verheerenden Ereignisse wären dann unvermeidlich gewesen".

Dieser raffinierten Taktik war Pestel auf die Dauer nicht gewachsen. Man ließ ihm alle seine schrecklichen Worte, alle blutigen Requisiten der Revolution: aufs Schafott steigende Kaiser und rot beflaggte Republiken. Dieses Zugeständnis bezahlte Pestel mit dem Verzicht auf die Vereinigung der beiden Gesellschaften und dem Versprechen, nichts ohne Petersburg zu unternehmen. Seine Postkutsche hatte das Weichbild von Petersburg noch nicht verlassen, als man in der Stadt wieder anfing, Mitglieder anzuwerben, ohne sich um ihre Auffassung über Revolution und Republik zu bekümmern.

Bald nach Pestels Abreise machte sich auch Trubezkoi nach dem Süden auf. Er ließ sich nach Kiew versetzen, wo er die südliche Gesellschaft mit einem dichten Netz von Spionen und Provokateuren umgab. Obolenski, auf den Pestel anfangs einen tiefen Eindruck gemacht hatte, „erhielt den Auftrag, seine Beziehungen zu Pestel auch weiterhin zu pflegen, und dessen Vertrauen zu mehren". Bestuschew und Tiesenhausen, die der Gesellschaft in letzter Zeit aus dem Wege gingen, „weil sie derartige Beziehungen in Zukunft vermeiden wollten", traten ihr lediglich zu dem Zweck bei, um Pestel auf die bequemste Art beobachten zu können. Auch Schwejkowski wurde aus demselben Grunde herangezogen. Kurz, die Vertrauensleute Ssergej Petrowitsch' umgaben Pestel von allen Seiten.

Um Petersburg brauchte sich der Fürst nicht zu sorgen. Dort spielte Jakubowitsch die erste Geige. Die ganze Petersburger Organisation hatte alle Hände voll damit zu tun, den „Bösewicht" zu verhindern, sich auf den Zaren zu stürzen. Diese phantastische Persönlichkeit, dieser kaukasische Heros mit entschlossenem Charakter und einer schwarzen Kopfbinde war eines Tages in den Petersburger Salons aufgetaucht. Überall begleitete ihn der düstere Ruhm unheimlicher Heldentaten. Einige Mitglieder der Geheimgesellschaft zogen Jakubowitsch heran und eröffneten ihm ihre Absichten. Aber funkelnden Auges ließ der Held eine völlig unerwartete Rede vom Stapel:

„Meine Herren, ich muß gestehen: ich liebe diese Geheimbünde nicht ... Ein Mann von Entschluß ist mehr wert, als alle Karbonari und Freimaurer zusammengenommen. Der Zar hat mich aufs schwerste beleidigt! Wißt ihr das?" Mit diesen Worten entnahm er seiner Brusttasche einen vergilbten Tagesbefehl des Zaren, der eben jene Beleidigung enthielt, und fuhr mit steigender Leidenschaft fort: „Hier ist die bittere Pille, die ich seit acht Jahren an meinem Herzen trage. Acht Jahre warte ich auf die Rache!" Und er riß sich die Binde vom Kopf, daß Blut sichtbar wurde, und sagte: „Diese Wunde hätte man im Kaukasus heilen können, aber ich wollte es nicht. Ich lechzte nach Rache und eilte hierher, auch wenn mir darob der Schädel verfaulen sollte. Jetzt stehe ich endlich hier und weiß, daß er mir nicht entgehen wird. Mir soll es recht sein, trommelt euer

großes Konzil zusammen und amüsiert euch wie ihr wollt."

Seine Worte, seine Stimme und seine Bewegungen, und vor allem die Wunde verfehlten nicht ihre Wirkung ... Für Rylejew begannen seit jener Zeit trübe Tage. Jakubowitsch ersann täglich einen neuen Racheplan, einer schrecklicher als der andere. Bald wollte er „in schwarzer Tscherkessentracht und auf einem schwarzen Pferde" den Zaren bei der Parade treffen; bald schärfte er Dolche oder hantierte mit Giften. Der arme Rylejew, er wußte nicht, daß der flammensprühende Gebirgler sich bei der ersten vom Zaren erhaltenen Auszeichnung in ein Lamm verwandeln und am ersten Tage des Aufstandes zur Gegenpartei übertreten würde.

Die allgemeine Lage war also durchaus befriedigend und vor allem beruhigend. Ssergej Petrowitsch beschloß zu Weihnachten nach Petersburg zu reisen, um wieder einmal die Luft der großen Feste und Bälle einzuatmen. Da traf die Nachricht von dem Tode Alexanders I. ein. Für den Fürsten war dies ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Gesellschaft erfaßte ein Fieber. Rylejew erwachte und entfaltete ungewöhnlichen Tatendrang. Dem Fürsten aber wurden die unbezahlten Rechnungen seines zweijährigen revolutionären Geschwätzes vorgelegt. Es war unmöglich, Rylejew und die hinter ihm stehende Jugend zurückzuweisen, ohne sein gegenrevolutionäres Wesen ganz zu enthüllen. Und wenn sogar das gemäßigte Petersburg eine solche Fiebertemperatur aufwies, wie sah es dann bei Pestel aus?

Trubezkoi mußte einsehen, daß eine Aktion unabwendbar war. Sonst würde man ohne ihn anfangen, und dann würde es keine Palastrevolution, sondern eine furchtbare revolutionäre Explosion sein. Es blieb ihm nichts übrig, er sah sich gezwungen, mit Rylejew über den Aufstand zu beraten.

An die 17 Tage des Interregnums, an die 17 Tage Vorbereitung auf die Revolution dachte Ssergej Petrowitsch, solange er lebte, wie an die Zeit seiner größten Niederlage. Sie kamen ihm wie ein wild gewordener, alle Dämme niederbrechender Strom vor, der ihn gegen seinen Willen mitschleppte und zwang, in wenigen Tagen alle jene klugen Dämme, Sicherungsventile und raffinierten Kühlvorrichtungen mit eigenen Händen zu zerstören, an denen er sechs Jahre lang gebaut hatte. Ssergej Petrowitsch hatte eigentlich keinen Grund, mit seiner Tätigkeit in dieser Periode unzufrieden zu sein. Vom revolutionären Strom mitgerissen, verlor er dennoch nicht den Kopf, gab keine einzige Stellung ohne Kampf auf, ließ keine Möglichkeit ungenützt, wenn sich eine Gelegenheit bot, Verwirrung in die Reihen der Verschwörer zu bringen, sie haltlos zu machen, ihnen den letzten Mut zu nehmen und mit verräterischen Tricks in die Bajonette des Zaren zu hetzen. Einem schweren Steine gleich hing dieser Mann bis zum letzten Augenblicke an dem Halse des Aufstandes; er ließ erst dann von den Kämpfern ab, als die ungeordneten Mengen zum Senatsplatz, nach dieser speziell für sie gewählten und vorbereiteten Schädelstätte hinausgezogen waren. Der Zar

erntete nur die Früchte eines Sieges, der mit Recht Trubezkoi zugeschrieben werden muß, dem Siege des Nordens über den Süden, Trubezkois über Rylejew und Pestel. Der Zar hätte allen Grund gehabt, dem Fürsten für den 14. Dezember zum Flügeladjutanten zu ernennen und den Wladimirorden zu verleihen.

Trubezkois Plan bestand lediglich im Verharren auf einem Platz. „Wenn die Regimenter den Treueid verweigern, dann muß man sie irgendwo auf einem Platz zusammenziehen und warten, welche Maßnahmen die Regierung treffen wird."

Der Aufstand sollte von selbst beginnen, ohne jede Hilfe der Geheimgesellschaft. „Es geht nicht an, daß man zu den Soldaten redet." „Man muß es ihnen ganz überlassen, ob sie den Eid schwören oder nicht." Die Offiziere dürfen keinesfalls die Rolle der Rädelsführer spielen. „Ihr dürft nicht als die ersten den Treueid verweigern, wenn ihr nicht sicher seid, daß die Soldaten euch unterstützen werden."

Trubezkoi lag es sehr daran, seine Rebellen vollkommen zu entwaffnen, ehe sie hinausmarschieren. Er sprach wiederholt davon, daß es unmöglich sein würde, scharfe Munition aus dem Zeughaus zu erhalten. In der letzten Dekabristenkonferenz, am 13. in der Nacht, wurde endgültig beschlossen, die Kasernen ohne Munition zu verlassen.

Noch wichtiger schien Ssergej Petrowitsch eine andere Maßnahme. Er bestand darauf, daß die Soldaten bei Beginn des Aufstandes allein, ohne Offiziere, von einer Kaserne zur nächsten laufen und

auf diese Weise neue revolutionäre Kräfte heranziehen sollten. „Zu Anfang, wenn die Regimenter sich vereinigen, dürfen wir nicht mit ihnen sein, oder wenigstens nicht mit den ersten." Und erst dann, wenn eine wirklich starke Masse sich gebildet hatte, wollten die bis dahin unsichtbaren Dekabristen von irgendwo her herausschlüpfen und an die Spitze der Soldatenmassen treten.

Alle diese Anordnungen des Diktators ließen in Rylejew ein unheimliches Gefühl entstehen, eine Vorahnung des Verrats und des Untergangs. Und er versuchte die Wage zu halten, sich in alles hineinzumischen, zu korrigieren, zu begeistern. Jede Nacht gingen in seiner Wohnung Vertreter zahlreicher Regimenter ein und aus, die Sitzungen wurden keinen Augenblick unterbrochen, man versammelte sich unausgesetzt, forderte Befehle, Ratschläge. Der Diktator pflegte nur auf eine halbe Stunde zu erscheinen; er schwieg, weigerte sich, direkte Fragen zu beantworten, aber es gelang ihm dabei, jedem einzelnen einen kleinen ätzenden Zweifel einzuflößen, eine winzige Hoffnung auf eine Verständigung mit der Regierung, den qualvollen Gedanken, daß der ganze Aufstand eigentlich überflüssig und unfruchtbar sei. Am 10. Dezember, also vier Tage vor dem Aufstand, brachte es Ssergej Petrowitsch fertig, seinen Genossen das formale Versprechen abzuzwingen, daß sie „die Gesellschaft auflösen", „allen Mitgliedern mitteilen werden, daß sie nicht mehr existiere", wenn Konstantin Pawlowitsch in Petersburg eintreffen sollte.

Es nützte nichts, daß zahlreiche Offiziere ihre Bereitschaft erklärten, dem Fürsten schien es immer, daß ihre Zahl nicht ausreiche, daß man den Regimentern nicht vertrauen könne. Obolenski unterlag vollkommen dieser Taktik und verfiel in hysterische Zweifel.

Den ganzen Abend rannte er durchs Zimmer und wiederholte den einen Satz:

„Wir gehen in den Tod, ach, es ist der sichere Tod!"

Am 11. gestaltete sich die Beratung der verantwortlichen Leiter des Aufstandes „so bedrückend", daß Rylejew ihr mit einem kurzen Befehl gewaltsam ein Ende machen mußte: alle sollten unter allen Umständen auf dem Platz erscheinen.

Die Militärs fragten, was mit der Festung und mit dem Palais geschehen solle? „Das Palais muß ein Heiligtum bleiben. Wenn der Soldat seine Hand an das Palais legt, dann wird kein Teufel ihn mehr zurückhalten können", erwiderte Batenkow im Namen der rechten Mehrheit.

Ohne Rücksicht auf Trubezkoi ordnete Rylejew schließlich an, daß ausnahmslos alle bei ihren Truppenteilen sein und deren Schicksal bis zu Ende teilen müßten. Im bewußten Gegensatz zu Trubezkoi, unternahm er in der Nacht am 13. den letzten Versuch, Kachowski zum Zarenmord zu bewegen. Alles umsonst: der Wille zum Sieg war gebrochen. Am Morgen des Aufstandes waren sogar die besten der Dekabristen soweit, daß sie, ohne sich dessen bewußt zu sein, sich zu den Werkzeugen des

fürstlichen „Plans" machten. Der Aufstand zerschlug sich, ehe er niedergeschlagen war.

Im Alexejewschen Ravelin, kurz vor dem Tode, gelang es Rylejew, seinem Freunde Odojewski ein auf einem Ahornblatt geschriebenes Gedicht zu übergeben:

„Wann werfe ich das Leben von mir ab?
Wer wird mir Taubenschwingen geben?
Auf daß ich fliegend sterben kann . . ."

Das ist nicht der Schrei eines Führers, der im offenen Kampfe geschlagen ist.

Das ist der grenzenlose Schmerz eines Revolutionärs, der einem Verräter vertraut und, seinem Rate folgend, Volkskräfte zwecklos vergeudet und seine Mitkämpfer dem Galgen ausgeliefert hat. Unbeschreiblich schwer war der Tod für Rylejew: er wußte ja nicht, ob auch nur ein einziger Mensch geblieben war, der das Begonnene, das Verratene wiederaufnehmen würde.

Gerade der Kronwerk-Bastion und jenem Ort gegenüber, wo die Dekabristen gehenkt wurden, auf der anderen Seite eines schmalen Kanals, steht jetzt ein kleines weißes Haus. Von dessen Balkon aus hat hundert Jahre nach der Hinrichtung der Dekabristen Lenin gesprochen. Als Rylejew sich in der Schlinge wand, hatte es dieses Haus noch nicht gegeben.

BARON STEINGEL

Das Leben und das Mißgeschick des Barons Steingel dauerte im Grunde genommen 129 Jahre. Es liegt kein Grund vor, die 53 Jahre des Vaters und die 76 des Sohnes zu trennen. Sie fließen zusammen und liegen vor uns mit ihrem langen traurigen Strich, wie die große sibirische Straße, die Geschichte eines ganzen Jahrhunderts durchkreuzend. Es war ein erstaunliches und trauriges Leben. Einige Bruchstücke finden sich in einigen Werken des Barons Steingel, z. B. „Von der Knute" oder von der „Einrichtung des Kleinbürgerstandes in Rußland". Aber die bedeutendsten Stücke sind in den Gerichtsakten kleiner Provinzgerichte verstreut, in den Dokumenten des Regierungssenats versandet, mit dem Papierwust jener Zeiten zu Asche geworden. Ebenso ist es den Namen jener Rechtsverdreher ergangen, durch deren Hände die hoffnungslosen Prozesse Steingels, die ungerechten Urteile gegen ihn und die stets im Sande verlaufenden Beschwerden gegangen sind.

Man denke sich das Hoftheater eines kleinen Markgrafentums, etwa der Ansbach-Bayreuther. Man spielt die „Emilia Galotti" oder ein ähnliches bürgerliches Stück, dessen Held ein armer, aber ehrlicher Beamter ist. Bei den bedeutsamsten Stellen werfen die Zuschauer verstohlene Blicke nach den Sitzen

der lokalen Machthaber, der eine nach dem Ortsapotheker, der andere gar nach dem Fürsten selbst: man sucht eine Ähnlichkeit zwischen dem von Herrn Lessing geschilderten Tyrannen und seinem unmittelbaren Vorgesetzten herauszufinden. Eine Atmosphäre der bürgerlichen Tugend breitet sich aus. Die Vertreter des dritten Standes sitzen in den letzten Reihen. Sie haben Gehröcke von tabakbrauner, dunkelgrüner und gelblicher Farbe an. Würdevolle und rügende Blicke richten sich auf adlige Jünglinge, deren laute Unterhaltung die Darstellung stört.

Diese Leute schweigen einstweilen, sie werden vielleicht noch ein halbes Jahrhundert schweigen, aber schon wirken die ungekrümmte Haltung, das Bewußtsein seiner untadeligen Beamtenehre, der Sittenreinheit und Gelehrsamkeit auf den winzigen Hof mit seiner winzigen Aristokratie dieses kleinsten der kleinen deutschen Fürstentümer verletzend. Man denke sich nun den Helden der „Minna von Barnhelm", einen Menschen, der dem Autor des „Nathan des Weisen" zum Modell gesessen haben mag, plötzlich in das Rußland des 18. Jahrhunderts versetzt. Er ist von sibirischen Wanzen attakiert, von den schwarzen Pocken betroffen. Der Korporal Ugrenin aus Kamtschatka zieht gegen Friedrich-Johann Steingel zu Felde. Die Gattin des Unteroffiziers Sselekerin, eine Dame von höchst verwerflichem Lebenswandel, jagt, von ihrem Liebhaber begleitet, in geräumigem Reiseschlitten durch die Schneefelder Kamtschatkas und zertritt den Frieden eines ehr-

lichen Heims, die Unbestechlichkeit und die Arbeitsliebe eines deutschen Beamten.

Steingels Entschluß, in russische Dienste zu treten, versprach von vornherein nichts Gutes.

Friedrich-Johann, der die russische Sprache nicht beherrschte, konnte sich in Petersburg nicht entschließen, einem angesehenen Regiment beizutreten und wählte ein höchst fragwürdiges astrachanisches, dessen Chef Graf Stroganoff war. Nun war es damals stadtbekannt, daß Stroganoff in Ungnade geraten, daß sein Name dem gewaltigen Rumjanzew verhaßt war, daß kein Offizier des Stroganoff-Regiments jemals auf eine Auszeichnung hoffen durfte. Und Steingel erhielt tatsächlich keine einzige Auszeichnung, obwohl er mit ausgezeichnetem Mut gegen die Türken gekämpft, mit großen Entbehrungen die Sandwüsten Kaspiens durchschritten und wiederholt Siegesmeldungen nach Petersburg gebracht hatte.

Ach, der öde Armeedrill, der Sonnenbrand und das Fieber, die unpassierbaren Wege und noch unbewohnbareren Häuser, die kärgliche Nahrung, die verschlafenen Provinzstädtchen mit ihren staubigen Übungsplätzen. Und Märsche, Märsche, endlose Märsche. In wilden Gegenden, durch Gebiete, wo selbst einem Bauern aus Pskow nicht geheuer war, geschweige denn einem Baron Steingel aus dem kleinen idyllischen Bayreuth.

Aber gerade Menschen wie Steingel pflegen sich oft von Wildnissen und unerschlossenen Gebieten

unwiderstehlich angezogen zu fühlen. Sie wecken in ihnen eine seltsame Begierde, eine wilde Lust zu bauen, zu graben, zu reformieren, zu bessern. Die unabsehbaren Schneebenen erschienen diesem Beamten im besten Sinne des Wortes wie ungeheure unbeschriebene Folioseiten. Mein Gott, dieser Mann träumte von einer Schreibfeder, so riesengroß wie ungeheure Uralfichten; er sah diese Feder gigantische allrussische Buchstaben auf die weißen Schneelinnen einzeichnen, die sich zu Worten und wohlmeinendsten Gesetzen zusammenfügten. Er träumte von einem gewaltigen Tintenfaß und einer Armee Beamten, die ihre fleißigen Federn in dieses gewaltige Tintenbecken tauchten.

Alles das, wonach sich später Steingel-Sohn und Rylejew auf dem Balkon der Gastwirtschaft „London" sehnten (diesen Balkon pflegten sie „Amerika" zu nennen) — nach der Wiedergeburt des Staates mit tatkräftiger Unterstützung einer ehrlichen und intelligenten, aus den Fähigsten aller Bevölkerungsschichten zusammengesetzten Bureaukratie —, alles das ahnte schon Steingel-Vater dunkel voraus. Sonderbare Gefühlswandlungen nahmen von ihm Besitz, wenn die Peitsche des Henkers bei den Regimentsexekutionen purpurne Striemen auf den demütig geneigten breiten Bauernrücken zeichnete. Er sah diese Peitsche den Händen des blinden Wüterichs entrissen und nicht etwa ihm, Baron Steingel, eingehändigt, sondern jenem aufgeklärten, nüchtern-getreuen unbestechlichen Beamten, dessen Ideal Steingels Herz gefangen nahm und in Ruß-

land Pauls und Jekaterinas so hoffnungslos verkümmert war.

Auf den Waffenrock legte er keinen Wert. Damals zogen die ersten wissenschaftlichen Expeditionen nach dem Osten, der Reichtum der sibirischen Erzlager war in aller Munde, vor allem war es Kamtschatka, das aller Blicke auf sich zog. Steingel glaubte sich ein Tätigkeitsfeld gefunden zu haben. Von General Kaschkin dazu verführt, machte er sich nach Permj auf, statt in seine Heimat zurückzukehren. In Jekatrinburg lernte der Baron die Tochter des reichen Kaufmanns Rasumow kennen und holte sich die Anwartschaft auf den schon seit langem unbesetzten Posten Don Quichottes, denn er wandte auf diese füllige und muntere russische Tochter, die ihr Haar mit Kuhbutter pflegte und unausgesetzt Sonnenblumenkerne knackte, den Geist der großen humanistischen Literatur und die Prinzipien „Nathan des Weisen", über die Gleichberechtigung der Stände an. Er war der Überzeugung, daß Warja eben jenes in Schlichtheit erzogene Kind der Natur sei, nach dem sich das sentimentale Zeitalter sehnte. Seinen Grundsätzen getreu dachte er nicht an das Unstandesgemäße dieser Eheschließung und bezahlte seine Konsequenz mit der Degradation. So mußte er denn als Polizeikapitän in der Stadt Obwa sein Domizil aufschlagen, aber in der Liebe hatte er sich nicht geirrt. Warja brachte zwar sehr bald ihren Kindern bei, den Vater „verfluchter Deutscher" zu schimpfen, auch pflegte sie seine Lieblingsbücher, wo sie ihrer nur habhaft werden konnte, in den

Ofen zu werfen; auch bekämpfte und haßte sie den deutschen Geist, der den unglücklichen Steingel von den russischen Beamten unterschied und ihn in diesem Kannibalenkreise zur Zielscheibe des Spottes machte. Aber sie liebte ihn aufs zärtlichste bis zu seiner letzten Stunde. Sie flehte die erzürnte Obrigkeit auf den Knien um Gnade für ihren Gatten an, sie entriß den halb Ohnmächtigen den Händen trunkener Soldaten, sie hielt jede Aufregung von ihm fern, klammerte sich an seine Rockschöße, wenn der durch die Spöttereien in Wut gebrachte Alte sich blindlings auf seine Quälgeister stürzte. Sie wusch seine Hemden, wenn er im Zuchthaus war, sie folgte ihrem Gatten weinend bis ans Tor des Irrenhauses, wo man ihn endlich unschädlich gemacht hatte.

Warum hat sich dieses Leben so unsinnig, so häßlich gestaltet? Tiefer und tiefer sinkend, drang Steingel immer weiter in Sibirien ein, und kein Zufall leitete ihn dabei: ein besonderer Instinkt des Unternehmers — noch blind und unbewußt — drängte ihn nach dem Osten. Ein Vierteljahrhundert später legte Steingel-Sohn denselben Weg zurück, aber sehend, mit klarem Willen. Er durchkreuzte Sibirien, um in Ochotsk mit dem ersten Vertreter der russisch-amerikanischen Handelskompagnie zusammenzutreffen, und der Weg ward ihm leichter. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um das feste Band der Handelsbeziehungen zwischen Petersburg und Kamtschatka zu erfassen.

Aber im Jahre 1786 wurde mit vieler Mühe der

erste Handelsweg durch die Urwälder gelegt; die Generation, für die dieser Weg gebaut wurde, war noch nicht geboren. Steingel war der unzeitgemäße, einsame Vorläufer. Im Troß eines Kolonisatorenzuges schleppte er sich mühsam durch Sibirien. Diese Kolonisatoren wurden aus dem Abschaum der Gesellschaft angeworben. Offiziere, die Staatsgelder veruntreut, diebische Lakaien, Polizisten und unqualifizierbare Existenzen — es war ein Wettstreit grober, gieriger Instinkte. Vollkommen straflos, zertraten die Stiefel dieser Machtbefugten das Land. Sie bauten Zuchthäuser, führten russische Gerichte ein, warben an und mißhandelten Rekruten. Die Bevölkerung ließ alles über sich ergehen, verarmte und wurde nach und nach ausgerottet.

Man fuhr nicht nach den Tundren, um Moral zu predigen. Alle rissen sich um jede greifbare Beute, niemand rechnete mit seinem Gehalt, sondern nur mit den Bestechungsgeldern. Kollegiale Interessengemeinschaft deckte jeden Raubzug, jede Erpressung. Jeder Statthalter hatte eine besondere Vorliebe. Der eine ließ eine Kamtschadalenfrau lebend verbrennen, weil man sie der Zauberei verdächtigte. Ein anderer machte in einer eigens zu diesem Zweck gebauten Jacht, die vom Morgengrauen bis zum Morgengrauen von Kamtschadalen geschleppt wurde, lange Reisen auf dem Fluß Kamtschatka, während der bereits erwähnte Korporal alle seine Interessen seinen Geliebten zuwandte.

Wie hätte Johann Steingel in der Rolle eines gleichmütigen Zuschauers verharren können? Kann

man sich eine Situation vorstellen, die für ihn qualvoller gewesen wäre? Der Rückweg war ihm abgeschnitten, Beziehungen mit der übrigen Welt waren zerrissen, vor ihm dehnte sich nur das unabsehbare Eisfeld aus, das nur in kurzen Sommermonaten auftaut und dann den Umriß eines ankernden englischen oder amerikanischen Schiffes zeigt.

Aber es war Steingel verboten, mit den Ausländern in Berührung zu treten. Es war ihm nur vergönnt, aus seinem engen Winkel das auf den Wellen schaukelnde Schiff der Handelskompagnie von Kanton zu beobachten und zu hören, wie ein ungebildeter, betrunkener Wachtmeister einem Engländer Dinge zu sagen versuchte, denen Steingel sein ganzes Leben gewidmet hatte. Und dann — dann setzten die Schiffe die Segel auf und verschwanden am Horizont.

Schon steht der Baron unter Anklage, schon schleppt man ihn von Gefängnis zu Gefängnis, von Festung zu Festung, schon hat man ihn aller seiner Ämter enthoben. Steingel steht da ohne Waffenrock, ohne Zopf, mit einem Haufen Kinder und mit einer langen Reihe unbeweisbarer, aber auch nicht zu widerlegender Anklagen. Steingel durchquert zu Fuß endlose Urwälder. Mücken zerstechen sein Gesicht, des Nachts verbietet der sumpfige Boden das Anfachen eines Feuers. Ein Kind stirbt an den Pocken, der einzige Freund der Familie — eine Kamtschadalen-Amme — stirbt dahin.

Endlich erreicht er die große Stadt. Aber auch in Irkutsk warten schon neue Gerichtsbeschlüsse auf

ihn: das Urteil des Obersten Gerichtshofs, kraft dessen der in contumaciam abgeurteilte Deutsche aller Ämter enthoben, zu körperlicher Züchtigung und Einsperrung in einem Irrenhause verurteilt wird. Gefängnis, Zwangsjacke.

Eines Tages kommt die Nachricht von dem Tode des Zaren Paul und von der Begnadigung. Die Familie Steingel bezieht jetzt ein Häuschen in der Vorstadt und verdient sich ihren Lebensunterhalt mit der Herstellung süßen Gebäcks. Der kleine Steingel wird nach Petersburg in ein Kadettenkorps gebracht. Frau Steingel pflegt den Alten. Der Alte steht an der Haustür und weint seinem Sohne nach. Aber in der Mußezeit zwischen dem Kuchenbacken und dem Feilbieten schreibt der Alte fleißig und schickt nach Petersburg Projekte der besten Organisation Kamtschatkas (er schreibt sie deutsch!). Diese Neigung zu Reformen und Projekten hat schließlich auch Steingels Sohn Wladimir Iwanowitsch zugrunde gerichtet.

Wie soll man sich da dem Glauben an die Seelenwanderung verschließen! Nach dem Tode Johann Friedrichs geht dessen Seele restlos in den Sohn über.

Der neue Phantast hat den Lebensweg bereits betreten. Das Schicksal hat ihn in das Seekadettenkorps gesteckt, wie um ihm die Notwendigkeit und Dringlichkeit der Reformen auch auf diesem Gebiet so kraß wie möglich zu zeigen. Die Ernte des ersten Lebensabschnitts dieser Doppelperson war:

sibirische Korporale; ein in tiefem Schnee humpelnder Vater, hinter dem Gendarmen, Straßenjungen und Neugierige nachlaufen. Die zweite Ernte: Kadetten, abgerissene, schimpflich behandelte, barfüßige Jungen. Zwei kräftige Trommler halten einen dieser Jungen an Kopf und Füßen fest, während ein dritter ihn züchtigt, daß das Blut aufspritzt. Dann kommen: Anstaltskoch Michailytsch und gestohlene Semmel; der Lehrer Balabolkin mit seiner ewig tropfenden Nase, dessen Züchtigungen einen betont perversen Charakter hatten; das fünfte Euklidesbuch, sinnlos und unverstanden von A bis Z auswendig gelernt; Mißhandlungen und entwürdigender Dienst bei den älteren Gardemarinen, des Nachts Botendienst in Liebesangelegenheiten. Kurz — diese Schule brachte der zweiten Steingelauflage die Kenntnis einer Lebensform bei, aus der die Knaben unwissend, ohne Mitleid für die Jüngeren, speichelleckerisch vor der Obrigkeit hervorgingen. Damit hatte Johann Friedrich alias Wladimir sich um eine große Erfahrung im Sumpf der russischen Schulen bereichert.

Dieser ehrliche Deutsche schien zum Ahasver geboren. Er irrte von Kanzlei zu Kanzlei, wechselte zahllose Male den Dienst und die Uniformen. Wie ein gewissenhafter, unermüdlicher Untersuchungsrichter reiste er durch Rußland und sammelte ein ungeheures Anklagematerial gegen die gesamte Staatsordnung des Landes. Er lernte die Randgebiete Sibirien und Astrachan kennen, lebte dort in Gestalt des alten Steingel lange Jahre, legte mit

Zuchthäuslern und Dieben den schweren Kreuzweg durch die korrumpierten Gerichte und Strafanstalten zurück. In seiner neuen Verkörperung, der des kleinen Knaben, bekam er die grenzenlosen Mißstände der damaligen Schulen am eigenen Leibe zu spüren, ging dann in die Armee, wurde Augenzeuge der Protektionswirtschaft und der Bevorzugung des Adels.

Eines Tages ist Steingel II soweit, daß er mit einer Brille auf der Nase, mit Papier und Schreibzeug den Interessen eines Generals, seines Vorgesetzten, folgt. Er steht im Dienst des Moskauer Oberkommandierenden Tormassow. Niemand würde jetzt in diesem ehrbaren Beamten den Ahasver erkennen, der das ganze Land von Kronstadt bis zum Beringer Meer auf der Suche nach neuen Mißbräuchen, Übeln und Ungerechtigkeiten durchstöbert hat.

Steingel-Sohn baut. Nach dem großen Brande von 1812 liegt Moskau in Trümmern da. Wie seinerzeit der Vater, wird jetzt der Sohn von einem fieberhaften Tätigkeitsdrang erfaßt. Steingel schwelgt in Projekten, klettert in Baugerüsten, schafft Sauberkeit, Ordnung; organisiert die städtische Feuerwehr und den Wachtdienst. Araktschejews Aufmerksamkeit richtet sich auf diesen klugen, weitsichtigen Beamten, der ebenso wie er selbst um 6 Uhr morgens aufzustehen pflegt und dessen Schriftstücke und Papiere stets eine bewunderungswürdige Ordnung zeigen. Araktschejew sitzt mit diesem Mann an einem kleinen mit Papieren bedeckten Mahagoni-

tisch, dem schlummernden General vis-à-vis, und hört mit Wohlgefallen der klaren Sprache Steingels zu, der die verwickeltesten Angelegenheiten mit überlegener Ruhe zu erledigen weiß. Der große Araktschejew ließ sich von der harmlosen Erscheinung Steingels täuschen. Nicht aber Alexander I. Er hat Steingel nur einige Male zu Gesicht bekommen, und das Wenige, was er von ihm wußte, stammte aus den Denunziationen der Würdenträger, deren Bestechungsversuche bei Steingel versagten und deren untaugliche Verwandten die erwünschte Anstellung nicht erhielten. Der Zar mag vielleicht auch eines seiner Projekte überflogen haben, und das genügte.

Alexander I. wußte, wen er vor sich hatte, als wenn er das 40jährige Rebellendasein in Sibirien mit eigenen Augen gesehen, Steingels unbezähmbaren Trieb nach Umgestaltung, nach Reformen, nach Revolution — ja, ja, nach Revolution! — trotz aller dieser wohlmeinenden devoten Projekte, mit aller Deutlichkeit erkannt hätte. Ohne sich lange zu besinnen, machte der Zar einen großen Strich durch Steingels Karriere. Araktschejew wollte ihn für sich haben, Nowosselzew suchte ihn für das Innenministerium zu gewinnen — Alexander blieb unerbittlich.

Wladimir Steingel mußte also den Dienst quittieren und sich nach einem neuen umsehen. Nach einigen Irrfahrten fand er ihn bei einem steinreichen Moskauer Kriegslieferanten. Das Privatkapital hat diesen Mann erkannt, seine Fähigkeiten

nach Gebühr eingeschätzt und ihn auf das Freundlichste in seine Kreise aufgenommen.

Aber Johann-Friedrich ächzte noch immer in seinem Grabe, Steingel-Sohn hörte ihn des Nachts husten, unzufrieden brummen und die Einladungen der Himmelsboten — sich im Paradiese doch endlich zur Ruhe zu setzen — brüsk abweisen, denn alles blieb ja beim alten. Steingel konnte auf den Kampf nicht verzichten.

Daß er für alle Bestechungsversuche immun war, daß er unschuldig Verurteilte vor Ruin und Verbannung rettete, das ging noch an. Aber Steingel hatte noch eine andere katastrophale Eigenschaft: er konnte nicht umhin, seine Gedanken restlos zu Ende zu denken. Sein Kopf war wie eine wundervolle Uhr eingerichtet, die man nur einmal aufzuziehen braucht. Ist sie aber einmal aufgezogen, dann läuft sie unerbittlich, ihrer eigenen mechanischen Logik folgend, ab, bis ihr ganzer Energievorrat aufgebraucht ist; man kann sie weder zum Stehen bringen, noch ihr eine rückläufige Bewegung aufzwingen.

Um wieder zum Staatsdienst überzugehen, schickte Steingel an Araktschejew eine Abhandlung: „Einiges über die Knute". Er wußte, an wen er schrieb. Aber die Uhrfeder seiner Logik machte sich auch hier geltend. Achsen und Zahnräder begannen zu rottieren, die Zeiger sich zu bewegen: unerbittlich enthüllten sich alle geheimen Gedankenglieder Steingels, die sein Leben mit dem des Vaters verbanden. Alles kam zur Sprache. Die Ruten, mit

denen der Vater gezüchtigt wurde, die verprügelten Kamtschadalen, das Tauende im Kadettenkorps. Alle Knuten, Peitschen, Knüppel, Ruten des russischen Reiches ordneten sich zu einem Riesenbukett und fielen auf den Schreibtisch Araktschejews. Dasselbe ereignete sich mit dem Projekt betreffend die städtischen Kleinbürger. Mit einigen Federstrichen kam ein Reformentwurf zustande, der die Grundmauern des Reichs erschüttern machte. Lange nach Steingels Untergange schnitten Beamtenscheren an seinen Projekten herum, es reichte für die ganze Regierungszeit eines Zaren.

Als Mann von 42 Jahren, etwas behäbig und sogar aufgedunsen, mit einer Wohnung und einem festen Gehalt in Moskau kam Steingel in Geschäften seines Chefs nach Petersburg. Da ereignete es sich, daß in seinen Denkapparat eine neue ihm selbst sehr unliebsame Idee hineingeriet: die zügellose russische Willkür ist mit Projekten und Schriftstücken, mit noch so großem Aufwand an Tinte, nicht aus der Welt zu schaffen. Es gibt keine legalen Kampfmittel. Folglich — arbeitete die logische Präzisionsuhr weiter — muß man illegale Methoden ersinnen! Diese Erkenntnis kam ganz von selbst, wie der Kuckuck aus der Wanduhr . . .

Rylejew sprang erregt auf und ergriff Steingels Hand:

„Wollen Sie unserer Geheimgesellschaft beitreten?"

Aber just in diesem Augenblick war der ganze Energievorrat des Uhrwerks verbraucht. Steingel

kam wieder zu sich und machte einem Gespräch ein Ende, das erst 1825 wieder aufgenommen werden sollte.

Jetzt kam er nach Petersburg, um seine Kinder in einer Anstalt unterzubringen. Steingel gerät in die Verschwörerkreise. Alle Geheimgesellschaften von der Art der Freimaurer waren seiner nüchternen, wie Quellwasser kalten Vernunft aufs tiefste zuwider. Feierliche Zeremonien und Schwüre verursachten ihm Übelkeit. Die Revolution traf diesen Rationalisten von einer ganz anderen Seite. Die strenge Klarheit der politischen Linien, auf die sein Gehirn von Haus aus trainiert war, das war es, dem er nicht widerstehen konnte. „Die Anmut einer Regierungsform, die persönliche Sicherheit gewährleistet, übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mein Denken aus."

Das traurige Schicksal des Vaters, das eigene ruhelose Umherirren sind jetzt vergessen. Die dunkle Larve dieser beiden in eins verschmolzenen Leben entpuppt sich zu einem entschlossenen sozialen Menschentyp. Ein Rebelle, aber nicht aus Sentimentalität oder aus Eigennutz, sondern kraft mathematisch präziser Erwägungen, die ziffernmäßig fixiert und mit dem Bleistift in der Hand kontrolliert werden können. Steingel ist ein Revolutionär, der das Geheimnis seiner Partei zu wahren weiß, wie ein Notar das ihm anvertraute Testament oder ein Bankier das Geld seines Deponenten. Es ist zu verstehen, daß Steingel-Sohn mit der russisch-amerikanischer Handelskompanie eng verbunden

war. Ein echter Yankee, ein bürgerlicher Revolutionär der ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts hätte der Untersuchungskommission nicht besser antworten können, als es Steingel getan hat.

Warum haben Sie die Behörden nicht unterrichtet? — Weil ich „der Depositär eines fremden Geheimnisses war". So spricht nur ein echter Vertreter des dritten Standes.

Die anderen verloren den Kopf. Je näher die Katastrophe heranrückte, desto kühler wurde Steingel, desto gleichmäßiger arbeitete die Normaluhr seines Denkens. Er duldet keine Schlamperei, kein russisches „es wird schon gehen" in den Angelegenheiten der Verschwörung, ebensowenig wie er sie in seiner Buchhaltung geduldet hatte. Steingel ist gegen den Zarenmord, aber wenn losgehauen werden soll, dann muß der Hieb sitzen. Der fromme und solide Wladimir Iwanowitsch Steingel war unter seinen atheistischen Freunden der einzige, der den Vorschlag machte, die Zarenfamilie in der Kirche festzunehmen, und zwar alle auf einmal wie die Hühner im Hühnerhofe. Weder das Osterngeläute, noch die Frühmesse konnten ihn verhindern, diesen vernünftigen Plan restlos zu Ende zu denken. Als es sich am 14. Dezember herausstellte, daß niemand an das Manifest gedacht hatte, schrieb Steingel es zwei Stunden vor dem Aufstand nieder.

Die Ruhe und Stille des Alexejewschen Ravelins war für die verhafteten Dekabristen die erste Erholung nach langer Zeit. „Nach langem, qualvollem Tage bin ich endlich allein. Es ist das erste freudige

Gefühl, das ich an diesem unerträglichen Tage erlebt habe." (Obolenski.) Für die einen bedeutete diese Stille den Anfang des Todeskampfes, die meisten aber erholten sich im angenehmen Bewußtsein, daß sie ihrer revolutionären Pflichten endlich enthoben waren.

Steingel aber löste in dieser Zeit seine letzte algebraische Aufgabe: den Tod. Wie eine Maschine erfaßte sein Gehirn die dunklen Schwingen dieses in den Zellen umherirrenden Gespenstes, riß es trotz seines Widerstrebens in sein Mühlwerk hinein, verdaute und zerlegte es in seine kleinsten Atome und nahm ihm sein ganzes, Furcht einflößendes Pathos:

„Am zweiten oder dritten Tage nach der Haft prüfte ich mich — in der Zelle auf und ab gehend — mit gespanntem Geiste, ob ich imstande wäre, in voller Geistesklarheit auf dem Schafott zu sterben, und verfolgte den Sterbensprozeß in allen seinen Einzelheiten. Nachdem ich mich auf diese Weise hingerichtet hatte, legte ich mich nieder und schlief ein."

Es gab Tage, wo die Untersuchungskommission und sogar der Eifer des Gendarmeriegenerals Lewaschow Steingel nicht mehr gewachsen waren. Er wurde vernommen, er wurde gefragt. Endlich! Sein ganzes Leben hat er gesprochen, und niemand wollte ihn hören. Und jetzt hörte man ihm nicht nur zu — man lauschte gespannt auf jedes seiner Worte und schrieb es auf. Man ließ ihn nicht schweigen. In seine Zelle wurde eine Menge des besten Schreibpapiers und eine ausgezeichnet zugeschnittene Feder

gebracht. Steingel wußte, daß kein einziges Blatt verlorengehen, in staubigen Aktenmappen verschimmeln würde. Er wußte, daß alles, was er niederschreibt, noch am selben Abend ins Palais gebracht werden würde. Alles, was in diesen langen Jahren vernachlässigt, verdrängt, versandet war, stürmte jetzt auf ihn ein, formte sich zu glänzenden Ideen, Plänen und Projekten und überrumpelte die verblüfften Richter. Steingels Gehirn flammte, strengte alle seine Kräfte an, schuf in schöpferischem Fieber, stillte in der Grabesstille des Ravelins seinen großen Hunger. Dieser Gefangene klammerte sich an seine ihn vernehmenden Gendarmen an, hielt sie fest, terrorisierte sie. Sein Leben und das Leben seines Vaters strömte über das Papier. Steingel wäre gestorben, wenn man ihm jetzt befohlen hätte zu schweigen.

Nikolai Pawlowitsch hörte ihm geduldig zu. Vieles hat er später verwertet. Aber inzwischen ersann er für Steingel eine besondere Hinrichtung. Dieser Mann, der sich der Revolution hingegeben hatte, weil er „der Anmut ihrer Formen nicht widerstehen konnte", dieser Mann, dessen grobknochige deutsche Struktur einen unvergleichlich feinen Geist barg, wurde — man erschrecke nicht (es ist nicht so schlimm!) — dazu verurteilt, mehrere Jahre ohne Seife und Wasser zu leben. Man steckte ihn ins Gefängnis und erlaubte ihm nicht, sich zu waschen!

Als der Gefangene zum ersten Male seine Zelle betrat, kniete er vor dem Fenster nieder und betete zum Licht. Steingel erfaßte die an seine klare,

menschliche Vernunft gerichtete Herausforderung und nahm sie an. Der alte Rationalist ließ sich in seiner Einzelhaft nicht kleinkriegen. Die Kasematten der Festung konnten seinem Geiste nichts anhaben. Als er dann zu Zuchthausarbeit und lebenslänglicher Deportation verurteilt wurde, fehlte es Wladimir Iwanowitsch nicht an Kraft, das Leben von neuem anzufangen. Im wilden abgelegenen Nertschinsk richtete er sich sofort eine geistige Gymnastik ein, er ersann ein Turngerät für seinen Intellekt und turnte mit der Elastizität eines jungen Menschen. Tagsüber in den Bergwerken arbeitend, studierte der Alte des Abends Latein. Die Muskeln seines Gedächtnisses strafften sich, der alte Materialist konnte ihre eisernen Knoten durch das grobe Gewebe der Zuchthauskleidung abtasten.

Als er sich eines Tages frisch und stark genug fühlte, setzte er sich hin und schrieb einen Brief an den Grafen Orloff. Steingel beabsichtigte ein demütiges Bittgesuch zu schreiben, aber die Mechanik seiner Logik trieb es soweit, daß nicht nur die untertänige Bitte, sondern auch der Bittsteller selbst hart an den Rand eines Abgrunds gerieten. In Rußland durfte kein Mensch eine derartige Sprache führen, geschweige denn ein Zuchthäusler.

„Es gibt doch einen Gott, eine Ewigkeit, es wird doch noch künftige Geschlechter geben", schrieb Steingel dem allgewaltigen Orloff. „Man darf sie nicht verhöhnen." Das schrieb ein siebzigjähriger Greis, dem man längst verziehen hatte, wie man einer Leiche verzeiht.

Menschen wie Steingel gehen nicht kinderlos aus dem Leben. Es handelt sich natürlich nicht um leibliche Kinder. Aber der Geist dieser Menschensorte arbeitet gewissenhaft: er hütet die letzte Flamme, bis er sicher weiß, daß die neue Kerze Feuer gefangen hat. Steingel war zu sehr Deutscher, Rationalist und Kaufmann, um nicht an die selbstverständliche Kontinuität der Ideenfolge zu glauben.

Die Dekabristen-Aristokraten starben hoffnungslos. Sie gingen in eine Leere hinein. Steingel war der einzige, der vollkommen davon überzeugt war, daß die Zukunft für ihn und seine Klasse eintreten werde. Er hat sich niemals als Held gefühlt, er hat niemals große Gesten gemacht, einen russischen Brutus zu imitieren versucht. Aber Nikolai Pawlowitsch hat von diesem ruhigen, nüchternen und sachlichen Deutschen weit furchtbarere Sachen zu hören bekommen, als alle Dolche Kachowskis und Anschläge Jakubowitschs zusammengenommen ihm bedeuteten. Und es waren Dinge, die mit durchsichtiger Klarheit und Schlichtheit gesagt wurden. Kurz, wie die Paragraphen einer lateinischen Grammatik und präzis wie die Zahlenreihen der doppelten Buchführung. Zu der Vergangenheit kann man nicht mehr zurückkehren, denn „Rußland ist bereits so aufgeklärt, daß Grünkrämer Zeitungen lesen, und in den Zeitungen wird darüber geschrieben, was in der Deputiertenkammer von Paris gesprochen wird." Der russische Kleinkrämer mit der Zeitung in der Hand! In der Tat, für das alte feudale Rußland war das der Todesstoß.

Endlich kehrte Steingel nach Petersburg zurück: reumütig, zu jeder Buße bereit (er brachte es sogar fertig, das Grab Nikolais aufzusuchen und dort zu beten). Aber die Polizei glaubte ihm nicht. Man ließ diesen 76jährigen Greis wie einen gefährlichen Verbrecher beobachten. Und Steingel ließ es sich nicht nehmen, dem brutalen Soldatenregime zum letzten Male ein Schnippchen zu schlagen. Als er wahrnahm, daß er nicht mehr lange zu leben hatte, verfaßte er sein wahres politisches Vermächtnis und versteckte es sorgfältig vor den langfingrigen Spitzeln.

Es sind seine „Aufzeichnungen".

„Wer wird einen unglücklichen Verurteilten verdammen, der aufs Geratewohl einige Zeilen in den Ozean der Zeit wirft — in der letzten Hoffnung, daß sie in die Hände der Enkel geraten werden . . ."

Aber auch diese Hoffnung betrog ihn. Die Hände der Enkel streckten sich nicht nach seinem Vermächtnis aus. Sie waren keine Steingels und wagten nicht, sich gegen das Imperium zu erheben.

KACHOWSKI

Folgendes verlangte Rylejew von Kachowski. Er wollte, daß dieser Mann den Zaren töte und im Falle des Mißerfolges die ganze Schuld auf sich allein nehme; er ahnte nicht, daß der Rat der Geheimgesellschaft beschlossen hatte, Kachowski sofort nach dem Attentat ins Ausland abzuschieben, und wenn er gefangengenommen werden sollte, dem Gericht auszuliefern und wie den letzten Verbrecher aburteilen zu lassen. Diese Auslieferung an das Gericht sollte also auch dann erfolgen, wenn der Aufstand mit einem durchschlagenden Erfolg geendet hätte. Der Attentäter wäre also unter allen Umständen dem Galgen verfallen — entweder einem Nikolajewschen oder aber einem Trubezkoischen. In beiden Fällen hätte die Geheimgesellschaft ihren Agenten verleugnet. Kein einziger Tropfen sündigen Blutes durfte die schneeweißen Fürstenhosen verunreinigen.

Trubezkoi brachte Rylejew in eine zweideutige Lage, indem er ihm das Versprechen abnahm, junge „zu allem bereite" Leute nur außerhalb des Geheimbundes, sozusagen in dessen Hinterhof, anzuwerben; diese zweideutige Lage war für Kachowski geradezu unhaltbar.

Ssergej Petrowitsch' Plan beruhte darauf, daß der Zar nicht von der Geheimgesellschaft getötet werden dürfe. Also auch von keinem ihrer Mitglieder:

es war eben ein Abenteurer oder ein Söldling. Die Dekabristen haben mit Jakubowitsch die Erfahrung gemacht, daß es keine erfreuliche Sache ist, mit einem Agenten zu tun zu haben, den weder ideelle Gemeinschaft noch Disziplin mit der Partei verbinden. Niemand konnte wissen, was dieser heroische Prahlhans morgen unternehmen würde — es war zu erwarten, daß er keinen Menschen über seine Absichten informieren würde. Es kostete große Mühe, ihn zu zwingen, seinen Anschlag aufzuschieben. Man bettelte ihm zunächst einen Monat und schließlich ein Jahr ab. Rylejew war nahe daran, diesen Mann bei der Polizei zu denunzieren. Die Gesellschaft hatte also mit Abenteurern keine gute Erfahrung gemacht. Rylejew sah ein, daß nur ein treuer und disziplinierter Genosse ihren Zwecken dienen konnte. Kachowski wurde von ihm daher in die Gesellschaft aufgenommen, und dieses neue Mitglied erwies sich bald als ein eifriger Mitarbeiter, der viele andere heranzog. Am 14. Dezember erschienen die Grenadiere wie ein Mann auf dem Senatsplatz — Panow, Sutkow, Koschewnikow und Glebow haben ihr Kachowski gegebenes Wort auch wirklich gehalten.

Auch die zweite Absicht Trubezkois war nicht zu verwirklichen. Es ging nicht an, diesen unruhigen Menschen von allen übrigen fernzuhalten. Pjotr Grigorjewitsch Kachowski war ein Enthusiast, sehr arm, sehr unglücklich in der Liebe und erbittert gegen die Gesellschaft, die Menschen wie ihn nur in ihren Vorzimmern duldete. Das Pathos der Ver-

schwörung brachte Licht in diese Seele, deren staubige Fenster nur einen Ausblick auf die Hinterhöfe, auf die Schattenseiten des Lebens, auf die Mansarden der Alten Galernaja-Straße mit ihren vegetierenden kleinen Beamten gestatteten. Die Tätigkeit in der Geheimgesellschaft ließ ihn das Erniedrigende seiner Lebensschule vergessen, sie entfernte die eiternden Splitter aus seiner Eigenliebe. Durch das Prisma seines kleinbürgerlichen Märtyrertums erblickte Kachowski das ungeheure soziale Übel, in dem sich sein kleines Fähnrich-Dasein restlos auflöste. Mit ganzer Seele gab er sich der Bewegung hin. Den Menschen aber, der ihn erweckt und in den Kreis der glänzenden Revolutionäre aufgenommen hatte — Rylejew — schloß er mit der verbitterten Liebe eines von allen Generalstöchtern verschmähten kleinen Beamten in sein Herz.

Nachdem Kachowski einmal Mitglied der Gesellschaft geworden, konnte Rylejew dessen Annäherung an die übrigen Genossen nicht mehr verhindern. Seine nächsten Freunde wurden auch Kachowskis Freunde, der als gleichberechtigtes Mitglied in den engeren Kreis eintrat.

Aber auch hier fiel Pjotr Kachowski unliebsam auf: er ist der Einzige, der arm ist, der Einzige, der zu der höheren Gesellschaft nicht gehört, der mit den glänzenden, oft direkt von den Hofbällen und aus den Audienzräumen des Herzogs von Württemberg und aus dem kaiserlichen Palais zu den Versammlungen kommenden Offizieren nichts gemein hat. Er eilt zu Fuß durch die schmutzigen Straßen

Petersburgs, die anderen erscheinen in eigenen Equipagen.

Und dieser Bettler, dieser Mann ohne Namen und Stand, wird von den reichen Aristokraten mit der schwersten und wichtigsten Aufgabe betraut, mit der Ermordung des Zaren. Sie verzichten auf den Ruhm eines Sand oder eines Brutus zu seinen, Kachowskis, Gunsten, der irgendwo in Smolensk ein kleines ärmliches Landgut besitzt.

Geschmeichelt und dankbar findet sich Kachowski in seine Rolle ein. Die Aureole eines Tyrannenmörders räumt ihm den jungen Fürsten gegenüber eine gesicherte ehrenvolle Stellung ein und erhebt ihn sogar auf eine Höhe, von der aus er auf die Achselschnüre der Hofadjutanten und Rittergüter hinabsehen kann.

Und doch sehen Kachowskis Augen weit schärfer: er hat die Beobachtungsgabe eines Bettlers, in dessen Gedächtnis jede Kleinigkeit der Prunkräume haften bleibt, in die er von der Straße zufällig hineingerät. Er war von allen Dekabristen der naivste, treueste und gläubigste Verschwörer. Die Armut hat stets einen stärkeren Glauben an die Revolution als der Reichtum. Und dennoch konnte Kachowski nicht blind vertrauen, seiner Heldentat nicht mit geschlossenen Augen entgegeneilen, wie es Rylejew und auch er selbst wollten. Er konnte die Unterschiede der Temperamente und der sozialen Schattierungen seiner Umgebung nicht übersehen. Das Auge eines Außerhalbstehenden, der neidische, mißtrauische, durch eine schwere Lebensschule

hindurchgegangene Blick erfaßte sofort die inneren Gegensätze und Widersprüche seiner hochgestellten Freunde. Er bemerkte, wie Bestuschew die deutsche Philosophie eines Odojewski bespöttelte; dieser kühle Geschäftsmann hatte keine größere Freude, als wenn es ihm gelang, auf die erhitzten Häupter der Romantiker einen Schwamm mit Essig auszupressen. Kachowski brachte es bald heraus: Trubezkoi mochte Rylejew nicht, dieses Gemisch amerikanischen „Schachergeistes" und enthusiastischer Lyrik, zumal dieser Träumer es als erster gewagt hatte, von dem Fürsten Rechenschaft über die 10 000 von ihm verausgabten Gesellschaftsgelder zu fordern. Auch Marlinski und Nikita Murawjew, der Ideologe der Nordgruppe und Verfasser der Konstitution, hatten sehr wenig miteinander zu tun. Der erste schuf den romantischen russischen Roman, der zweite vervollkommnete das Gefängnis-ABC der Klopfsprache, die im Ravelin zur Verwendung kam. Die Gefangenen lernten es, sich mit kaum hörbaren Klopflauten zu verständigen, es war nicht leicht, denn die Gendarmen schlichen in Filzschuhen an den Türen vorbei: es gehörte lange Übung und feines Gehör dazu.

Die Mauern des Gefängnisses auf der Peter-Pauls-Insel — sie zerfallen jetzt — waren Zeugen unaussprechlicher menschlicher Leiden und überwältigender menschlicher Kraft, sie haben große Gedanken aus regungslosen Lippen treu aufgenommen und anderen Herzen weitergegeben. Kachowski sah, wie feindselig und ungerecht in seinem Kreise über

Pestel geurteilt wurde, wie dessen Bestrebungen Rylejew ärgerten, wie sogar der Gentleman Trubezkoi mit der Faust auf den Tisch schlug, wenn dieser Name genannt wurde: „Er phantasiert, Pestel phantasiert!"

Kachowski überzeugte sich bald, daß dem Gerede seiner Freunde niemals eine Tat folgte. Endlose Nächte wurden durchgesprochen, die letzten Konsequenzen der Revolution wurden diskutiert, aber der Alltag, der dem nächtlichen Redestrom folgte, hatte nicht das geringste damit zu tun. Die revolutionäre Phrase wurde der gute Ton dieses aristokratischen Kreises: wie duftender Tabak, wie heißer starker Tee um drei Uhr morgens. Nach der Versammlung lüftete und fegte der Diener das Zimmer, und die großen Worte flogen mitsamt dem Qualm und den Zigarettenstummeln hinaus.

Die Gesellschaft behinderte keinen in seiner privaten Lebensweise. Trubezkoi konnte eine glänzende Karriere machen, während Pustschin die seinige aufgeben und ein kleiner Justizbeamter werden mußte, um an Ort und Stelle die Mißbräuche und das Bestechungsunwesen zu studieren. Die Zusammenkünfte der Freunde erhielten dadurch sogar einen gewissen Reiz. Der zu nichts verpflichtende Enthusiasmus war immerhin geeignet, den Schmutz von der Seele zu waschen. Je mehr man sich veruneinigte, desto betonter wurde die ironische Freundlichkeit. Die Dekabristen hatten es mit der Revolution nicht eilig. Sie konnten warten.

Aber Kachowski konnte nicht warten. Rylejew

hatte es ihm ein für allemal verboten, mit den übrigen Mitgliedern von seiner unmittelbaren Aufgabe, dem Zarenmord, zu sprechen. Kachowski gab ihm recht : gewiß, ein Verschwörer muß seine Sache vor den anderen geheimhalten. Aber warum legten sich die anderen keinen Zwang auf, warum schwatzten die anderen, soviel es ihnen beliebte? Man brachte aus Hofkreisen Gerüchte mit, erzählte sich neue Skandalgeschichten, schimpfte auf den Zaren und seine Regierung, aber er, Kachowski, mußte schweigen!

Kachowski horchte gespannt, wenn seine Freunde gegen Alexander I. herzogen. Nein, es war nicht Vorsicht, die ihnen eine rückhaltlose Äußerung verbot. Sie wußten einfach nichts von alledem, was zwischen ihm und Rylejew abgemacht war. Sie tasteten um die Sache herum, berührten fast sein Geheimnis, aber es war klar, sie kannten es nicht.

Ein Anderes noch. Als Rylejew ihn in die Gesellschaft aufnahm, bezeichnete er als das Ziel ihrer Tätigkeit — Vernichtung der ganzen Zarenfamilie und Errichtung einer Volksregierung. Kachowski durfte aber bei der Anwerbung neuer Mitglieder unter keinen Umständen von diesen Zielen der Gesellschaft sprechen. Er zog doch seine besten Freunde in diese Bewegung hinein, er fühlte sich für ihre Zukunft verantwortlich! Eine innere Unruhe verließ ihn keinen Augenblick.

„Meine Herren, sie werden die Leibgrenadiere durch ihre Unentschlossenheit noch zugrunde richten", sagte er. Kachowski dachte: warum sollten

diese Menschen, die ihr Leben für die Gesellschaft einsetzen, die Wahrheit nicht kennen? Und er, der mehr als alle anderen aufs Spiel setzte — konnte er sicher sein, daß er die volle Wahrheit wußte? Aus den Gesprächen der Freunde war es schwer, sich darüber Sicherheit zu verschaffen. Jeder hatte seinen Standpunkt, seine eigenen Pläne. Jede Frage fand verschiedene Lösungen.

Kachowski suchte sich zu beruhigen: „Vielleicht sind diese Mitglieder ebensolche Werkzeuge wie ich? In Petersburg gibt es eine Zentralstelle, den Zentralrat. Man muß die Diktatoren selbst kennenlernen, von ihnen selbst erfahren, wo und wann der Umsturz geschehen, was mit Rußland nachher werden soll . . ."

Wir begreifen das gespannte Interesse Kachowskis für dieses „Nachher". Er mußte vor allem diese Ungewißheit loswerden. Er mußte klar und bestimmt wissen, um welcher Ziele willen er seinen Kopf in die Schlinge legte. Zweitens wollte er das ihn verfolgende Gespenst eines unvermeidlichen Untergangs von sich fernhalten, das ihn nach den ausweichenden Äußerungen Rylejews stets verfolgte. Er fühlte sich wie ein Soldat, der am Morgen vor der Schlacht noch immer nicht in Erfahrung bringen kann, für wen er kämpft und was dem Siege folgen wird. Wenn ein Befehlshaber alle Fragen des Untergebenen nach dem Morgen unbeantwortet läßt, zersetzt er damit dessen Kampfwillen. „Was geht dich der Abend, was geht dich das Morgen an? Wir wollen sehen, es wird sich schon zeigen."

Rylejew hatte keine festen Termine, keinen klaren Kampfplan — er begnügte sich damit, auf Kachowskis Gefühlswelt einzuwirken. Er schmeichelt ihm, er überschüttet ihn — wie ein Opferlamm — mit Zärtlichkeiten. Die ganze Weltgeschichte, alle ihre Kapitel mußten herhalten, um Kachowski im Rausch zu erhalten. Seine Phantasie ist entzündet, die großen Vergleiche berauben ihn der Sinne, die Seele schwillt von dieser süßen, betäubenden Nahrung auf.

Aber Kachowski ist kein Romantiker, auch kein Dichter und Schauspieler, obwohl er in einem Briefe an Nikolai von sich sagt: „Wir lassen uns in der Jugend mehr von dem Herzen als von der Vernunft leiten." Das ist richtig. Aber seine Gefühle wurden anders und durch andere Flammen in Brand gesetzt als die seiner Kameraden, die Menschen der Puschkin-Epoche waren; deren goldener epischer Tag der Adelskultur der Nacht zuneigte. Kachowski kam aus einem verfallenen Adelsnest, aus einem untergehenden kleinen Landbesitz. Zweckmäßigkeit und Nutzen trieben ihn mehr zu diesem Attentat als alle Beispiele der antiken Heldenzeit.

Kachowski versucht sogar von Rylejew politische Zugeständnisse zu erzwingen: „Es ist kein Kunststück, den Zaren und auch die ganze Familie zu töten. aber man muß in der Lage sein, an Stelle der gestürzten Regierung eine andere zu errichten. Man will mich nur als ein Werkzeug benutzen." Dieser Gedanke hat die Bewußtseinsschwelle noch nicht übertreten, aber schon taucht ein anderer, noch bedrückenderer auf: sie spielen mit Rußland, wie sie

mit mir spielen. Eine Fürstenclique wird die Macht erobern und dann als Herr im Lande auftreten.

Hieraus stammte die Abneigung Kachowskis zu dem größten und wirklich revolutionären Gedanken, den Rylejew von Pestel übernommen hatte — gegen den Gedanken einer aus dem Aufstand hervorgetretenen provisorischen Regierung, unter deren Schutz die große Versammlung aller Stände zusammenberufen werden sollte. Kachowski befürchtete, daß die revolutionäre Diktatur sich in eine Diktatur einer Hofclique verwandeln würde, die ihm schon jetzt vor dem Umsturz den Atem benahm. „Eine solche provisorische Regierung darf zwar die Zahl der Abgeordneten bestimmen, aber auf die Wahl der Abgeordneten — ob diese aus den reichen oder armen Schichten stammen — darf sie keinen Einfluß haben."

Kachowski wäre vielleicht ein überzeugter Anhänger der Idee der provisorischen Regierung geworden, wenn er gehört hätte, mit welcher Wut seine Freunde den Jakobiner und Häretiker Pestel — den Schöpfer dieser Idee der provisorischen Regierung — angriffen.

Kachowski ist eifrig bemüht, sich eine eigene Meinung darüber zu bilden und studiert zu diesem Zweck Lafayette. Er bringt Rylejew mit seiner Hartnäckigkeit zur Verzweiflung: „Er wollte es nicht wahr haben ... im Gegenteil, er behauptete, daß die Gesellschaft alles für das Wohl des Vaterlandes tun, aber selbst im Hintergrunde bleiben müsse." Der anfangs kleine Knäuel von Zweifeln

und Meinungsverschiedenheiten rollte weiter, nahm auf seinem Wege flüchtige Andeutungen, ausweichende Äußerungen und Zweideutigkeiten auf und wuchs schließlich zu einem Berge von Zweifeln an. Und dieser Berg begrub dann auch Rylejew unter seiner Last, aber das geschah später — in der Peter-Pauls-Festung.

Kachowskis Wißbegierde fängt an, seinen Freunden lästig zu werden. Er verfolgt sie hartnäckig mit rücksichtslosen Fragen: „Wer sind die Mitglieder der Gesellschaft, wie heißen sie; gibt es unter ihnen Menschen mit Namen, die das Vertrauen des Landes genießen? Wer sind die hervorragendsten unter ihnen?" Die Dekabristen glaubten diese Neugierde seiner Eitelkeit zuschreiben zu können. Ein Abenteurer, den man wohlwollend in Reserve hielt, wollte sich in das Vertrauen höherer Kreise einschleichen und ihre Namen erfahren!

Rylejews Stimmung fährt fort, zwischen der Auflösung der Gesellschaft und Revolution, zwischen Zarenmord und friedlicher Ausweisung der Zarenfamilie nach dem Auslande zu schwanken. Er arbeitet nach beiden Richtungen, hetzt Kachowski zu entscheidender Aktion auf und sucht gleichzeitig in Kronstadt nach einem passenden Schiff für die hohen Gefangenen. Es ist erstaunlich, wie Rylejew und Kerenski — der erste und der letzte bürgerliche Revolutionär Rußlands — in diesem Punkt ähnlich waren. Aber jeder Stimmungswechsel Rylejews schlägt Kachowski nieder. Seine Nerven springen wie ein Glas, das man abwechselnd mit kochen-

dem Wasser und Schnee füllt. Er braucht nicht mehr angetrieben zu werden — er selbst drängt ungestüm vorwärts, verlangt hysterisch, dem Rat der Geheimgesellschaft vorgestellt zu werden, besteht darauf, daß das Attentat sofort beschlossen werde.

Rylejew fühlt seinen Einfluß auf diesen Menschen schwinden und versucht ihn dadurch zurückzugewinnen, daß er ihn auf Jakubowitsch eifersüchtig macht. Wenn Pjotr Kachowskis Eifer nachließ — und das geschah immer häufiger —, hielt man ihm sofort den bärtigen rachsüchtigen Kaukasier vor. Dieser Sporenstich genügte, um Kachowski wieder in Spannung zu bringen.

Die Dekabristen bemerkten sowohl Kachowskis Zustand wie die steigende Unruhe Rylejews. Fürst Odojewski schritt an einem Sommertage unter den offenen Fenstern der Rylejewschen Wohnung vorbei und vernahm eine Stimme, die gereizt und sichtlich nicht zum erstenmal sagte:

„Ich könnte für das Wohl meines Vaterlandes auch meinen Vater opfern ... aber jener, der sich entschließt, sich aufzuopfern, muß wissen, wofür er sich aufopfert, um nicht für den Ehrgeiz anderer zugrunde zu gehen."

Auch Bestuschew war sehr beunruhigt. Von deutscher Philosophie wußte er wenig, aber er war ein guter Soldat und beschloß zu handeln. Kachowski hielt ihn für seinen besten Freund. Er wäre vielleicht gestorben, ohne die Wahrheit zu erfahren, wenn die Angeklagten am Schluß der Untersuchung nicht konfrontiert worden wären. Verlassen und ver-

raten von den Freunden, die einmütig daran arbeiteten, ihn an den Galgen zu bringen, suchte Kachowski Bestuschew den letzten Freundschaftsfunken zu bewahren, dem einzigen Mann, der ihn, wie er glaubte, retten wollte.

Und doch hat keiner vor Gericht mit einer solchen eisigen Gleichgültigkeit von Kachowski gesprochen wie gerade Bestuschew.

Wenn man heute, nach hundert Jahren, die Protokolle seiner glatten, literarisch untadeligen und gelassenen Aussagen liest, brennt einem das Gesicht wie nach einer Ohrfeige, und das Herz krampft sich zusammen ob dieser unerträglichen Niedertracht.

Die anderen belasteten diesen ohnehin dem Tode verfallenen Dekabristen. Aber verglichen mit der absoluten Kälte Bestuschews waren ihre Verleumdungen belanglos.

Viele Dekabristen vereinigten in ihrer Person zwei Strebungen: die letzte Fronde des Adels und die erste revolutionäre Bewegung der jungen Bourgeoisie. Diesen Doppelzug weisen die schönen Charaktere eines Rylejew und Steingel auf. Aber sie haben auch eine Kehrseite. Und das zeigte sich zumal in ihrem Verhalten Kachowski gegenüber. Man sah auf ihn wie auf einen freigelassenen Leibeigenen herab; man behandelte ihn, wie die Reichen einen Armen behandeln. Der begüterte Aristokrat und der aufwärtsstrebende Geschäftsmann — beide drückten seinem schmerzverzerrten Gesicht den Stempel ihrer groben Hände auf.

Gewiß, auch Rylejew gegenüber legte sich Bestuschew keinen Zwang auf. Aber es war nur das lässige Achselzucken, das einen Menschen seines Kreises traf. So konnte man im Salon der großen Welt sprechen: „Er ist eines der eifrigsten Mitglieder der Geheimgesellschaft, ein Mensch, der ganz in seiner Vorstellungswelt aufgeht. Aber abgesehen vom Liberalismus, der sozusagen seine idée fixe ist, ist er ein Mann von vorbildlicher Sittenreinheit."

Wenn Bestuschew Kachowskis Namen nennt, wendet er ihm nicht einmal den Kopf zu, beachtet ihn nicht — er ist für ihn Luft. Zwischen ihm und Benkendorffs Richtertisch steht kein lebendiger Mensch, kein Parteigenosse — sondern ein namenloses Etwas, eine Null. Als wenn Kachowski bei Bestuschew früher gedient hätte, etwa als Diener oder Koch, und dann im Dienste bei einer neuen Herrschaft sich als Dieb entpuppt hätte und sein ehemaliger Herr jetzt gezwungen wäre, in dieser unsauberen Angelegenheit als Zeuge vor Gericht zu erscheinen — ist der Ton Bestuschews. Auch er ist mit Ketten gefesselt, aber wenn Kachowski erscheint, sind Bestuschew und Benkendorff Parteigenossen. Sie flüstern einander zu, sie erweisen sich kleine Dienste im Verlauf der Untersuchung. Der Gendarmeriegeneral Benkendorff und der Adjutant des Herzogs von Württemberg, Bestuschew, konnten zwar aneinandergeraten, auch sehr ernstlich, aber diesem Dritten gegenüber waren sie eine geschlossene Mauer. Eine glatte, eisige Mauer der Solidarität, gegen die Kachowski vergeblich anrannte.

Man höre sich diese Aussage an: „Kachowski hat mir nicht gefallen, denn er war bestimmt, das Attentat auszuführen. Ich wollte ihn entfernen, und als ich sah, daß er Rylejew mit seinen Fragen lästig wurde ... hetzte ich ihn auf und brachte es soweit, daß Rylejew auf seine Dienste in der Gesellschaft verzichtete." So sagt man von einem Diener — wenn man höflich sein will: man verzichtet auf seine Dienste.

Eines schönen Tages forderte Bestuschew Kachowski zu einem Spaziergang auf. Im Sommergarten, in einer stillen Seitenallee, wo nur Kinder und schläfrige Ammen zu sehen waren, machte er ihm kurz und sachlich seine Stellung in der Gesellschaft klar. Diese durch die Aussage der beiden Teilnehmer der Nachwelt überlieferte Unterhaltung ist einer schnellen Operation nicht unähnlich. Sie hatte kaum begonnen — die beiden Spaziergänger waren noch nicht bei der nächsten Diana, deren Marmorknie aus dem Gebüsch schimmerte —, und schon war alles zu Ende. Kachowski verspürte keinen Schmerz. Aber am nächsten Tage erkrankte er.

Eine seltsame Leere befiel ihn — und dann diese Stimme, die wie eine geschliffene Klinge funkelte:

„Denke dir, Rylejew bildet sich ein, daß sich Menschen finden werden, die nicht nur sich selbst den Zwecken der Geheimgesellschaft, sondern auch ihre Ehre zu opfern bereit sein werden."

„Was sagst du?"

„Derjenige, der die Familie zu beseitigen bereit sein wird, soll Geldmittel erhalten und ins Ausland fliehen. Aber wenn er festgenommen werden sollte, dann muß er seine Zugehörigkeit zur Geheimgesellschaft verleugnen, denn das würde ihr schaden."

„Auch dann, wenn wir siegen sollten?"

„Einen Zarenmord wird das Volk stets als ein Verbrechen verurteilen, auch wenn er mit den besten Absichten verübt worden ist."

„Wenn eine solche Handlung jetzt als Verbrechen gilt und auch nach der eroberten Freiheit so angesehen werden wird, dann ist es wohl besser, sie zu unterlassen?"

Kachowski wollte jetzt alles wissen.

„Ich glaube nicht, daß sich solche Menschen finden werden!"

Bestuschew erwiderte:

„Das glaubte ich auch nicht, aber Rylejew behauptet, daß du dich dazu entschlossen hättest . . ."

Kachowski kämpfte mit Tränen. Man wollte ihm seine Ehre, die er dem Vaterlande zuliebe vielleicht freiwillig geopfert hätte, niederträchtig stehlen, wie man ein Portemonnaie aus der Tasche stiehlt.

„Da irrt er sich — sage ihm, bitte: Wenn er mich wie ein blindes Werkzeug, wie einen Dolch gebrauchen will, dann soll er achtgeben, daß er sich selbst dabei nicht schneidet. Schon lange bemerke ich, daß er mich zu etwas verführen will — aber er täuscht sich. Ich bin bereit, mich für das Vaterland aufzuopfern, aber ich bin nicht dazu da, um ihm

oder seinen allzu klugen Freunden zum Aufstieg zu verhelfen."

Bestuschew lachte: „Das will ich meinen — man müßte ja verrückt sein, um sich für so etwas herzugeben! Zumal wenn man bedenkt, daß man von seinen eigenen Kameraden nicht anerkannt wird und Verleumdung zu gewärtigen hat. Die anderen aber werden die besten und einflußreichsten Stellungen für sich beanspruchen."

Bestuschews Scharfsinn traf mitten in die Wunde. „Kachowski war nicht von der ihm zugedachten Aufgabe betroffen, sondern von der Strafe, die ihm auch unter einer freigesinnten Regierung nicht erspart bleiben sollte."

Pjotr Kachowski schwankte nicht, solange er an die Partei glaubte. Jedenfalls nicht mehr, als ein russischer adliger Offizier vor hundert Jahren schwanken mußte, der zum erstenmal seine Hand gegen den Zaren im Namen der Republik erhebt.

Aber nach diesem Spaziergang ging alles in die Brüche. Es stellte sich heraus, daß die Interessen der Geheimgesellschaft und die Interessen des revolutionären Rußlands nicht mehr übereinstimmten. Vielleicht hatten sie überhaupt nichts miteinander gemein?

Bei diesem Gedanken mußte Kachowski plötzlich an seine materielle Abhängigkeit von den Dekabristen denken. Sein neuer violetter Frack legte sich schwer auf seine Schultern, als wenn er nicht aus feinem Tuch, sondern aus schweren Eisenplatten gemacht wäre.

Und die Gratisdiners bei Hack, Austern und Wein, die immer andere bezahlten? Und seine Reise nach Smolensk und überhaupt sein ganzes für fremde Rechnung geführtes Leben? Seine Arbeitgeber sorgten für sein leibliches Wohl, sie bürgten für seine Schneiderrechnungen, sie versahen ihn mit Taschengeld. Diese Herren schenkten ihm Trinkgelder, und er, Kachowski, nahm diese milden Gaben an, ohne etwas zu bemerken, ohne die Sachlage zu übersehen. Und wie hätte er sie nicht annehmen sollen?

Er war ja schon mehrmals nahe daran, Petersburg zu verlassen, zumal als „die großen Pläne bei untauglichen Mitteln" und das ewige Hin und Her Kachowskis Glauben an die revolutionären Bestrebungen der Geheimgesellschaft schwankend machten. Auch war er dem kostspieligen Petersburger Leben nicht gewachsen.

Er traf alle Vorbereitungen für die Reise und ging zu Rylejew, um von ihm Abschied zu nehmen. Aber Rylejew ließ ihn nicht fort. Wenn jemals zärtliche Freundschaft und tiefe geistige Verwandtschaft diese beiden Menschen verbunden hat, so war es sicher in dieser unvergeßlichen Nacht.

Rylejew sprach von der Revolution, daß sie unmittelbar bevorstehe, daß sie jeden Tag das ihr geweihte Opfer einfordern könne. „Es ist nahezu alles vorbereitet, die Mitgliederzahl genügt — es bleibt nur noch die Arbeit mit den Soldaten. Dieser große Tag", Rylejew warf einen Blick nach den Heiligenbildern, „wird unbedingt im Jahre 26 kommen." Dann sprach er von Natascha, seinem kleinen Töch-

terchen, dann von Gedichten und schließlich wieder von Revolution. In dieser Nacht vernahmen die Romantiker ihre leichten Schritte durch das weiße Licht der hellen Petersburger Nächte der Morgendämmerung entgegeneilen. Liebe, Revolution, das kleine Töchterchen und wieder Liebe. Kachowski blieb natürlich.

Und als er das Haus verließ und oben auf dem Treppenabsatz die feine Gestalt Rylejews stehen sah — den edlen, von Mitzkewitsch besungenen Hals, die Hand des Dichters auf dem Kerzenleuchter, und den seltsamen übernächtigten Glanz auf der steilen Stirn —, da nannte er ihn seinen Bruder und schenkte den Banknoten keine Beachtung, die die Freundschaftshand in die seine gedrückt. Er steckte sie, ohne sie eines Blickes zu würdigen, in die Tasche. Die Gesellschaft, die ihn brauchte, gab ihm die Existenzmittel. War es nicht selbstverständlich? . . .

Nach seinem Spaziergang mit Bestuschew schrieb Kachowski einen Brief an die Mitglieder des Zentralrats, in dem er ihnen vorgestellt zu werden wünschte. Rylejew verbrannte den Brief und lehnte es ab. Jetzt wußte Kachowski, daß Bestuschew die Wahrheit gesagt hatte. Ein Haß gegen Rylejew erfaßte ihn. Er schied aus der Gesellschaft aus.

Aber Kachowski war der Bewegung tief ergeben. Als die Nachricht von dem Tode Alexanders kam und die Gesellschaft ein neuer Tätigkeitsdrang erfaßte, „schloß er sich ihr wieder an, denn es war

ihm unmöglich, der Sache des Vaterlandes fernzubleiben".

Aber die früheren Beziehungen waren nicht mehr wiederherzustellen. Kachowski prüfte mißtrauisch jedes Wort, jeden Vorschlag betrachtete er lange wie eine gefälschte Banknote gegen das Licht und verglich ihn mit dem, was seine unklare politische Vorstellung als den Interessen der ärmsten Klassen, des kleinen Adels, der verhungerten Beamtenschaft dienlich oder feindlich bezeichnete. Diese seine Welt der Wertungen hatte eine gewisse Verwandschaft mit derjenigen Dostojewskis, mit den „Erniedrigten und Beleidigten" und mit Akakij Akakijewitsch und seinem Wintermantel, denn auch Kachowski gehörte ihr an. Unter den Flügeladjutanten und Fürsten hielt ein Vertreter jener namenlosen Straßenpassanten Wache, die frühmorgens in schäbigen Mänteln und mit Aktentaschen durch Nebel und Schmutz watend ihren Kanzleien zueilten. Er hatte sich fest vorgenommen, „sich gegen den Zentralrat zu erheben, wenn er dem Vaterlande schädliche Bestrebungen zeigen sollte".

Rylejew wußte um diese Denkwege Kachowskis, hielt ihn möglichst von sich fern und versuchte, ihm seine wahren Absichten vorzuenthalten.

Indes dauerte das Hin und Her, das bisherige Schwanken an. Drei Tage vor dem Aufstand war man nahe daran, die Gesellschaft aufzulösen.

Es fanden Versammlungen von Offizieren statt, die Direktiven und Befehle einholten — das waren

nicht mehr friedliche Unterhaltungen wie früher. Rylejew war bereits mit der lebendigen Revolution verbunden, er ließ sich von ihrem Strom treiben. Man könnte meinen, daß die Logik der Ereignisse ihn hätte zwingen müssen, mit Trubezkoi, Bestuschew und Obolenski, mit der ganzen rechten Mehrheit, zu brechen, und zwar vor allem anläßlich der Frage des Zarenmordes. „Wenn wir den Zaren gefangennehmen," argumentierte Rylejew, „wird unbedingt ein Bürgerkrieg entstehen. Um diesen zu vermeiden, muß man ihn opfern. Wenn die ganze Zarenfamilie vernichtet ist, dann werden alle Parteien zu einem Zusammenschluß geneigt sein, oder man wird sie wenigstens eher beruhigen können."

Der Gedanke war richtig. Wenn Rylejew ihn Kachowski ebenso klar auseinander gesetzt hätte, wie später Benkendorff in der Festung, dann wäre Nikolai Pawlowitsch nicht in der Lage gewesen, den Senatsplatz lebend zu verlassen, vielleicht sogar die Stufen seines Palais. Aber Rylejew konnte sich nicht dazu entschließen. Im Gegenteil. „Zwei oder drei Tage vor dem 14. Dezember", hat er nochmals, und zwar zusammen mit Bestuschew versucht, Kachowski den letzten Rest des Glaubens zu nehmen.

„Alle sind ratlos, die ganze Gesellschaft ist in Gärung", schrie Kachowski. „Es genügt ein einziger Schlag, um alle auf unsere Seite zu bringen. Ist es wahr, daß die Gesellschaft sich auflösen soll?" Und als es sich herausstellte, daß es stimmte, sagte er: „Ich erkläre Ihnen, meine Herren, daß ich Sie

bei der Regierung denunzieren werde, wenn Sie nicht handeln!“

Aber man fuhr fort, ihn mit kalten Duschen der Mäßigung, mit der alten Zweideutigkeit zu behandeln: „Der Zweck der Gesellschaft ... die Umgestaltung der Regierung, besteht nicht im Morden, das braucht die Gesellschaft nicht.“

Und der feigste Plan ward gebilligt. Der Zar sollte wie zufällig, im allgemeinen Wirrwarr bei der Besetzung des Palais — gewissermaßen zwischen den Türen eingeklemmt — um die Ecke gebracht werden. Nicht auf Grund eines Urteils der revolutionären Partei hingerichtet, sondern bei einem Progrom niedergestampft werden. Wie, wann und durch wen es geschehen sollte, das wußte niemand...

Aber nach der letzten erregten Versammlung, am 13. Dezember, änderte Rylejew wieder seinen Entschluß. Es war im Vorzimmer, als alle auseinandergingen. Er drückte Kachowski an sich und bat ihn mit Tränen in den Augen, Nikolai gleich morgen, noch vor dem Aufstande, zu töten.

Kachowski fühlte die kratzende Berührung von Rylejews gestärktem Halstuch an seiner Wange, das klägliche Tröpfeln heißer Tränen und — ein gleichgültiges Erstaunen. Man suchte ihn zu überreden. Warum nur? Hat er sich etwa jemals geweigert? Und gleich das erste Wort Rylejews rückte ihn weit in die Ferne, so weit, daß Kachowski nur mit Mühe die derangierte Gestalt erkennen konnte, deren kleine flehende Hände sich ihm bittend entgegenstreckten.

„Du bist einsam auf dieser Erde, du kannst nützlicher sein, dort, als auf dem Platz. Vernichte den Zaren."

Wozu war es nötig, ihm ausgerechnet in diesem Augenblick seine Einsamkeit vorzuhalten? Das bedeutete ja: du bist arm, unansehnlich, nackt, du hast nichts zu verlieren, gehe und befreie uns von dem Zaren.

Kachowski war kein Feigling. Er hatte es am anderen Tage auf dem Senatsplatz bewiesen. Er hatte sich wiederholt von seinen Freunden ihre vorzüglichen Pistolen geben lassen, die sie nicht zu gebrauchen wagten, um sich die Hände zu wärmen . . . Er hatte Graf Miloradowitsch erschossen, er hatte Stürler getötet. Er hatte den Erzbischof so entschlossen in die Flucht gejagt, daß der alte Fuchs Speranski, der diesen Vorgang von seinem Fenster aus beobachtete, sein Vergnügen daran hatte. Kachowski rief ihm zu:

„Laß es gut sein Alter, die Zeit ist vorüber, da du uns betrügen konntest, geh nach Hause."

Kachowski gab einem Hofadjutanten eine Ohrfeige. Kachowski hätte den Großfürsten Michail getötet, wenn die allgemeine Ratlosigkeit nicht so groß gewesen wäre, und auch den Zaren, wenn dieser es gewagt hätte, sich den Aufrührern zu nähern. Als ein Soldat in der Hand des Fürsten Obolenski die rauchende Waffe erblickte und einen verwundeten General davonreiten sah, umarmte er den Fürsten und dankte ihm mit Tränen. Sowohl die Umarmung des Soldaten als seine Tränen,

beides hätte Kachowski für sich beanspruchen können. Er allein kämpfte wirklich für sein Ideal der Volksregierung, dem die Nordländer so feindlich gesinnt waren. Und er kämpfte trotz aller seiner Zweifel.

Aber wie hätte Kachowski gekämpft, wenn er an diesem großen Tage von dem Bewußtsein seiner Einsamkeit befreit gewesen wäre! Sie zehrte an ihm solange er lebte. Und auch der Vorschlag Rylejews lief auf dasselbe hinaus: er sollte sich als Außenseiter, irgendwo abseits, außerhalb seiner Freunde schlagen. Nein, Kachowski gehorchte nicht, ging nicht zum Palais, sondern direkt nach dem Senatsplatz. Er dachte wohl, daß man ihn dort nicht verleugnen würde, auch wenn man es wollte.

Aber Kachowski irrte sich. Alle sagten sich von ihm los.

Noch am selben Abend, in der Nacht zum 15. Dezember geschah es. Die Verschwörer versammelten sich unmittelbar nach dem Aufstande in der Wohnung Rylejews, und schon damals schob die Freundschaftshand Steingels den geschwärzten Dolch Kachowskis von sich, der ihn einem seiner Genossen als Andenken aufdrängen wollte.

Die Dekabristen waren die Blüte ihrer Epoche, die differeziertesten, glänzendsten Menschen jener Zeit. Aber es ist erstaunlich, wie brutal sie Kachowski behandelt haben. Dieser sagte irgendwo von Rylejew: „Er glaubte sehr feinsinnig zu sein, in Wirklichkeit aber ist er sehr plump." Es ist wahr, Kachowskis Geste mit dem blutigen Dolch

war ein wenig theatralisch und deplaciert, aber wie konnte man ihn in dieser Art zurückweisen, der nahezu der einzige war, der die Solidarität so ernst genommen hatte, daß er sich nicht scheute, Blut auf sein Gewissen zu nehmen. Ein Wort hätte genügt, um ihn zu beruhigen und zu überzeugen, daß die Kameraden ihn nicht in Stich lassen.

Sein Prozeß unterscheidet sich von denen aller übrigen Dekabristen durch einen charakteristischen Zug: er besteht fast ausschließlich aus Konfrontierungen. Sie beginnen in den ersten Maitagen und dauern einen ganzen Monat an. An manchen Tagen wird er zweimal seinen ehemaligen Genossen gegenübergestellt. Die mit trockener Kanzleifeder protokollierten Verhöre werden an manchen Stellen durch Verzweiflungsschreie unterbrochen. Wie sollte man anders die folgenden Sätze auffassen:

„Ich bat und bitte Sie, mich nicht mehr zu befragen und mit mir zu verfahren, wie es Ihnen beliebt."

„Entschuldigen Sie mich, aber ich kann mich nicht mehr verhören lassen."

Aber nach jedem Geständnis, mit dem sich Kachowski glaubte loskaufen zu können, folgte eine neue Druckaktion. Die Konfrontationen nahmen ihm die letzten Stützpunkte. Nach den beiden letzten — mit Steingel und Bestuschew — baumelte Kachowski buchstäblich am Galgen.

Es gab keinen einzigen Genossen, der bei dieser Henkersarbeit nicht geholfen, die Schlinge an seinem Halse nicht enger gezogen hätte.

Gewiß, alle verrieten einander, aber weder bei Trubezkoi noch Obolenski und Rylejew finden wir Episoden, wie sie in Kachowski-Protokollen an der Tagesordnung sind. Man nannte ihn in Gegenwart der Gendarmen „Mörder", man scheute sich nicht, ihn zu beleidigen. Küchelbecker tat ein übriges und erfand sogar neue Verleumdungen. Als wenn jene „Verbrechen", auf die Kachowski allen Grund hatte stolz zu sein, nicht schon ausgereicht hätten.

Nach der Qual der Konfrontationen erschien ihm die Behandlung der Gendarmen überwältigend menschlich. General Lewaschow wußte diese Stimmung Kachowskis nutzbringend zu verwerten: er lockte ihm alles, was er wußte, heraus. Und das, was Kachowski vorbrachte, war für Rylejew entscheidend. Es war sein Todesstoß.

Aber der Hauptantrieb bei allen Enthüllungen Kachowskis waren nicht Rache und auch nicht die große Enttäuschung über seine hemaligen Kameraden. Es war der Wunsch, das Strafurteil der Dekabristen — Pestels revolutionären Paragraphen von dem Zarenmord, den die Dekabristen des Nordens so fürchteten — wenn es sein mußte mit eigenem Blut in die Anklageschrift einzuzeichnen. Kachowski war der Gedanke unerträglich, daß er wegen der Verrätereien eines Rylejew oder Bestuschew, Trubezkoi oder Obolenski gehenkt werden sollte.

Er wiederholte immer wieder — vom ersten Tage bis zum letzten, von der ersten Konfrontation bis zur letzten, von der ersten Seite seiner Aussagen bis

zu jener, die auf der Richtstätte auf der Kronwerk-Bastion endete —, daß er Schlinge und Tod und alle Schmähungen für seine politische Partei, für die Revolution, für jenes „Vaterland“ auf sich nehme, das ihn mit dem Zarenmord beauftragt habe. Kachowski fürchtete sich nicht vor der Hinrichtung, aber er wich entsetzt zurück, wenn man ihn, den seine Parteipflicht erfüllenden Revolutionär, zum Agenten und zum bezahlten Mörder stempeln wollte.

Kachowskis Zusammenbruch war maßlos. Auf dem Wege zum Galgen betete er laut für den Zaren.

Aber auf dem Brett, das jedem der Hingerichteten über das Totenhemd gehängt wurde, stand mit großen Buchstaben geschrieben:

„Zarenmörder.“

Mit dieser ehrenvollen Aufschrift traten diese Männer in die Geschichte der russischen Revolution ein.

Buchdruckerei Gustav Ascher G. m. b. H., Berlin SW 61